This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Emanuel Geibel's

Ein Gedenkbuch.

~~FS 310 A. 1~~

REP. G. 4012

Emanuel Geibel.

Ein Gedenkbuch.

Emanuel Geibel.

Ein Gedenkbuch.

Herausgegeben

von

Arno Holz.

Der Reingewinn dieſes Werkes wird dem Fonds eines in Lübeck zu errichtenden Geibel-Denkmals zugewandt.

Berlin. — Leipzig.
Verlag von Oscar Parriſius.
1884.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
27 JUL 1961
OF OXFORD
LIBRARY

Vorwort.

„Und eine Krone ist gefallen vom Haupte eines Königs! Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn! Und ein hoher Priester ist gestorben!“ — Mit diesen ergreifenden Worten aus Börne's „Denkrede auf Jean Paul“ legte Ernst Ziel am Beerdigungstage Emanuel Geibels in den Spalten der „Allgem. Zeitung“ ein „Gedenkblat auf ein frisches Dichtergrab“ nieder und fährt dann fort:

„Der Tod Emanuel Geibels bedeutet uns Allen viel Leid und Wehe, uns Allen, die wir noch den Glauben haben, daß der Dichter, wofern er ein echter ist, ein vom Himmel bevollmächtigter Freudenbringer und Tröster ist. In uns Allen, Alten und Jungen, klingt bei der Trauerbotschaft von Lübeck eine Saite schmerzlich an, die uns fernes Erinnern aus Kindheit und Jünglingsjahren wachruft und doch tönt wie der vertraute Laut von gestern und heute. Das ist es ja

eben: Geibel ist unter uns der Dichter, der nach der räumlichen wie nach der zeitlichen Breite des poetischen Wirkens und Waltens hin sich den glücklichsten nennen darf unter all seinen Mitstrebenden. Frage Jeder sich elbst! Was knüpft sich nicht alles für die Generation, die heute auf der Höhe des Lebens steht, an den Namen Geibel! Geibel war auf der Schulbank unser Gott — seine ersten sentimentalen Liedergaben waren in Aller Händen, und unser jugendlicher Pegasus, schüchtern und doch selbstbewußt, nährte sich an diesen melodischen Strophen einer blonden Muse. Geibel war bei den schäumenden Krügen der alma mater unser Heros — seine patriotischen Lieder, seine Sonette für Schleswig-Holstein elektrisirten die Jugend, und unsere Herzen entzündeten sich an dem bestrickenden Pathos seiner Lyrik. Geibel war in den süßen Freier- und Bräutigamsmonden unser Vertrauter — die Einzig-Eine sang seine Minnelieder, und wie Goldschnittabglanz der „Junius-lieder" lag es über unserem bräutlichen Empfinden. Geibel ist heute in den reifen Tagen der Manneshöhe unser Freund — seine tiefgedachten Odendichtungen, seine grandiosen vaterländischen Hymnen, seine formvollendeten Dramen sind längst Eigenthum seines Volkes; nach ihnen greifen auch wir, Erhebung und Erholung

suchend, in den Stunden der kampfes- und arbeitmüden Stimmung. Wie uns aber seine Dichtungen durch alle Stadien des Lebens begleiteten, so haben sie auch alle großen und bedeutsamen Strömungen der Zeit, die wir durchlebt, in sich aufgenommen, in sich ausgeprägt: kein nationaler Gedanke der letzten vier Decennien, der nicht in Geibels Dichtungen einen monumentalen Ausdruck, kein weltbewegendes Ereigniß unserer Tage, das nicht in ihnen ein eigenartiges Echo gefunden, keine menschheitliche Angelegenheit, liege sie nun im Centrum unserer Zeit oder streife sie nur ihre Peripherie, zu der Geibel nicht dichterisch Stellung genommen!"

Wer, wie ich, diese Worte des Leipziger Lyrikers gern und freudig unterschreibt, für den bedarf die Herausgabe eines Werkes, wie des vorliegenden, keine Entschuldigung; und da ich nicht glauben mag, daß es wahrhafte Freunde und Kenner der herrlichsten aller Künste giebt, die von der Bedeutung Emanuel Geibels als Dichter geringer denken, so ist es wohl das Beste, wenn ich das „Weshalb" der Herausgabe dieses Gedenkbuches unerörtert lasse und das „Wie" derselben getrost der Kritik anheimstelle. Nur seien mir hier noch einige einleitende Bemerkungen gestattet.

Als auf meine Anregung hin wenige Tage nach

dem Tode Emanuel Geibels die Verlagsbuchhandlung von Oscar Parrisius in Berlin einen „Aufruf an die deutschen Dichter und Kritiker" erließ, lief derselbe, wie mir eine Anzahl von Zeitungsausschnitten beweisen, so ziemlich durch die gesammte deutsche Presse und sei hiermit sämmtlichen Redactionen, welche für seine Verbreitung eingetreten, der schuldige Dank ausgesprochen. Die erbetenen Einsendungen ließen denn auch nicht lange auf sich warten. Aus allen Gegenden Deutschlands, selbst aus dem Auslande, wie beispielsweise aus Konstantinopel, Triest, Wien, Graz, Riga, Dorpat, Zürich, Basel und Cincinnati, liefen uns Zuschriften ein, die die seltene Popularität Emanuel Geibels nicht minder beredt kund thun dürften, als die 100 Auflagen seiner Jugendgedichte. Bis Ende Mai betrug die Anzahl der eingesandten Beiträge ca. 200, worunter sich nicht weniger als 150 Gedichte befanden. Die meisten Zuschriften stellte uns die Post aus Lübeck zu. Nächst der Vaterstadt unseres Dichters betheiligten sich Berlin, Dresden, Wien, Hamburg und München am regsten an unserm Unternehmen. Am letzten Mai wurde die Redaction geschlossen.

Hiermit dürfte das Wenige, welches ich als Herausgeber dieses Buches seinem Texte etwa vorauszuschicken

hätte, bereits erschöpft sein, und bleibt mir nun nur noch die angenehme Aufgabe übrig, meinen verehrlichen Mitarbeitern für ihre selbstlose Hingabe, die es mir nächst der Bereitwilligkeit des Herrn Verlegers in erster Linie ermöglichte, die diesem Buche zu Grunde liegende Idee zu verwirklichen, meinen wahrhaften und herzlichen Dank auszusprechen.

Mit Vergnügeu folge ich auch noch einer Aufforderung des Herrn Max Trippenbach (Aschersleben) und richte hiermit an das Publikum die dringende Bitte: Gedichte, Briefe, Broschüren, Zeitungsausschnitte, Portraits, Anekdoten, unveröffentlichte Manuscripte u. s. w., u. s. w., die irgendwie für einen Geibelforscher von Interesse sein könnten, dem genannten Herrn freundlichst mittheilen zu wollen. Derselbe ist bereits seit Jahren mit den umfangreichen Vorarbeiten zu einer Biographie des Dichters beschäftigt und würde für jeden Fingerzeig, der ihm seine schwierige Aufgabe erleichterte, äußerst dankbar sein. —

Möge dieses „Gedenkbuch" eine seines Zweckes würdige Verbreitung finden und so den Beweis liefern, daß auch in unserer Zeit trotz Pessimismus und Materialismus das Menschenherz mehr als ein bloßer

Muskel geblieben ist und daß vor Allem auch unsere Generation jener Tugend keineswegs ermangelt, deren Fehlen ihr so oft zum Vorwurf gemacht wird, nämlich der Pietät.

Berlin, im Juni 1884.

Der Herausgeber.

Verzeichniß der Mitarbeiter.

Seite.

Bartsch, Karl — Heidelberg 270
Baehr, Paul — Bad Oynhausen 286
Blüthgen, Victor — Freienwalde 324
Bodenstedt, Friedrich — Wiesbaden 331
Brauer, Max — Berlin 298

Cerri, Cajetan — Wien 295

Dahn, Felix — Königsberg i. Pr. 288

Fastenrath, Johannes — Köln 311
Fick, Heinrich — Cincinnati 343
Fischer, Johann Georg — Stuttgart 352

Gaedertz, Karl Theodor — Berlin 279
Goedecke, Karl — Göttingen 234
Goette, Rudolf — Dresden 235
Grosse, Julius — Weimar 167
Groth, Klaus — Kiel 273
Grube, Max — Dresden 224

Hamel, Richard — Frankfurt a. O. 290
Henckell, Karl — Hannover 350
Heyse, Paul — München 269
Hohenhausen, Fr. von — Berlin 220
Holz, Arno — Berlin 300 313

Idel, Wilhelm — Wermelskirchen 340
Jahnke, Hermann — Berlin 306
Jensen, Wilhelm — Freiburg i. Pr. 133 274
Jerschke, Oskar — Straßburg i. E. 238

Seite.

Kalbeck, Max — Wien 190
Kerber, F. — Riga 283
Krügel, Hugo — Berlin 322

Lange, K. — Breslau 309
Lindau, Paul — Berlin 179
Lindenberg — Nuffe 129
Lingg, Hermann — München 338

Meerheimb, Richard von — Dresden 336
Michaelis, Emma — Damkirch, Oberelsaß 342

Rittershaus, Emil — Barmen 345

Schanz, Uli — Dresden 310
Schneider, Max — Rügenwalde 299 333
Schneider, Ulrich — Schilbach bei Schöneck i. S. . . . 297
Segert, Anna — Strelitz i. M. 307
Seidl, Franz Xaver — Regensburg 355
Sendach, Ludwig — Wien 296
Sutermeister, Otto — Zürich 356

Thiemich, Paul — Breslau 277
Trippenbach, Max — Aschersleben . . . 19 204 255 312
Trummer — Lübeck 118

Vischer, Friedrich — Stuttgart 292
Voigt, Hermann — Berlin 293

Waldmüller, Robert — Dresden 1
Weber, Henriette — Mühlhausen i. E. 329
Wichert, Ernst — Königsberg i. Pr. 348
Wisbacher, Franz — Ainring 327

Zettel, Karl — Regensburg 347

Erſter Theil.

Gedenkrede auf Emanuel Geibel.

Gehalten im Dresdener literarischen Verein*)

von

Robert Waldmüller.

Dresden.

Ein ungewöhnlich glückliches Dasein hat in der stillen Woche vor Ostern seinen Abschluß gefunden. Nicht daß die Tage Emanuel Geibels von der Wiege bis zum Grabe eitel Sonnenschein begleitet hätte. Er selbst wäre der letzte gewesen, eine so verhängnißvolle Huld der Götter für sich zu erbitten. Neben zahlreichen

*) Der Dresdner Verein war die erste literarische Genossenschaft, welche den Manen des entschlafenen Dichters eine größere Gedenkfeier widmete. Den Kern dieser Feierlichkeit bildete die oben mitgetheilte Rede, deren Eingang mit wenigen Worten von den erschütternden Seiten des Scheidens eines seiner Nation so innig befreundeten Genius auf dasjenige überlenkte, was uns, die wir an seinem Grabe trauern, zum Troste gereichen kann.

kleinern oder größern Verdunkelungen seiner Lebenstage sind zwei schwere Heimsuchungen über ihn verhängt gewesen: der frühe Tod seiner inniggeliebten Gattin und die langwierige Krankheit, welche Jahrzehnte lang täglich während vieler Stunden ihn zu qualvoller Unthätigkeit verdammte und der er endlich erlag.

Aber wie er seine Seelen- und Körperschmerzen zu einem Läuterungsprozeß zu machen verstand, der den Schwingen seines Genius immer höhere Flugkraft lieh, so ziemt es auch uns, durch ein liebevolles Versenken in die lichteren Seiten seines Bildes die lebensfreudige Persönlichkeit, als welche er in unserm Gedächtniß fortzudauern verdient, uns klar vor Augen zu stellen.

Fassen wir nur das Wesentliche zusammen. Was kann einem Kinde besseres zutheil werden, als die Hut geachteter, treuer, liebevoller Eltern, als Geschwister, mit denen es in innigem Zusammenhange aufwächst? Beider Geschenke des Himmels durfte er in vollem Maße froh werden. Er war der siebente von acht Geschwistern, und sein väterliches Haus, ein Pfarrhaus, ehrbar wie die alte Hansestadt selbst, aber gleich dieser den heitern Seiten des Daseins keineswegs verschlossen, entließ den Jüngling erst, als für die ungebundenere Lern- und Lebensweise des Studenten seine Vorbildung wie sein Charakter bereits in reichem Maße Gewähr boten. So zog der junge Poet — denn schon gelangen ihm poetische Improvisationen — nach Bonn an den Rhein. An den Rhein! War das etwa kein Sonnen-

blick? Und wie er nun dort, von dem Zauber des neuen Daseins durchleuchtet, sich der Göttergabe der Poesie immer deutlicher bewußt wird, wie er der Theologie entsagt und sich am Ende des zweiten Semesters nach Berlin wendet, um bei Böckh Metrik zu hören, bei Lachmann Properz, bei Droysen Aristophanes, bei Erdmann endlich philosophische Unsterblichkeitslehre, wie er so mit vollen Segeln in das Meer hinausschiffen darf, aus dessen fernster Ferne die Insel der Seligen lockt, das Eden der Poesie, fügt es sich da nicht auch noch glücklich, daß es die Zeit ist, wo in der sonst bloß als kritisch und geistreich verrufenen märkischen Metropole wirkliche Poeten von Gottes Gnaden heimisch sind — ich nenne nur Eichendorff und Chamisso —, und was noch mehr sagen will, daß sie den jungen Genossen freudig willkommen heißen? Und wie reiht sich nun eins ans andre! Curtius, ein Landsmann und Freund Geibels, hat eine Hauslehrerstelle in Athen angenommen. Wird Geibel verurtheilt sein, Semester um Semester im märkischen Sande den Lippen eines Professors zu lauschen? O nein! Ehe er sich dessen versieht, ist bei dem russischen Gesandten in Athen eine Hauslehrerstelle vakant geworden, und Bettina hat ihn in ihrer unwiderstehlichen Weise schon dahin empfohlen. Eine ganze Schaar Bewerber zieht Nieten, unser Poet kommt mit der Glücksnummer heraus. Wenige Wochen später steht er auf dem heiligen Boden seiner Sehnsucht, trinkt er mit vollen Zügen aus dem lebendigen Born klassischer Er-

innerungen, läßt er die Wonnen der südlichen Natur sein ganzes schönheitsdurstiges Wesen durchdringen und erfüllen. Zwei beglückende Jahre — das letzte in fast völliger Ungebundenheit — enteilen ihm unter dem gesegneten Himmel des alten Hellas wie ein entzückender Traum, ein Traum, der auch nicht der poetisch fruchtbaren Stunden entbehrt und der daneben aus seinem überreichen Füllhorn erweiterte Weltkenntniß wie klare Einblicke in die Bildungsfundgruben der Menschheit verschwenderisch ausstreut.

Da kam's mir ins Gemüth:
Hier unter diesem blauen
Gezelt, wo's ewig blüht,
Wie gut wär's Hütten bauen! . . . . .

Doch froh gedacht ich's kaum,
Da sprach das Herz mit Beben:
Das ist ein schöner Traum,
Doch ist's ein Traumbild eben.

Wie sollte dir, o Thor,
Erblühen Rast und Friede,
Wo nimmermehr ein Ohr
Aufhorchte deinem Liede!

Also in die Heimath zurück! Schon aus Athen hatte er dahin geschrieben, sein Poetenberuf gönne ihm in der Fremde nicht Ruhe. „Platen ist todt, schrieb er, Chamisso ist todt, Uhland schweigt schon lange, Rückert zersplittert sich; unter den jüngeren ist nur Freiligrath von Bedeutung. Es ist Zeit, daß neue, kräftige Stimmen

durchdringen, sonst verliert sich alles in charakterlosem Gezwitscher.“

Man traut seinen Ohren nicht! Von solcher Wichtigkeit war damals noch die Poesie. Aber wir Aeltern wissen es ja, sie hatte zu jener Zeit in der That eine führende Rolle; gab es doch noch keine freie Presse, nahm die Journallektüre doch noch nicht wie heute die Mußestunden eines großen Theiles der Gebildeten in Anspruch, war es doch höchstens erlaubt, in gebundener Rede anzudeuten, wie vieles in der Welt und vor allem in nächster Nähe anders sein sollte, als es war. Aus dem „Gezwitscher“ wurde denn auch gar bald das grelle Schreien der Vögel, die dem Sturm voraufziehen, unter ihnen als der vernehmbarste Georg Herwegh in seinen „Gedichten eines Lebendigen“. Mußte aus der Poetenschaar ihm einer antworten — und wohl war die Aufforderung dazu eine dringende —, so konnte es nur Geibel sein. In ihm vor allem lebte die Ueberzeugung, daß Deutschland eine Beute der Erbfeinde an der Newa und an der Seine werden würde, wenn es durch einen Bürgerkrieg das Gerüst zusammenstürze, auf welchem seine Scheineinheit beruhe. Doch wozu in nüchterner Prosa sagen, was der siebenundzwanzigjährige Geibel im Februar 1842 als Antwort an Georg Herwegh volltönig ins deutsche Land hinaussang!

Es scholl dein Lied mir in das Ohr
So schwertesscharf, so glockentönig,
Als wär' aus seiner Gruft empor
Gewallt ein alter Dichterkönig.

Und doch! Ich weiß' es nicht von mir,
Ich muß dich in die Schranken laden;
Komm an in voller Harnischzier,
Auf Tod und Leben Kampf mit dir,
Kampf, du Poet von Gottes Gnaden!

Ob in der That ohne gewaltsamen Umsturz des Bestehenden durchzukommen gewesen wäre, wer will es sagen? Hören wir heute die Wortführer der Arbeiter nach jenem letzten Mittel, nach der Revolution, rufen, so empfinden wir ähnliches, wie in der Zeit des heraufziehenden achtundvierziger Sturmes Geibel und diejenigen empfinden mußten, denen das Hereinbrechen gesetzloser Zustände ein Gräuel war. Daran, daß auch Freiligrath damals auf gleichem politischen Boden stand und eine Pension des Königs von Preußen bezog, sei hier nur erinnert, um damit ein Streiflicht auf die noch nicht zur klaren Sonderung der Parteien gelangte Zeitstimmung fallen zu lassen.

Es war begreiflich, daß jenes Gedicht nicht allein in der breiten Masse des Volkes Aufsehen erregte. Kurz nach dem Weihnachtsfeste 1843 wurde Geibel von seinem Gönner, Herrn von Rumohr, zu einem kleinen Mittagsmahle eingeladen. Als der Gast die schön gefältelte Serviette aufhob, lag unter derselben ein Schreiben aus Berlin: Friedrich Wilhelm IV. hatte dekretirt, dem Dichter Emanuel Geibel sei eine lebenslängliche Pension von dreihundert Thalern zuzusichern — wieder ein

warmer Sonnengruß des Geschicks, aber nicht allein für ihn, nein, auch für uns, die wir jetzt beim Ueberschauen seines Lebensganges und der reichen Ernte, die uns allen aus demselben erwuchs, diese königliche Ermunterung zum Beharren auf dem Platze des amtlosen Poeten segnen dürfen, einer Lebensstellung, für welche mit Recht die Mehrzahl der Gelehrten, der Geschäftsleute und der Leute in Amt und Würden kein Verständniß hat, und ohne welche doch das volle Ausreifen einer Begabung, wie diejenige Geibels ganz undenkbar gewesen wäre. Ja, wir wollen uns freuen, daß Geibel Poet und einzig Poet blieb. Oder hätte es nicht seine Richtigkeit mit dem, was Geibel einem guten Gedichte nachrühmt — und wie reich ist die Fülle guter Gedichte, die wir ihm jetzt verdanken!

Ein gut Gedicht ist wie ein schöner Traum,
Es zieht dich in sich, und du merkst es kaum;
Es trägt dich mühlos fort durch Raum und Zeit,
Du schaust und trinkst im Schaun Vergessenheit,
Und gleich als hättest du im Schlaf geruht,
Steigst du erfrischt aus seiner klaren Flut.

„Steigst du erfrischt aus seiner klaren Flut.“ Wer möchte behaupten, daß solches Seelenbad ein bloßer Luxus sei, daß es nicht vielmehr Leib und Seele im Kampfe mit den Tagesmühen dieses Daseins stärke und stähle?

Was in dem früh begonnenen und spät beschlossenen Dichterschaffen Geibels alles zutage gefördert worden ist,

liegt jetzt in den acht Bänden der Gesammtausgabe seiner Werke vor. Ich muß es mir versagen, auch selbst nur auf ein Skizziren der einzelnen Rubriken einzugehen, ebenso auf die Frage nach dem Werth seiner Dramen, denen, wie man weiß, von der Bühne wenig Sympathie entgegengebracht worden ist. Dafür will ich noch anreihen, was zu den freundlichen Schicksalsfügungen zählt, die den Pfad des Dichters immer von neuem mit heiterm Glanze erfüllten. Zunächst die seiner Verlobung im November 1852 fast auf dem Fuße gefolgte Berufung nach der kunstreichen Hauptstadt Baierns, als quasi Ehrenprofessor der deutschen Literatur und Aesthetik, wiederum mit einem so geringen Anspruch an reglementmäßige Leistungen, daß seiner Muse keine wirklichen Fesseln angelegt wurden, wie Geibel es denn auch mit Beziehung auf König Max in der Schlußstrophe des Gedichtes „Abschied von Lindau" deutlich ausspricht:

Wohl mag ich treu ihm danken,
Der für den Wanderstab
Mir frommen Wirkens Schranken,
Mir Herd und Heimath gab,
Und, weil er selbst tief innen
Die heil'ge Flamme nährt,
Mit fürstlich hohen Sinnen
Des Dichters Freiheit ehrt.

Aber mehr noch als diese ehrende Berufung, mehr selbst als die schöne Beruhigung, die ihm aus dem sanft anschmiegenden Wesen seiner jungen Landsmännin und

Lebensgefährtin Amanda Trummer, und, als der Tod sie ihm entrissen hatte, aus den kindlichen Augen ihres Töchterchens erblühte, mehr als alle Erfolge, die ihm bewiesen, er habe nicht umsonst gelebt — und er hatte nach Ruhm gestrebt! — mehr als alles dies mußte ihm bedeuten, daß zugleich mit der Neugeburt des deutschen Reiches und mit der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums der Umschwung in den Gemüthern sich in der von ihm immer festgehaltenen Richtung auf das Maßvolle, Besonnene vollzog, daß ihm jetzt nicht mehr vorzugsweise die von seinen Jugendliedern zu süßen Regungen entflammten Herzen entgegenschlugen, nein, daß die kleine Gemeinde der Gebildeten und Umsturzfeindlichen, die dankbar zu ihm emporgeblickt hatte, jetzt von allen Seiten Zuwachs erhielt, und daß die Zeit nahe war, in der es nicht mehr von dem, was seine Nation ihm zuerkannte, zu heißen brauchte:

Ist's kein Ruhm auf weiter Erde,
Ist's ein Blumenkranz am Herde;
Ist's kein jauchzend Volk, Poet,
Ist's ein Freund, der dich versteht.

Dies jauchzende Volk, wie es einst Herwegh, dann Freiligrath, Uhland, Kinkel auf den Schild hob, er hatte es schmerzlich vermißt, und immer wird es derjenige vermissen müssen, der nicht durch ein politisches Martyrium das Mitgefühl der großen Masse erregt. Aber wenn wir es nicht niedrig anschlagen dürfen, daß Geibels Lebensabend von der Hoffnung verklärt wurde, sein dich-

terisches Wirken werde nun im Laufe der Zeit immer weiteren Kreisen zum Halt und zum Labsal gereichen, so müssen wir ihm doch vor allem die weit höhere Wonne nachempfinden, mit der gerade ihn die Thatsache der Neugeburt Deutschlands erfüllt haben wird. Immer wieder, wir wissen's ja, ist von Geibel der Ruf nach Wiederaufrichtung des deutschen Reiches erhoben worden; hier sei nur an eins seiner frühesten Kaisergedichte erinnert, an „Friedrich Rothbart".

Tief im Schoße des Kyffhäusers
Bei der Ampel rothem Schein
Sitzt der alte Kaiser Friedrich
An dem Tisch von Marmorstein. . . . . .

Es ist so volksthümlich geworden, daß, wie es in solchem Falle zu geschehen pflegt, fast niemand fragt: wer hat es denn gemacht, ja, die Wenigsten auf diese Frage zu antworten wüßten.

Alles, was ich bis hieher über Geibel gesagt habe, giebt nur allgemeine Andeutungen über seinen Lebenslauf und über den Umfang seiner poetischen Anlagen. Wie war er sonst geartet? Ich habe das Glück gehabt, ihn noch persönlich kennen zu lernen; etwa vor einem Jahrzehnt brachten meine Frau und ich einen schönen Sommerabend mit ihm in dem ländlichen Schwartau zu, auf der Rückreise von Rantzau, von wo uns der jetzt ja leider auch schon dem Leben entrückte, Geibel von Athen her herzlich befreundete Graf Wolf Baudissin Grüße für ihn aufgetragen hatte. Vor sechs Uhr nach-

mittags war Geibel damals nicht schmerzenfrei und daher auch nicht zugänglich. Da aber trat er uns mit solcher Frische und Lebendigkeit entgegen, daß wir den Eindruck hatten, er sei noch in seinen besten Jahren. Während des stundenlangen Umherstreichens mit ihm in dem schönen Buchenwalde der Nachbarschaft bestätigte sich dann auch, was er in einer seiner Episteln sagt: „Leicht fließt mir das Wort in lebendiger Rede, wenn die Sache mich reizt.“ Geibel war mittelgroß, hatte dunkles Haar und blitzend schwarze Augen, vielleicht ein Vermächtniß von jenseits der Vogesen, denn mütterlicherseits floß in seinen Adern ja ein Tropfen Emigrantenbluts. Er hat uns nach dem Abendbrote dann noch den hohen Genuß bereitet, ihn eine seiner Balladen vorlesen zu hören, mit klangvollem Organ und schöner Klarheit, und wir sind spät abends mit der Zuversicht geschieden, daß wir uns nicht zum letztenmale die Hände schüttelten — eine Zuversicht, die sich nun doch als trügerisch erwiesen hat.

Im Gegensatz zu Lenau, Hölderlin, Möricke, Rückert und so vielen Dichtern, die sich abseits zu halten liebten, hat Geibel frühzeitig sich und seine Muse gewöhnt, auch in enger Berührung mit der Welt sich nicht zum Feiern verurtheilen zu lassen, und die Leichtigkeit mit der er improvisirte, legt Zeugniß ab für die durch aufmerkende Hörerkreise gesteigerte poetische Erregbarkeit seines Naturells. Kurz nach seinem Hinscheiden ist eine Improvisation dieser Art in einer Wochenschrift mitgetheilt worden. Sie wurde, als sie entstand, sofort nach der

Melodie: „Freude, schöner Götterfunken“ gesungen und lautet wie folgt:

Trinklied.

Thee beherrschet die Bezirke,
Wo die lange Mauer steht;
Heißen Kaffee trinkt der Türke,
Und der Perser schlürft Sorbet.

Bei des Kumis hellem Gusse
Wird der Sohn der Steppe froh,
Quas und Fusel trinkt der Russe,
Walfischthran der Eskimo.

Schwärmt der Franzmann beim Champagner,
Glotzt der Brite stumm ins Ale,
Heißen Xeres trinkt der Spanier,

Hier mußte Geibel einen Augenblick nach dem Reim auf Ale suchen, dann aber fuhr er fort:

Kaltes Wasser — das Kameel.

Aber wir, bekränzten Hauptes,
Trinken unsers Stromes Wein;
Soll die Welt sich drehn, o glaubt es,
Muß die Welt auch trunken sein.

Nicht aber diese gesellige Gabe allein, weit eher noch sein offenes, zutrauenerweckendes Wesen bahnte ihm, schon ehe er berühmt und deshalb gesucht war, allerorten die Pfade. Im Laufe der Zeit kamen dann seine Wanderlust und die völlige Unabhängigkeit, die er sich erhalten hatte, den nach seinem Umgang verlangenden Gastfreunden auf halbem Wege entgegen.

Ernst von Houwald auf Schloß Neuhaus, Freiherr von der Malsburg auf Schloß Escheberg in Hessen, Fürst Carolath, Graf Haugwitz und viele andere musenfreundliche Männer hielten den geistvollen, weitgewanderten mittheilsamen Kunstjünger oft viele Monate lang in ihrem Kreise fest, erfreut, daß ihm nirgend die Muse ihr Geleit versagte. Und wie wohlthuend war für ihn selbst das Aufathmen unter Menschen, die nicht fragten, ob er sich denn nicht etwa doch nach einem Amte umsehen solle! Denn bis zum Irrewerden an sich selbst war er durch diese Fragen gebracht worden:

Bestürmt von Zweifeln rang ich damals, o wie oft,
Umsonst nach Klarheit in mir selbst, verfehlt erschien
Mir all mein Streben, Täuschung selbst der Muse Ruf,
Der immer wieder lockend an mein Herz erging;
Und wenn ich dann, von hast'ger Arbeit tief erschöpft,
Hier Stille suchte, fand ich heiße Thränen nur,
Wie sie auf öder Klippe weint, wer scheiterte.
Doch Rettung sandte mir ein Gott, du riefest mich,
Mein edler Malsburg — Segen deiner Gruft dafür! —
Gastfreundlich in dein waldumrauschtes Escheberg,
Und dort auf sonn'gen Höh'n mich lüftend, losgelöst
Vom kleinen Druck des Lebens, lernt' ich mächt'ger bald
Die Flügel rühren und der eignen Kraft vertraun.

In diesem Gedicht wie in gar vielen anderen kommen Trübungen zu Worte, die wir, um sein Bild in richtiger Beleuchtung zu halten, nicht leicht nehmen dürfen; war der Dichter in manchem Sinne ein Glückskind, gab ihm ein Gott, daß er immer wieder der Furien, die auch

ihm nachstellten, Herr zu werden vermochte — dafür, daß sein Inneres nicht sobald zur Ruhe kommen sollte, war durch höhere Mächte gesorgt; ist doch ein Gemüth, dessen Saiten bei jedem Anlaß zittern und klingen, gerade wegen dieser hochgradigen Reizbarkeit, gegenüber dem Wechsel von Sturm und Sonnenschein, aus dem nun einmal das Leben besteht, halb wehrlos. Von solchen Gegensätzen erfüllt, von solchen Widersprüchen hin- und hergerissen, ist denn auch das Bild, das er von sich selbst entwirft:

Leichtsinnig, redlich, Mann und Kind zugleich,
Voll Uebermuth und Demuth, starr und weich,
Von Sinnen wild und stets damit im Streit,
Verfolgt von Lieb' und doch in Liebesleid,
Ein Wandervogel voll Begehr nach Ruh,
Ein Weltkind, das sich sehnt dem Himmel zu —
O Bild des Widerspruchs, wann kommt der Tag,
Der allen deinen Zwiespalt sühnen mag!

Wann kam für ihn der Tag? Bis zu seinem sechs- unddreißigsten Jahre, bis zu jener Berufung nach München, war er unverheirathet geblieben, hatte er, „verfolgt von Lieb' und doch in Liebesleid" ein unstetes Leben geführt. Als ihm endlich war, als keime in seinem Herzen ein Gefühl, das er nicht niederkämpfen dürfe — eben zu Amanda Trummer, der Ada seiner Lieder —, da fehlte ihm der Muth, ein so junges Dasein noch an das seine zu binden.

Noch webt der Kindheit Dämmrung ihr um's Haupt
Und läßt sie träumen kaum von künft'ger Blüthe:
Dein Wahn nur ist's, der mehr zu spüren glaubt;
Drum still, mein Herz, und dein Geheimniß hüte.

Doch einst, ach, wird sie einst die Deine sein?
Wirst du noch, alternd, ihrer Jugend taugen?
Mein gläubig Herz spricht: Ja! — Mein Kopf spricht: Nein!
Und heiß vom Herzen schießt mir's in die Augen.

So schwank' ich Stund' um Stunde. Nacht wird Tag,
Und Tag wird Nacht im langen, bangen Warten.
Wann kommst du, Mai? Wann blüht die Ros' im Garten?
Daß ich mein Schicksal wissen mag!

Nun, der Mai kam, die Rose blühte, und bald konnte er singen:

Weil mein Mund den klugen Leuten
Oft nur halbe Antwort stammelt,
Heißen sie mich den Zerstreuten,
Doch ich bin in dir gesammelt.

Und so leb' ich Stund um Stunde
Einsam mitten im Getriebe,
Still durchsonnt im Herzensgrunde
Vom Bewußtsein deiner Liebe.

Aber die Ruhe sollte, wie wir schon wissen, eine kurze sein. Hier nur noch zur Charakterisirung des liebenden Wesens, das er sobald unter den Rasen betten mußte, die rührenden Worte, die sie von ihrem letzten Krankenlager an ihre Geschwister schrieb: „Ich weiß nicht, warum ihr mich alle so beklagt! Wenn ich nicht

auch etwas zu tragen hätte, so wär's ja des Glückes zu viel, und du kennst wohl Fouqués Vers:

Wenn alles eben käme,
Wie du gewollet hast,
Wenn Gott dir gar nichts nähme
Und gäbe keine Last,
Wie wär's denn um dein Sterben,
O Menschenherz, bestellt?
Du müßtest schier verderben,
So lieb wär' dir die Welt!"

In strenger Arbeit hat der tief danieder Gebeugte den schweren Schicksalsschlag zu überwinden gewußt, und der Glaube an eine höhere Macht, die das Menschenloos bestimme, ist ihm dabei Trost und Kräftigung gewesen. Von dieser Seite seines Wesens gewinnt man erst jetzt eine klarere Anschauung, nachdem Geibel Vielen lange für einen Orthodoxen gegolten hat. Das Gegentheil ist der Fall. Die betreffenden Belege hierfür mag man in den Sprüchen nachlesen.

In dem Gedichte „Während einer Krankheit" faßt er seine Sehnsucht dann in die Bitte „an den Genius" zusammen, nicht abgerufen zu werden, ehe er, der Dichter, sein Tagewerk vollendet habe.

Mir schläft im Herzen noch so viel;
O bin ich einer der Erkornen:
Erbarme dich des Ungebornen,
Gieb Leben, Leben bis an's Ziel!
Daß ich dort unten Ruhe finde,
Und Trostes voll der Kranz sich winde
Um mein verstummend Saitenspiel.

Dieser Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Geibel hat sich ganz ausleben dürfen, und das giebt seinem Bilde etwas so wohlthuend harmonisches. Vor uns steht er mit dem sanften Lächeln redlich, muthig und heiter vollbrachten Tagewerks. Seine Sendung war: in trüber Zeit uns durch Poesie zu erquicken, zu erheben, zu festigen. Der Mißmuth hatte sich in viele Herzen eingenistet. Er aber sang: „Wer recht in Freuden wandern will, der geh' der Sonn' entgegen." Er sang von dem Dichter: „Er trägt, erblüht im reinen Herzen, den Rosengarten jeder Lust." Er sang: „Heiter senke, was vergangen, in den Abgrund jede Nacht." Er sang: „Keine Ferne darf uns kränken, denn uns hält ein froh Gedenken." Und während sich Stimmen erhoben, welche die Gabe der Poesie für einen Fluch erklärten, sang er:

Aus tiefster Seele Dank dem Herrn,
Der mir das Lied gegeben!
Kann's für die Welt nicht sein ein Stern,
Ein Stern ist's für mein Leben.

Aber er hat uns auch erhoben. Auf Fürst und Volk hat Einfluß geübt, daß er Gesetzestreue predigte, daß er nach oben wie nach unten als das, was allein uns Heil bringen könne, das Wort Vertrauen in die deutschen Lande hinausrief, daß er, wie kein andrer es gethan, für den von uns losgerissenen Bruderstamm zwischen Nord- und Ostsee eintrat und damit der faulen Rast des guten deutschen Schwertes ein Ende machen half. Er hat uns endlich gefestigt. Es war das Wort

Frömmigkeit in Mißkredit gekommen, nicht minder das Wort Unterthanentreue. Das eine hieß Frömmelei, das andre Unterthänigkeit. Geibel hat seinen Theil daran, daß sich der berechtigte Stolz des deutschen Mannes mit beiden Worten endlich auf guten Fuß gesetzt hat.

Und so will ich denn mit dem Liede schließen, in welchem er selbst seine Sendung als vollendet bezeichnet hat:

Der als Morgenstern am Himmel
Glänzte, bei des Tages Schluß
Vor dem andern Sterngewimmel
Geht er auf als Hesperus.

Früh und spät vom selben Golde
Glüht der Saum des Firmaments,
Und des Herbstes letzte Dolde
Gleicht der ersten Dold' im Lenz.

Also gehn, wie sich dazwischen
Auch in buntem Unbestand
Der Entfaltung Stufen mischen,
End' und Anfang Hand in Hand.

Und so kann ich, rauscht in leisen
Melodien mein Saitenspiel,
Ein Gefühl nicht von mir weisen,
Das mir sagt: du bist am Ziel.

Denn die letzten meiner Lieder,
Wenn ich recht zu hören weiß,
Klingen wie die ersten wieder,
Und vollendet ist der Kreis.

Aus meiner Geibel-Mappe.

Sammlung wenig bekannter Notizen und Citate zur Biographie des Dichters, als eine vorläufige Ergänzung der Arbeiten Professor K. Goedeke's. (Emanuel Geibel I. Bd. Stuttgart 1869 und „Nord und Süd" I. Bd. S. 392ff.)

von

Max Trippenbach.

Aschersleben.

Emanuel Geibels Geburtshaus steht zu Lübeck in der Fischstraße 106. In sechs immer schmaler werdenden Etagen steigt es nach der Art der alten Lübecker Häuser zu ziemlicher Höhe empor. Unter seinen Nachbarn zeichnet es sich durch den besonders reichen Schmuck des Portales aus: Palmen und Kränze tragende Genien, Engel- und Löwenköpfe, Blumen und Früchte zieren in kunstvoller Steinmetzarbeit den Rundbogen. An den Seiten lehnen zwei Gestalten, rechts eine allegorische weibliche Figur, links ein Ritter in voller Rüstung.

In dem geräumigen Hausflur tönt noch heute der alten Wanduhr „verhaßter Schlag“, und im Hofe grünt ein Weinstock, der des Dichters Jugend noch gesehen. Sein Geburtszimmer ist ein einfaches, an der Decke mit Stuckarbeit verziertes Gemach und liegt im untersten Stockwerk des Hauses.

Geibels erstes gedrucktes Gedicht erschien unter dem Pseudonym L. Horst im Oktober 1833 im „Musenalmanach von Chamisso und Schwab auf das Jahr 1834“. Geibel konnte also im vorigen Jahre (ich erinnerte im „Deutschen Montagsblatt“ vom 29. Oktober desselben Jahres daran), das 50jährige Jubiläum seiner öffentlichen Dichterthätigkeit feiern.

Das Gedicht lautet:

Vergessen.

Wie sollte denn auch mein Gemüth
Noch immer traurig sein!
Ist doch der Himmel angeglüht
Vom rothen Morgenschein.

Die alte Liebe ist vorbei,
Die hoch mein Herz geschwellt.
Nun schwimm' ich wieder frisch und frei
Durch's bunte Meer der Welt.

Leb' wohl! Leb' wohl, du Vaterstadt! —
Ein Vogel schwingt sich auf,
Und was mein Herz gelitten hat,
Das flieget mit hinauf.

Das erste gedruckt in die Oeffentlichkeit gelangte componirte Lied ist gleichfalls ein in die Gedichte nicht aufgenommenes. Es steht in „Gesänge und Lieder für eine Tenor- oder Sopranstimme von G. G. Reißiger" op. 116.

An den Schlaf.

Komm, geliebte Nacht, ergieße
Deinen milden Sternenschein,
Nah', o Schlummer, dich und schließe
Mich in deine Fluthen ein!
Laß mich ruhn in deinem blauen
Unermeßlich weiten Meer;
Deine Inseln laß mich schauen,
Deiner Träume stilles Heer.

Wunderbar aus dunkeln Wogen
Tauchen sie in schönem Kranz,
Rings vom Duft der Nacht umzogen,
Ueberstrahlt von Mondesglanz.
Helle Zauberschlösser winken
Durch ihr schattig dunkles Grün,
Und die goldnen Quellen blinken
Und die Wunderblumen blühn.

Freundlich ernste Angesichter
Grüßen uns am schönen Strand,
Und im Spiel der Mondeslichter
Dünken sie uns wohlbekannt.
Der Erinnrung Blumen sprießen
Uns im Herzen unbewußt,
Und geliebte Todte schließen
Weinend wir an unsre Brust.

Komm, ersehnter Schlaf, und trage
Aus des Lebens düsterm Port
Mich mit sanftem Wogenschlage
Zu den sel'gen Inseln fort;
Oder sendest du den Bruder:
„Sei willkommen, schöner Tod,
„Führe still mit leisem Ruder
„Mich hinaus in's Morgenroth."

Hierbei sei bemerkt, daß sowohl Text als Melodie des bekannten vielgesungenen Commersliedes: „Ein lust'ger Musikante" von Geibel ist.

Die Elegie „Der sechste November" (Gesammelte Werke. 5. Bd. S. 88.) hat ihren lokalen Hintergrund in dem Wattenbach'schen Hause in Lübeck. Geibel kam am 6. November 1833, dem Geburtstage der schönen Cäcilie, mit seiner Mutter zum ersten Male in dies Haus. Die Geschichte dieser ersten Liebe des Dichters ist deutlich aus seinen Jugendgedichten zu entnehmen.

In der Hallischen Litteraturzeitung fertigte 1843 Conrad Schwenk, Conrector am Gymnasium zu Frankfurt a. M. Geibel mit folgender „charakteristischen Ungezogenheit" ab:

„Herrn Geibel's Werth zu bestimmen, ist uns leicht gemacht. Er ist unter die preußischen Staatsschulden aufgenommen worden und wird jährlich mit 300 Thalern verzinst. Da diese nun $3^1/_2$% jährliche Interessen tragen, so ist der nominelle Kapitalwerth des

Herrn Geibel 8571 Thlr. 12 Sgr. $10^2/_7$ Pf. Gewiß ein schöner Werth eines jungen Mannes. Möge er zunehmen und steigen, wie alle europäischen Staatsschulden und nicht wie diese, in welchen sich das conservative und progressive Element so harmonisch ausgeglichen haben, einst unter seiner eigenen Größe zusammenbrechen . . .“

Vorrede zur zweiten Auflage der „Gedichte“.

Als ich vor drei Jahren zum ersten Male eine Sammlung meiner Gedichte herausgab, hätte die Auswahl immerhin etwas strenger sein dürfen, und namentlich wäre eine Anzahl von Liedern, welche, in jüngeren Jahren verfaßt, mit ebenso viel Recht Nachklänge fremder Weise als eigenthümliche Erzeugnisse genannt werden konnten, gewiß ohne Nachtheil zu entbehren gewesen. Dennoch fand das Buch seine Freunde, was wohl am besten aus dem herbeigeführten Bedürfnisse eines zweiten Abdruckes einleuchtet.

Bei der Herausgabe dieser zweiten ziemlich stark vermehrten Auflage war ich nun entschlossen, alle jene mir jetzt als unbedeutend erscheinenden kleinen Gedichte und namentlich das erste lyrische Intermezzo(!) gänzlich wegzulassen, allein dies wurde mir vielerseits widerrathen, theils weil auch diese Lieder einmal bei Manchen günstige Aufnahme gefunden hätten, noch mehr aber, weil sie in ihrer leichten Weise von den Musikern häufig zur Composition benutzt worden wären und ferner benutzt

werden möchten. So geschah es denn, daß ich mich auch jetzt darauf beschränkte, hier und da ein einzelnes Gedicht zu unterdrücken.

Indem ich auf diese Weise dem strengeren Kritiker die Wiederaufnahme jener Jugenderzeugnisse erkläre, darf ich wohl, ohne unbillig zu sein, die Bitte an ihn hinzufügen, daß er meinen jetzigen Standpunkt nicht sowohl nach den besprochenen, sondern vielmehr nach den reiferen Gedichten des zweiten und namentlich des dritten Buches beurtheilen wolle.

Lübeck, im März 1843.

Wahrhaft prophetisch hat Karl Goedeke schon im Jahre 1843 in seiner Anthologie: „Deutschlands Dichter von 1813—1843" über Geibel gesprochen:

„Darf Deutschland auf die reiche Entfaltung eines durchaus poetischen, in Einfalt großen Gemüths der Jüngeren hoffen, so darf es seine Hoffnung zunächst auf Geibel richten".

Gutzkow ist Geibel's Freund nie gewesen; sein Urtheil in Lewalds Europa (1836. 4, 320) ist aus Goedeke's Geibelbiographie bekannt: „Emanuel Geibel, ein unbekannter Anfänger, der gleich in seinem ersten Gedichte den Dichter besingt. Er nennt ihn König Dichter und wird wahrscheinlich sein Lebelang dessen Unterthan bleiben. Es charakterisirt recht den Schwachkopf in der Poesie, statt zu dichten immer von

der Dichtkunst zu reden". In der „Kölnischen Zeitung" ließ er sich am Schluß einer überaus abfälligen Kritik, die in der „Allgemeinen Zeitung" Gottfried Kinkel nicht unglücklich widerlegte, also vernehmen:

„Politische Juste-Milieu Lieder nach Gesangbuchsmelodien ist, ich gestehe es, die einzig neue Idee des Herrn Geibel. Wer möchte auch in dem folgenden Gedicht das alte Lied aus dem Gesangbuch verkennen: „Nun ruhen alle Wälder"? Herr Geibel singt:

„Schon fängt es an zu dämmern,
Der Mond als Hirt erwacht
Und singt den Wolkenlämmern
Ein Lied zur guten Nacht" ...

Auf ein solches Gedicht folgt dann unmittelbar ein Jagdlied, wo Herr Geibel, der eben das porsten'sche Gesangbuch in der Hand hat, auf dem Hirschenanstand steht; was kann charakteristischer sein, um diese Chamäleonsstimmung zu bezeichnen, die heute künstlich, morgen natürlich, heute Priester, morgen Waidmann sein will, und nicht etwa aus origineller Extremensucht, sondern um ein Gedicht zu haben, in dem sich ein zufällig aufgefangener Gedanke eben leidlich rundet!" ..

Daß Gutzkow übrigens in späteren Jahren dem fortschreitenden Entwickelungsgange unseres Dichters sympathischer gegenüberstand, beweist der Satz aus seinem „Dionysius Longinus": „Die Pflege des Verses, wenn derselbe etwas bedeuten soll, erfordert ein Leben. Geibel wird es bezeugen können."

Reiche Ausbeute für biographische Einzelheiten aus dem Jahre 1843 bietet Wilhelm Buchner's Werk: „Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen". Einen Geburtstagsbrief Freiligraths an Geibel, der in seiner frischen Laune das Verhältniß beider zu einander prächtig charakterisirt, lassen wir vollständig folgen.

Geibel hatte „nach dem heiteren Poetensommer 1843, dessen er in St. Goar a. Rh. in der Gesellschaft des Freiligrath'schen Ehepaares und der Familie des Landraths Heuberger von Herzen froh war," von seinen manigfachen Fahrten nach Darmstadt, Weinsberg, Stuttgart dem Freunde kein Wort des Berichtes zugehen lassen. „Da erließ denn Freiligrath ein überaus ergötzliches Mahnschreiben, zwei ineinander geheftete Quartbogen; das vordere Blatt gleichsam Titelblatt, die folgenden sechs Seiten aber illustrirt durch eine Reihe eingeklebter Wein-Etiquetten, der ganze Brief ein Beweis köstlichster, übermüthiger Laune."

Litterae
gratulatoriae „illustratae".

„Am Mittelrheine zu der Lurlei Füßen,
Wo bei den Heiden weiland Sankt Goar
Der erste Christ und Salmenfänger war,
Da schwingt sich auf ein feierliches Grüßen."

St. Goar, 16. Oktober als am Tage
St. Galli 1843.

Lieber Emanuel!

Außer einem mündlichen Bulletin, welches Du die besondere Gewogenheit hattest, mir durch den Studiosen Pf. zuzufertigen, bin ich seither ohne alle und jede Nachricht von Dir geblieben. Ich schließe daraus wohl am allerbesten, daß es Dir wohl geht und Du Dich — wie stand das auch anders zu erwarten! — in Kerner's herziger Häuslichkeit rasch und zu Deinem Frommen zurecht gefunden hast. Mit der Zeit könntest Du das aber auch wohl selbst einmal sagen, und Einen dem bloßen Schließen und Vermuthen über Dich und Deine Zustände entheben. Auch eine Licenz (in diesem Falle die Dir verliehene Correspondenzfaulheit) soll man nicht mißbrauchen.

Die Hauptveranlassung zu diesen Zeilen ist Dein übermorgiger Geburtstag, zu dem wir alle Dir von Herzen Glück wünschen! Meine Frau legt einen selbstgehäckelten Geldbeutel, die Schnur eine anderweitige, mit der Hand gearbeitete Bagatelle bei; ich aber in meiner Eigenschaft als Strick binde Dich solenniter mit gegenwärtiger Flasche Champagners an, die bei aller

Fleur de Sillery.

Vortrefflichkeit die sonderbare Eigenthümlichkeit besitzt, daß Du Dir weder einen Glanz noch einen Strich auf ihrem Boden holen wirst; ich kann also ohne Furcht,

daß Du des Guten zu viel thust und mit Theobald Händel anfängst, meiner Generosität die Krone aufsetzen und Dich auch noch mit zwei Flaschen

1834 **Schloss Johannisberger** Kabinet-Wein.	1834 **Schloss Johannisberger** Kabinet-Wein.

regaliren. Mehr aber wird nichts gereicht. Ihr Strolche werdet ohnehin schon zu viel Klevner und Riesling vertilgen und insonderheit übermorgen, kann ich mir denken, wird es weder an Flaschen noch an Zöpfen fehlen.

Viel zugetragen hat sich hier seit Deinem Fortgehen eben nicht. Am 9. September beschloß ich mit meiner Frau eine Tags darauf anzutretende kleine Tour nach Rolandseck und dem Siebengebirge. Am 10. früh brachte mir der Postbote einen Brief von Häring, an Dich adressirt, jedoch mit dem Beisatz auf der Adresse: „im Fall der Abwesenheit des Herrn Dr. Geibel von Herrn Freiligrath zu eröffnen.“ That's und fand die Nachricht, daß Häring sammt Frau selbigen Tags nach Cöln dampfen wollten und uns gern auf der Brücke begrüßen möchten. Fuhren also zusammen, und bestimmten Härings, Abend und Nacht auch in Rolandseck zuzubringen. Vergnügten Abend verlebt. Sehr bedauert, daß der Ghibelline nicht dabei war. — NB. hab' ihm doch eine Flasche Rolandsecker Ausbruch für

Rolandsecker Ausbruch.

den Geburtstag mitgebracht. Nun aber auch keinen Tropfen mehr! Wirklicher Ausverkauf!

Sonst noch allerlei Besuch gehabt, unter anderen eine aus Italien heimkehrende Stettiner Familie, deren hübsche, selbst im Musenwerk nicht talentlos dilettirenden Töchter mir einen mächtigen, an Ort und Stelle gebrochenen Lorbeerzweig aus dem Garten Pitti mitbrachten.

Von Briefen und Packeten nichts für Dich angekommen, als ein Exemplar Deiner Gedichte und das beiliegende Kreuzband von Goedeke. Daß ich letzteres geöffnet (es war ja kein Brief), wirst Du meiner Neugier, die einen Dich betreffenden Aushängebogen von Goedeke's Buche witterte, freundlich vergeben. Der Landrath läßt die Biographie jetzt im Kreisblatte drucken, wie er früher auch Schücking's Aufsatz über Dich der Allgem. Zeitung für das Kreisblatt entnahm.

Aber, zum Teufel, Eine Flasche müssen wir noch leeren! Der alte Kerner und seine Frau soll leben! In Hochheimer 1834!

Und nun:
Liebester **1834 Hochheimer.** Emanuel!

„Prinzessin Eugenie, die edle Dame, ist seit acht

Tagen bei uns und wird noch acht Tage weiter hier bleiben. Sie ist ein gutes frommes Kind, und wenn sie allein ist, so singt sie aus dem Gesangbuche:

Liebster Immanuel, Du Licht der Frommen,
Du meiner Seele Trost, ach komm' nur bald,
Du Friedefürst hast mir das Herz genommen,
Das ganz in Liebe Dir entgegenwallt.

Ueberhaupt glaube ich, daß die St. Goarer Mägdelein noch viel an Dich denken. Wo ihrer zwei oder drei zusammen sind, da ist es gewiß fünfmal unter zehnmal in Deinem Namen und da bist Du mitten unter ihnen. — Liebes Geburtstagskind, Du vergiebst mir doch die schlechte Anwendung der Bibel!

Heut ist der Tag des heil. Gallus. Dabei fällt mir ein, daß Lavinus und Gallina seit dem 6. hujus ein Paar und jetzt in Augsburg sind. Werden's Dir wohl geschrieben haben. Möge es ihnen wohl ergehen!

Habe allerlei gemacht seither, und lege ein sauberes Zopflied zur Ergötzung bei.

Grüße die guten Kerner alle, alle auf's Herzlichste von mir und uns. Auch die verehrte Frau von Sukow. Ihr, wie Vater Justinus, schreibe ich nächstens! Gott mit Dir! Laß von Dir hören!

Dein alter
Freiligrath.

P. S. Liebster!

Der Brief war fertig, als mir einfiel, man könne doch eigentlich des Guten nie zu viel thun. Besonders

an einem Geburtstage. Wollen also zur Abkühlung auf alle die starken Sorten noch ein paar Flaschen excellenten Leichten trinken. Also:

1839 Moselblümchen.	1839 Moselblümchen.

Aber nun auch Basta, sonst giebt's richtig einen Haarbeutel! Der leichteren Verpackung des Flaschenkellers wegen (auch Geldbeutel und Buchzeichen würden sich einem simpeln Briefe schlecht beilegen lassen) schick' ich Dir die ganze Geschichte auch noch im Geleite des oben erwähnten Exemplars Deiner Gedichte. Von Deinen Cigarren hab' ich zwei in Rauch aufgehen lassen seither.

Nach einmal und allemal

Dein

Freiligrath.

Freiligraths Urtheil über Geibel ist folgendes:

Aus einem Briefe an Adelheid von Stolterfoth: „Geibel ist eine tüchtige, gediegene Natur. Von außen noch etwas burschikos, aber der Kern ist echt und nobel."

Aus einem Briefe an Karl Buchner: „Nehmen Sie den guten Sänger (wie ihn Andersen ohnlängst in einem Briefe an mich nannte) freundlich auf, und lassen Sie sich Neues und Neuestes aus St. Goar von ihm erzählen. Er ist eine wackere tüchtige Natur, die Ihnen zusagen wird, und deren wildes Feuer, so Gott

will, in ein paar Jahren verflackert ist. Wo der Stamm gut ist, da kann man allerlei kleine Auswüchse schon verzeihen. Die Zeit nimmt sie meist schon von selber weg."

Aus einem Briefe an Karl Buchner: „Geibel hat mir denn doch endlich in den letzten Octobertagen herzlich und warm aus Stuttgart geschrieben. 'S ist doch ein guter Kerl in der Hauptsache und da muß ein anderer guter Kerl schon ein Auge zudrücken. Ich fürchte nur, er wird in Stuttgart wieder zu sehr verhätschelt und in prinzeßlichen Salonschnack hineingeritten. Uebrigens wird ihm Niemand, der es wahrhaft gut mit ihm meint, vor der Hand schon eine solche Wendung wünschen. Es wäre ihm weit besser, wenn Leben und Kritik ihn einmal im Ernst packten und schüttelten."

Ueber die Genesis der Gutzkow'schen Kritik in der Kölnischen Zeitung hellt uns eine Stelle eines Briefes Freiligraths an Geibel auf: „Wir können es nur bedauern, daß Du Dir durch Hintansetzung einer unbedeutenden gesellschaftlichen Artigkeit, durch deren Erfüllung Du weder ein Opfer gebracht, noch Dir etwas vergeben hättest, einen so gefährlichen Gegner erweckt hast. Wie konntest Du nur Gutzkow nicht besuchen? Hatte er Dich doch vor der Zeit immer freundlich und mit Achtung genannt."

Einmal hören wir (1844) folgenden Stoßseufzer über Geibels Saumseligkeit im Briefschreiben: „Noch immer keine Nachricht von Geibel? Herr sei bei uns, das ist ein großartiger Faulpelz!"

Justinus Kerner schreibt am 30. October 1843 an Uhland (Karl Mayer, Ludwig Uhland. Stuttgart 1867):

„Der junge, herrliche Dichter Geibel war vier Wochen lang bei mir, was mir sehr lieb war. Er bleibt den Winter über in Stuttgart und wird wohl auch nach Tübingen kommen. Er ist sehr lieb und reich an herrlicher Poesie."

Von Geibels Aufenthalt in Stuttgart im Winter 1843 berichtet die „Augsburger Allgemeine Zeitung" am Schlusse eines Aufsatzes: Kunst und Künstler in Schwaben. „Ein Zugvogel aus Norden, Geibel, überwintert bei uns; sein Trauerspiel „König Roderich" wird an mehreren Bühnen zur Aufführung und hier gleichzeitig zum Druck vorbereitet, nachdem eine Vorlesung desselben im Salon der Prinzessin Marie einen versprechenden Erfolg hatte."

Eckermann, der Secretär Göthes und spätere Rathgeber des jungen Erbgroßherzogs von Weimar schreibt im März 1844 an Freiligrath:

„Gestern bei einer Partie, die ich mit dem Erbgroßherzog nach Ettersburg machte, sprachen wir viel über Sie, und ich erhielt halb und halb den officiellen Auftrag Sie zu fragen, wie es mit Ihren nächsten Wünschen und Aussichten ist, und ob Sie vielleicht Neigung hätten, in Weimar irgend eine passende Stelle,

etwa bei der Kammer, anzunehmen. Es müßten auch noch andere junge Talente herangezogen werden, wie etwa Geibel, der mir viel im Sinne liegt und den ich sehr hoch halte. Ich denke viel an Sie, und meine Liebe zu Ihnen hat nicht einen Augenblick gewankt. Könnten Sie nicht Geibel einmal sondiren, was er etwa denkt? Der junge Fürst ist voll Enthusiasmus, für Weimar eine bessere und rühmlichere Zeit herbeizuführen. Hoffähigkeit und einen guten Gehalt müßten Sie aber — wenn Sie überall Lust hätten und mir schrieben, zur Bedingung machen."

Geibels „Ruf von der Trave", der in den Gesammelten Werken jetzt wieder unter der Ueberschrift „Lübecks Bedrängniß" gedruckt ist, rief zwei interessante Erwiderungen hervor, die erste von W. von Bippen, dem Verfasser der „Eutiner Skizzen", die zweite von dem Hamburger B. Heitmann.

An Lübecks Sänger

von W. von Bippen.

Victrix causa Diis placuit,
sed victa Catoni.

Wo blieb der Zorn, der im Pokal
Kampfsprühend sollte überschäumen,
Wo ist das Lied, das scharf wie Stahl
Die Schläfer wecken sollt' aus Träumen?
Ist es denn wahr: an Kraft gebricht's,
Wir hätten nur den Trost, den herben,
Ohn' fremden Beistand bleib' uns nichts,
Als kampflos leiden, schweigend sterben?

Du, der du manches Wort von Erz
Durch Deutſchlands Gauen ließ ſt ertönen,
Du hätteſt, übermannt von Schmerz,
Für deine Vaterſtadt nur Thränen?
Ein warmes Herz, wohl ziemt's dem Mann,
Doch tritt der Feind ihm nah, ſo ficht er,
Zum Kampf geh' uns dein Lied voran,
Sei erſter nus, nicht letzter Dichter!

Zum Kampfe ja, für's Vaterland,
Für das wir manche Schlacht geſchlagen,
Und bleibt uns fern die Bruderhand,
Auch ganz allein, wir müſſen's wagen.
Was einſt geſchah in Oſt und Weſt,
Nie wiederhol' es ſich im Norden,
Hier halten wir an Deutſchland feſt,
Hier ſoll man deutſchen Sinn nicht morden!

Zum Kampfe, nicht mit ſcharfer Wehr,
Zum Kampfe, nicht um Gut und Leben,
Zum Kampfe nur für Recht und Ehr'
Mit Worten, keck und ohne Beben.
Du ſprach'ſt: „Das Wort iſt auch ein Held,"
Und iſt's ein Held, ſo kann's auch ſiegen,
Wo Wort und Sinn zuſammenhält,
Wird gutes Recht nicht unterliegen.

Wenn unſres Aares Doppelhaupt'
Entſchwand des Reiches goldne Krone,
Wenn uns der alte Hort geraubt,
Des Kaiſers Schutz auf mächtgem Throne:
Ein Schutzherr bleibt uns in der Noth,
Ob auch die Bündner rings erſchlaffen,
Ein' feſte Burg iſt unſer Gott,
Er iſt eine gute Wehr und Waffen.

Gott hilft dem, der ſich ſelber treu
Für Höchſtes mag ſein Höchſtes wagen,
Der, bricht die alte Wehr, auf's Neu
Ein Schwert ergeifet ohne Zagen.
Drum edler Sänger nicht ermüd',
Stähl' unſern Muth, gebeugt von Sorgen,
Doch ſinge uns kein Schwanenlied
An unſerm Auferſtehungsmorgen.

Schlachtruf

von der Elbe an E. Geibel von B. Heitmann.

Du haſt die Saiten ſtraff geſpannt,
Und ſingſt in brauſenden Akkorden;
Doch ſteh' ich von Dir abgewandt,
Es hat mein Gott Dich nie erkannt,
Seit Du ein Fürſtendiener worden!
Ein Fürſtendiener? fragſt Du wild,
Und ſpringſt empor, zum Kampf gerüſtet.
Wohlan! in's offne Schlachtgefild
Spreng' ich hinaus mit Speer und Schild,
Zu Roß! zu Roß! wenn Dich's gelüſtet!

Ich glaub' an keinen großen Herrn,
Den Krone blos und Scepter zieren!
Die Zeit, als noch ein droh'nder Stern,
Mit prächt'gem Schweif, doch ohne Kern,
Der Menſchen Schickſal durft' regieren —
Sie iſt dahin! Das Heute faßt
Nicht mehr nach lügneriſchem Scheine;
Nur Du, Gewappneter, Du haſt,
Geblendet, mit der Jugend Haſt,
Erklärt für edel das Gemeine!

Den Schild empor! Des Zornes Frucht
Iſt jetzt gezeitigt durch Dein Wettern!
Ich hab' den ſtarken Arm verſucht,
Und ſauſend wird er ihre Wucht
Herab auf Deine Scheitel ſchmettern!
O Schand' und Schmach! — es klingt wie Hohn,
Die eig'ne Kraft — Du ließ'ſt ſie feien!
Du, eines Gottes ſtolzer Sohn,
Sinkſt hin an eines Königs Thron
Und flehſt, die Mutter zu befreien!

An eines Königs Thron! — Du mußt
In Scham erglüh'n vor meinem Hadern!
Haſt Du, was Du gethan, gewußt?
Wer ſtößt das Schwert ihr in die Bruſt?
Wer ſchließt ihr ab des Lebens Adern?
Ein König thut's! — erbrauſ't Dein Wort,
Und weckt das Echo tauſendtönig;
Doch Du, am maſtenleeren Port,
Du träumſt, es könn' ſich nah'n, als Hort,
Ein König gegen einen König!

Ein König, der einſt heilig ſchwor,
Als alles Volk, mit wildem Raſen,
Aus ſeinen Hütten brach hervor,
Ein König, der da heilig ſchwor:
Frei ſollen ſein die Ström' und Straßen —
Ein ſolcher König — o es kann
Der Dän' es in den Bart Dir höhnen —
Lacht Dich voll hohen Stannens an,
Wenn Du ihm klagſt, daß ſein Kumpan
Die Stadt verderb' mit ihren Söhnen!

Wärst Du mit kühnem Racheschrei,
Der Wahrheit Strahl in jeder Miene,
In's Volk gestürzt — zur Raserei
Aufjagend den gewalt'gen Leu,
Ein Brutus, gegen die Tarquine —
Ha! jubelnd hätt' ich an Dein Herz
Mit Liebesbanden mich geklammert!
Wir wären mit der Sprache Erz
Hinan gestürmt, wo allerwärts
Man noch am Sarg der Freiheit hammert!

Doch Du — des Zornes Flammenlauf
Kann ich im Wachsen nicht gebieten —
Du trat'st in Helm und Harnisch auf,
Um mit des mächt'gen Schwertes Knauf
Die eignen Ketten zu vernieten!
Du selbst — o! da ich Dieses schreib',
Steht riesig vor mir Deine Schande —
Du selbst verriethst das hehre Weib,
Und nun man geht an Deinen Leib,
Nun klagst Du über Druck nnd Bande!

Ich, Deiner Mutter Schwestersohn,
Weiß nicht um hohe Gunst zu lungern!
Ja, wies mich auch, mit grimmem Hohn,
In Wüstenei'n der Knechte Frohn:
Stolz schritt ich hin — ich kann noch hungern!
Du hast ein andres Loos gewählt,
Heran! die Lanzen müssen splittern!
Sorg', daß die Dein'ge mich nicht fehlt!
Als Zeuge steht die ganze Welt,
Mit allen ihren tapfern Rittern!

Im Februar 1847 läßt sich Saint-René Taillandier am Anfang eines längeren, anerkennenden Aufsatzes in dem Februarheft der „Revue des deux mondes", Paris 1847 also vernehmen:

„M. Geibel est un poète aimable, d'une humeur facile, d'une verve brillant et légère ... Tout cela est dit avec une finesse et une grace assez rare en Allemagne, et qui font de ce recueil une lecture piquante."

Am 7. April 1847 wurde von Dilettanten im Palais des damaligen Prinzen von Preußen Geibel's Lustspiel „Die Seelenwanderung" (später „Meister Andrea") aufgeführt. Das Personenverzeichniß findet sich auf einem Aquarellbilde von Hermann Kretzschmer, das die eine Wand des an Geibel's Arbeitszimmer stoßenden Musiksalons ziert:

Andrea, Bildschnitzer	R. von Dobeneck.
Matteo, Musikmeister	R. von Winterfeld.
Pandolfo, Bildhauer	K. von Zastrow.
Buffolmaco, Maler	Friedrich Wilhelm.
Luigi, Poet	W. von Bülow.
Calandrino, Kupferstecher . . .	W. Bornemann.
Leonetto, Baumeister	Ed. Banger.
Peronella (Margherita)	B. von Dobeneck.
Sylvia, Zofe	A. von Zastrow.
Bruder Cyprianus	A. Mischke.
Pasquale, Geheimschreiber . . .	du Vigneau.

In dem „Album der Germaniſtenverſammlung", die 1847 in Lübeck tagte, befinden ſich facſimilirt folgende Verſe von Emanuel Geibel:

„Für Alles, was Du biſt und kannſt, gebührt
Nächſt Gott der erſte Dank dem Vaterland.
Vergiß es nie, und was Du immer thuſt,
Gedenke, daß es ſeiner würdig ſei.
Am ſtillen Heerd, im Staat, in Wort und Lied,
In Lieb' und Zorn, in jeglichem Gedanken
Sei deutſch, bis Du dereinſt dem Heimathsboden
Mit Deinem Staub die letzte Schuld bezahlſt."

In ſeiner Selbſtbiographie „Vierzig Jahre" (Bd. 8, 204 ff.) erzählt Karl von Holtei aus dem Dezember 1848:

„Auch in Lübeck wußte ich mir faſt gar keine Bekannte. Emanuel Geibel hatt' ich nur zweimal im Leben flüchtig geſprochen, und dies zu einer Epoche, wo ich ihn als Dichter wenig kannte, ja, wo ich eigentlich gegen ihn eingenommen war. Warum? Wahrſcheinlich nur, weil ich ihn nicht kannte, als Dichter nämlich, wie man einen Dichter kennen muß, wenn man ſagen will, daß man ihn kenne; wie man ihn durchdrungen, in ſich aufgenommen, ſich mit ihm gleichſam verſchmolzen haben ſoll. Seitdem war mir das hellere Licht aufgegangen. Ich hatte, in ſeinen Gedichten blätternd, das Gedicht „Sansſouci" überſchrieben, gefunden, geleſen, wieder geleſen, und war dadurch veranlaßt worden, mir das Buch mit auf mein Zimmer zu nehmen. Und da war mir's wie Schuppen von

den Augen gefallen, und ich schämte mich, so lange blind gewesen zu sein ... aus, nun ja: aus Trotz. Anders kann ich's nicht nennen. Ich hatte den Mann für einen Hofpoeten gehalten. Nun lernt' ich ihn als wahren, edlen Dichter kennen, und ich freute mich, daß ich Einen mehr in meinem Herzen tragen durfte. Ich stellte ihn zwischen Rückert, Platen, doch so, daß er auch meinem geliebten Eichendorf noch die Hand reichen könne. Als dann die Juniuslieder erschienen, befestigten diese mich auf's Neue im Glauben an ihn.

Dieser Dichter meiner Lust und Liebe in seiner Vaterstadt Lübeck nun auch persönlich zu finden, war eine meiner Haupthoffnungen für Lübeck. Sie ging aber nicht in Erfüllung. Als ich ihn aufsuchte, zeigte er sich gleichgültig gegen mich; dann verfehlten wir uns bei Gegenbesuchen — und wir sahen uns gar nicht mehr. Und ich habe Lübeck verlassen, ohne ihm sagen zu können, daß er keinen wärmeren Bewunderer zählt, als den von Neid und Mißgunst freien, alten Sänger, der über der letzten und ersten Auflage seiner Gedichte brütend, wie die Gans auf tauben Eiern, sehr wohl bewußt ist, daß und warum E. Geibel bald die zwanzigste erlebt haben wird ... Leider vermißte ich auch beim Professor Classen, obgleich mehrere seiner Gönner und Gönnerinnen zugegen waren, den geliebten Dichter. Es war mir einmal nicht beschieden, ihm in Lübeck näher zu kommen. Was mich aber durch und durch befriedigte, war die patriotische Verehrung, die

ich in der ganzen Stadt, in allen Ständen für Geibel verbreitet fand. Daß man ein schönes Schiff Emanuel Geibel getauft, könnte für eine von Einzelnen ausgegangene Huldigung betrachtet werden, daß aber z. B. ein stilles, fleißig arbeitendes Nähermädchen, das ich bei der Schauspielerin Weber sitzen und nähen sah, sich plötzlich in unser Gespräch mischend, als von ihm die Rede war, mit Lebhaftigkeit eine seiner Dichtungen nannte, deren Titel mir augenblicklich entfallen war, das ist ein redendes Zeichen. Jeder Mensch weiß von ihm; Arbeitsleute, die wahrscheinlich außer der Bibel nie ein Buch vor Augen hatten, zeigen dem Fragenden den Weg nach Geibel's Wohnung und sie thun es mit einem unverkennbaren Ausdruck von Stolz. Das spricht nicht blos für Geibel, es spricht auch für Lübeck. Denn ich kenne manches Städtchen, welches für den Sohn aus seinen Mauern, weil er sich den Musen widmete, nur Spott oder Groll oder Geringschätzung hat, wobei freilich zu bedenken, daß nicht viele, die sich den Musen widmeten, Geibels werden. Aber nichts desto weniger liegt mir eine Stadt, eine große obenein, im Sinn, die auch für einen Geibel, wenn er in ihr geboren wäre, kaum etwas anderes zeigen würde, als Gleichgültigkeit, und ich liebe Lübeck, weil es seinen Geibel liebt. Darin spricht sich Pietät aus, und ohne diese giebt es keine Poesie und keine Poeten."

Im März 1848 machte Geibel in Berlin, wohin ihn die wiederholte Darstellung der „Seelenwanderung" gerufen, zuerst die Bekanntschaft mit Paul Heyse, der damals, fast achtzehn Jahre alt, von seinen näheren Bekannten seiner Liebenswürdigkeit und Begabung wegen gleich sehr geschätzt wurde. Darüber berichtet uns das Büchlein: „Emanuel Geibel. Ein Gedenkblatt." Lübeck, Grautoff. 1884: „Als Geibel am Enkeplatz mit Franz Kugler unter einem Dache wohnte, geschah es, daß ein junger Mitbewohner des Hauses ihm eines schönen Tages ein Heft mit den Gedichten seiner Mitschüler brachte und ihn bat, sie zu lesen und ihm sein Urtheil darüber zu sagen. Geibel spürte wenig Lust hierzu, that es indessen und fand aus der Menge sechs heraus, die ihm wegen des sich in ihnen offenbarenden Talentes auffielen. Er machte den jungen Bekannten hierauf aufmerksam, erklärte, daß „Zug" in diesen Gedichten sei, und da kam bei seiner Frage nach dem Verfasser zum Vorschein, daß alle sechs von einem und demselben stammten, und zwar von einem gewissen achtzehnjährigen Paul Heyse."

Der „Hamburger Correspondent" veröffentlichte nach des Dichters Tode einen sehr interessanten Brief Geibel's vom Jahre 1849 an eine ungenannte Dame, welche ihn unter Beifügung einiger Gedichte um ein unparteiisches Urtheil gebeten hatte:

„Des unbedingten Vertrauens, mit welchem Sie

mich geehrt haben, glaube ich mich nicht beſſer würdig machen zu können, als indem ich mich in einer Sache, die Sie ſelbſt als eine ernſte anerkennen, mit völlig rückhaltsloſer Wahrhaftigkeit gegen Sie ausſpreche.

Zwei Fragen ſind es hauptſächlich, die den Inhalt Ihres Briefes ausmachen; die erſte, ob ihr poetiſches Talent eine weitere Ausbildung und Pflege verdiene, die andere, ob Sie die Poeſie zu Ihrer Lebensaufgabe machen ſollen. Beide Fragen aber, obwohl keineswegs gleichbedeutend, fließen Ihnen unvermerkt in eins zuſammen. Verzeihen Sie, wenn ich dieſelben bei meiner Erwiderung ſtreng auseinander halte.

Die erſte glaube ich getroſt mit Ja beantworten zu dürfen. Denn in den Gedichten, welche Sie mir mitzutheilen ſo gütig waren, ſpricht ſich unleugbar ein nicht unbedeutendes lyriſches Talent aus, wenn daſſelbe auch nicht überall in gleichem Maße gereift und durchgebildet erſcheint. Ob aber Ihr poetiſches Vermögen über die Grenzen der Lyrik hinausgeht, das vermag ich nach den angegebenen Proben durchaus nicht zu beurtheilen. Und das wäre doch am Ende der Punkt, auf den es zur Erledigung der zweiten Frage vor allen Dingen ankäme, wenn Sie von der Poeſie als Kunſt, als Lebensaufgabe reden. Denn die Lyrik füllt — ſelbſt bei bedeutenden Talenten — kein Leben aus. Glauben Sie das mir, der es aus ſchmerzlicher Erfahrung gelernt hat. So lange ich nur die eigene Stimmung, die Empfindungsſchauer in Freud und Leid,

die Eindrücke der umgebenden Natur, ja die Höhen und Tiefen der Liebe und Leidenschaft auszusprechen wagte — mit anderen Worten, so lange ich eben allein oder doch vorzugsweise Lyriker war, habe ich in der Poesie schöne Stunden und selige Augenblicke, aber keine Befriedigung meines innersten Wesens gefunden. Ein ziehender Klang, ein schwellender und verhallender Ton, der durch unsere Brust geht, kann unendlich beglücken; aber er schwindet vorüber, und nur zu oft folgt ihm — wenn das Leben selbst, das wirksam schaffende Leben mit seiner wiederkehrenden Mühe und Arbeit, mit seinen Rechten und Pflichten, nicht frisch dazwischen tritt — eine blasse, dämmernde Leere, eine nüchterne Erwartung der Seele. — Erst seitdem ich den Muth gewonnen habe, mich in größere objektive Arbeiten, in epische und dramatische Darstellungen zu vertiefen — gleichviel, ob dieselben einst der Oeffentlichkeit übergeben werden, oder in meinem Schreibtische verschlossen bleiben mögen — erst seitdem ich gelernt habe, mit großen Stoffen künstlerisch zu ringen, und zur Ueberwältigung derselben auch die angestrengteste Arbeit, die scheinbar fernliegendsten Studien in Welt und Wissenschaft nicht zu scheuen, ist mir das eigentliche Schaffen in der Poesie ein frommes Tagewerk geworden, aus welchem eine wohlthuende Heiterkeit in mein jetzt sonst vielfach verschattetes Leben zurückströmt.

Aber, werden Sie fragen, ist denn das für mich unerreichbar, ist es unmöglich? — Unmöglich, wer dürfte

das Wort aussprechen. Aber schwer, sehr schwer gewiß. Ich sagte schon: ob Ihr Talent ausreicht, für solche Schöpfungen die Grundlage zu bilden, weiß ich nicht. Gesetzt aber, dem wäre so, so bedarf der epische, der dramatische Dichter noch ganz anderer Dinge als des Talentes; nur das Leben lehrt ihn, nur der Verkehr mit allen Schichten der Gesellschaft von der höchsten bis zur untersten bildet ihn, nur das kecke Hineintauchen in die mannichfaltigsten Verhältnisse giebt ihm die Fähigkeit, die Welt wahr und treu wiederum aus sich hervorzuschaffen. Er soll auf dem Gipfel seiner Zeit stehen, durchsogen von ihrer Bildung, über ihr, und doch alle ihre widersprechenden Laute verstehend und gerecht würdigend. Und in diesem Punkte, nicht in der ursprünglichen Begabung, hat allerdings unser Geschlecht vor dem Ihrigen viel voraus. Uns stehen tausend Quellen des Wissens und der Erkenntniß, der Beobachtung und der Welterfahrung offen, zu welchen Sie nur heranzutreten vermögen, indem Sie die freilich oft allzu eng gezogenen Schranken der Sitte zersprengen. Manche Frauen haben das gethan; aber ich weiß kaum eine, die durch ein solches Wagestück nicht unglücklich geworden wäre oder sich in ein Labyrinth von Verkehrtheiten verirrt hätte. Und ist denn das, was sie dann am Ende zu Stande gebracht haben, ist es wirklich so groß und schön, daß es ein verfehltes, verkümmertes Menschenleben aufwöge?

Ich kann Ihnen daher nach meinem Gewissen nur

Eins rathen: Pflegen und bilden Sie die schöne Gabe, die der Himmel Ihnen beschieden hat, und sie wird Ihnen ein Trost in trüben Tagen, ein lieber Schmuck in Zeiten der Freude sein, aber bedenken Sie sich wohl, ehe Sie sich entschließen, die Poesie zum Lebensberufe zu wählen. Ich weiß es wohl, wie süß das lockt, wie golden die Oeffentlichkeit zuerst der jungen Seele entgegenschimmert. Aber ich weiß es auch, wie theuer ein Name erkauft wird, und doppelt theuer für ein weiblich Wesen. Muß denn Jeder, der sich an Blumen freut und sie mit glücklicher Hand zu pflegen weiß, gleich Kunstgärtner werden, oder eine Blumenhandlung anlegen? Und gewährt die Rose, die Sie an Ihrem Fenster für sich und sonst ein liebes Auge in der Stille aufzogen, Ihnen nicht größere Freude, als dem Gärtner ein prächtig exotisches Gewächs, das er zur Ausstellung liefert?

Das habe ich Ihnen aus treuem Herzen schreiben müssen.

Lübeck, den 13. März 1849.

Der Ihrige

E. Geibel.

Karl von Holtei beabsichtigte 1850 die „Seelenwanderung" in Hambnrg aufzuführen. Am 4. Januar gab ihm Geibel dazu „volle Macht zu streichen" und schrieb dann in einem Briefe, der sich originaliter in meinem Besitze befindet:

Lübeck, 24. Jan. 1850.

Lieber Holtei!

„Daß ich Ihnen für Ihr freundliches und hocherfreuliches Schreiben bis dahin noch nicht gedankt, hatte verschiedene Gründe, als da sind erstens Vertiefung in Arbeiten, zweitens des Menschen natürliche Trägheit, drittens und hauptsächlich aber ein Stück Hypochondrie, das zu Ihrer frohen Zeitung noch immer kein rechtes Vertrauen fassen wollte. Meine früheren Theatererfahrungen in Bezug auf den „Roderich" seligen Vergessenseins waren von so durchaus trübseliger Art, daß es mir ordentlich schwer ward, zu glauben, das Ding solle nun auf einmal so glatt abgehen, und daß ich von Tage zu Tage auf den nachhinkenden Boten wartete mit der Meldung: es geht doch nicht. Da sich derselbe jedoch bis heute nicht eingestellt hat, und ich am Ende fürchten muß, meine Zeilen könnten Sie bei längerem Verzug bereits verfehlen, so lassen Sie sich einstweilen sagen, wie freudig der Inhalt Ihres Briefes mich überüberrascht hat, und zu wie herzlichem Dank ich mich Ihnen und dem vortrefflichen Marr (Darsteller des „Andrea") verpflichtet fühle. Geht die Sache ihren ruhigen Gang fort, und wird die erste Vorstellung der „Seelenwanderung" einigermaßen günstig aufgenommen, so komme ich zur zweiten selbst nach Hamburg. Wie lieb es mir wäre, Sie alsdann noch dort zu finden, können Sie sich selbst sagen; doch muß ich dies leider

bezweifeln, da Sie bereits Ende Januars in Schwerin sein wollten.

Von Heinrich in Berlin habe ich richtig, wie Sie mir voraussagten, einen blaubedruckten Brief mit einem Commissionsantrage erhalten. Doch habe ich darauf noch nicht geantwortet, weil ich die Hamburger Aufführung vorher abwarten und nach deren Erfolg meine Maßregeln nehmen will.

Ueber Kuglers Dramen denke ich im Ganzen wie Sie. Die „Jakobäa" hat mehr eigentlich poetischen Kern; im „Dogen" ist einzelnes Vortreffliche, so z. B. die prächtig durchgeführte Figur des Bertuccio, aber die Motive wie die Scenen springen so bunt und überhastig hin und her, daß das Ganze mir keinen ruhig klaren Eindruck hinterlassen will . . .

Glauben Sie mir, daß ich Ihnen gerne als pretium amoris ein autographon von William Shakespeare beilegte (Holtei war Autographensammler), — wenn ich es nämlich hätte. Doch ein Schelm giebt mehr als er hat, und so müssen Sie sich schon mit diesem meinem Wunsch begnügen. Herzlich grüßend

Ihr

Emanuel Geibel.

Holtei hat auch später in der Mitte der fünfziger Jahre das kleine Lustspiel durch Recitation bekannt gemacht. (Vergleiche Geibel, Gesammelte Werke, Bd. 8, S. 28).

Von Geibel's Aufenthalte in Karlsbad, Sommer 1850, erzählt ein Gewährsmann der „Magdeburgischen Zeitung" (15. April 1884) folgendes heitere Erlebniß:

„Im Jahre 1850 hielt sich Emanuel Geibel zu Kurzwecken in Karlsbad auf. Er bewohnte ein bescheidenes Quartier auf dem Schloßberge, und der Zufall wollte es, daß ich sein Wandnachbar wurde. So gewiß ich in gesunden Tagen es versucht haben würde, mich der Person des von mir hochverehrten Dichters zu nähern, so wenig Antrieb empfand ich dazu als verdrießlicher und beständig verstimmter Kurgast. Geibel machte ebenfalls den Eindruck eines leidenden, durch leibliche Beschwerden geistig gedrückten Mannes. Da uns nur eine ungewöhnlich dünne Wand von einander schied, so wurde ich nicht selten unfreiwilliger Ohrenzeuge von dem, was bei meinem Nachbar vorging. Daß der Lieblingsdichter der Frauen häufig Besuche von Damen jeden Alters empfing, deren in Form von Albums und Stammbüchern ihm präsentirte Autographensammlung er — wo möglich durch ein ad hoc improvisirtes Gedichtchen — bereichern sollte, nahm mich nicht Wunder. In Folge dieses zeitweise sehr lästigen Umstandes ließ er sich gar nicht sprechen, indem er der Wirthin befahl, zudringliche Damen in höflicher Form abzuweisen. Am Tage vor seiner Abreise war es einer ganzen Schaar junger Verehrerinnen des Dichters gelungen, sich Zutritt zu ihm zu verschaffen. Geibel schien in schlimmster Stimmung zu sein und zeigte sich durchaus nicht geneigt,

sich in den zahlreichen ihm dargereichten Albums zu verewigen. Mit wenigen eintönigen, wie aus dem Munde eines schwer Leidenden kommenden Worten wies er die Stammbücher der in allen Tonarten bittenden Dämchen zurück, holte aus dem Chaos der ihn umgebenden Reiseeffekten eine alte Cerevisкappe hervor und zerschnitt dieselbe in zahlreiche Läppchen, die er dann unter die liebliche Schaar vertheilte. Die Gesichter der Beschenkten habe ich nicht gesehen, kann also nicht sagen, ob dieselben den Ausdruck voller Befriedigung getragen haben."

Am 20. November 1851 warb Geibel um die siebzehnjährige Amanda Luise Trummer, die „Ada" seiner Lieder. Ueber die Entstehung dieses Verhältnisses giebt eine Stelle des bereits erwähnten „Gedenkblattes" dankenswerthe neue Mittheilungen:

„Hart neben dem alten Elternhause wohnte eine Freundin seines Vaters, Frau Dr. Caroline Trummer, die, früh verwittwet, nur für ihre Kinder lebte und seinem Vater den vereinsamten Lebensabend auf jede Weise zu erleichtern suchte, indem sie ihn durch ihre Unterhaltung erheiterte und ihm vorlas. Sie war vor ihrer Verheirathung eine hochgefeierte Schauspielerin gewesen, die den jungen Geibel durch ihre herrliche Darstellung classischer Rollen zur höchsten Begeisterung hingerissen hatte und noch vom Greis in einer ungedruckten Gelegenheitsdichtung die „hohe Lilie im Reiche der Kunst" genannt wurde. Diese Frau zeigte ihm einst einige Ge-

dichte ihrer jüngsten vierzehnjährigen Tochter Amanda, an denen er solche Freude fand, daß er ihr anbot, dem Kinde einigen Unterricht in der Metrik und der deutschen Litteratur zu ertheilen. Es sollten nur wenige Stunden sein, um ihr einen Fingerzeig zu geben; bald wurden diese Stunden ihm ein Fingerzeig, wo er das tiefste und reinste Gemüth zu finden habe."

Nachdem im Januar der erste Ruf Maximilians II. an Geibel ergangen war, stellte er sich am 8. März dem Könige vor. Am 17. Mai gelangte an das Rectorat der münchener Universität seine Ernennung zum Ehrenprofessor bei der philosophischen Facultät. Mitte October siedelte er mit seiner jungen Gattin gänzlich über und hielt am 23. November desselben Jahres seine erste Vorlesung über Poetik. „Eine äußerst zahlreiche Zuhörerschaft hatte sich im Hörsaal eingefunden, und Katheder und Pult waren von Freundeshänden mit einem Blumengewinde und einem von Rosen durchwirkten Lorbeerkranze geschmückt. Geibel dankte mit hörbarer Beklommenheit für den freundlichen Empfang, sprach sodann bescheiden von den wissenschaftlichen Leistungen, die seine Zuhörer von ihm, dessen Lebenskraft, bei aller Theilnahme an den Forschungen und Ergebnissen der Wissenhaft doch hauptsächlich dem künstlerischen Schaffen geweiht war, zu erwarten hätten, und begann hierauf im allgemeinen Zügen eine Auseinandersetzung der Aufgabe, die er sich in den Vorlesungen über Poetik gestellt."

Ueber das am 5. December 1852 stattgefundene Festmahl berichtete die „Augsburger Allgem. Zeitung" am 9. December (vergl. Süddeutsche Presse, 13. April 1884; Dr. Altenhöfer, „das Fest der Zwanglosen."):

„Lassen Sie mich ein Blatt der Erinnerung hier niederlegen an einen Tag, der für unsere Stadt in mancher Beziehung ein ernster war. Die Berufung und Uebersiedelung Geibels nach München ist für uns ein so bemerkenswerthes Ereigniß, daß es nur der Anregung einiger Freunde der Dichtkunst bedurfte, um der Freude darüber einen vernehmlichen und entschiedenen Ausdruck zu geben, und so groß zeigte sich die Theilnahme an dem ihm zu Ehren veranstalteten Festmahl, daß die Liste bereits am dritten Tage nach der Eröffnung geschlossen werden mußte. Das Festmahl fand gestern im großen Saale des „Bayerischen Hofes" statt. Schallers schöne Statuetten deutscher und fremder Dichter schmückten mit der Büste des Königs den in einen Wintergarten verwandelten Hintergrund. Ein zahlreicher Kreis von Männern aller Fächer, Künstler, Gelehrte, Staatsmänner u. s. w. bewillkommte unter lautem Jubel den Ehrengast, und das Fest begann nach altem Herkommen mit Speis' und Trank. Bald aber gewann es ein anderes Aussehen, und die materiellen Interessen traten zurück, als mit der Champagnerflasche auch das Herz aufgeschlossen wurde zur Rede, die dem Dichter zu Ehren diesmal vorzugsweise in Rhythmus und Reim sich bewegte. Den

ersten Trinkspruch auf das Wohl des Königs brachte Ernst Förster aus.

Den Festgruß an den Dichter sprach Franz von Kobell in folgendem Gedichte:

Und wär' die Welt auch noch so grau,
Du singst sie frisch und grün,
Fürwahr ein Zauber ist mit Dir,
Dem immer Blumen blüh'n;
Du streust sie wie der Frühling aus,
Daß Mägdlein sich und Frauen
Wohl binden duft'gen Strauß.

Und wär' die Welt auch noch so schlimm,
Du singst sie wieder gut,
Denn muthiger nur hebst Du an,
Und Leid besiegt der Muth;
Du führst den Spiegel klar und hold,
Der auch im ärmsten Sande
Uns finden läßt das Gold.

Und wer nicht frägt um Welt und Zeit
Und liebt erhebenden Traum,
Und wer die Perlenlust versteht
In blanken Weines Schaum:
Der ist Dir erst der rechte Mann,
Dem stets in Deinen Liedern
Ein Himmel aufgethan.

So übst Du klingend Saitenspiel
„Und greifest fröhlich drein,
„Und Ros' und Maid und Lieb' und Lied
„Ist alles, alles Dein."
Und mag ein Sturm zu rauben gehn,
Am Schmucke Deines Lorbeers
Kein Blatt wird er verwehn!

Drum edler Meiſter ſei gegrüßt,
Gegrüßt am Alpenrand,
Es winken neue Kränze Dir
Im neuen Vaterland,
Und mögeſt gerne weilen Du
Und gerne bei uns ſingen;
Drauf trinke ich Dir zu!

Und nun ſollten wir des Glückes, das wir feierten, in vollen Zügen inne werden: Geibel antwortete, und zwar in Verſen; er ſprach von des Vaterlandes Weh' und ſeiner Zerriſſenheit, von ſeinem Troſt und ſeiner Kraft in der Einheit geiſtiger Beſtrebung, von der Macht und der Luſt der Poeſie, von ſeinen und von unſern Hoffnungen und Wünſchen für ſie am Strande der Iſar. Ein unendlicher Jubel folgte, die ganze große Verſammlung war von Schmerz und Freude wie überwältigt und viele Augen wurden feucht, die wohl ſeit lange nicht mehr geweint, und viele ſorgenſchwere Herzen gewannen unter des Sängers holdſeliger Rede den leichten Schlag der Entzückung. „Das iſt ein Menſch! das iſt ein Herz!" ſcholl es von allen Lippen, und das Frohgefühl einer gemeinſamen Liebe durchbebte die Verſammlung.

Noch kommen deutſche Männer nicht zum Feſtgelag zuſammen, ohne daß — und wär's wie eine trübe Wolke — der Gedanke an das Vaterland durch ihre Freuden zöge. Friedrich Beck war es, der dieſe Saite anſchlug, und mit Seherblick in die Zukunft ſah —

„Wo man nicht fragen wird nach Süd und Norden,
Weil wir ein Volk von Brüdern sind geworden.
Wir lassen nicht vom alten großen Bande;
Stoßt an! Ein dreifach Hoch dem Vaterlande!“

Und ernsten Tones frug das Orchester: „Was ist des Deutschen Vaterland?“

Sicherer konnte der Sprecher, der ihm folgte, die Stätte bezeichnen auf der dem Gast und nunmehrigen Mitbürger der Willkommen geboten wurde: J. G. Beilhack pries Bayern und sein Volk und forderte Geibel und die Gesellschaft auf, einzustimmen in sein Lebehoch, was mit rauschender Freude geschah, während das Orchester Klänge aus dem bayerischen Hochlande dazwischen warf.

Einen herzlichen Jubel erregte L. von Daxenberger mit einem Gedichte das mit zartsinniger Wendung zu einem Lebehoch für Geibels Gattin führte, welchem Glückwunsch der Dichter sogleich in freiem poetischem Erguß und aufflammender Liebesbegeisterung antwortete, indem er mit einem Hoch auf die Frauen und Jungfrauen Münchens schloß. Ueberhaupt war er in wunderbarer Stimmung, und eine flinke Stenographenfeder hätte den Abend ein Bändchen Gedichte sammeln können.

Noch trug Rud. Marggraff ein Gedicht vor, „die neue Theilung der Erde,“ dessen Motiv in dem Gedanken liegt, daß der Dichter mit seinem Glück nicht ferner an den Himmel erst verwiesen, sondern bereits

diesseits vom König berufen sei, die Schätze der Erde mit ihm zu theilen.

Wieder ergriff Geibel das Wort, oder — ergriff es ihn? Da er zwischen Fr. Thiersch und W. Kaulbach saß, schäumten Herz und Becher über für Wissenschaft und Kunst und ihre Vertreter, und Fr. Thiersch antwortete in einer glänzenden Rede.

Während dessen hatte eine freundliche Hand im Wintergarten hinter dem Rücken des Dichters einen Lorbeerkranz gewunden und ihm aufs Haupt gesetzt. O hätten Sie alle ihn nun gesehen, und nun die Verse gehört, die seinem Herzen entströmten, wie er das heilige Zeichen in seine Hand nahm, seine hohe Bedeutung tief ergriffen schilderte und ihn in sanftester Bescheidenheit — zur Seite legte!

Schwer war es nach der Stimmung, die sich nun der Gesellschaft bemächtigte, noch zum Wort zu kommen. Doch nahmen es noch F. Völkel und nach ihm K. F. von Martius und W. Dönniges mit Anreden an den Dichter, davon vornehmlich die letzte mit ihrem Schwunge und ihren Weit- und Tiefsichten in die neue Dichtkunst die Gemüther ergriff. Nun aber waren die Bande gelöst, und der Stock fing an zu schwärmen; in breiten Wellen wogte die Lust und rauschte wie die fluthende Brandung, bis das Gesetz der Natur die Zeit der Ebbe herbeiführte und die Wellen sich nach und nach verliefen. Heute aber, wo die Festtheilnehmer sich begegnen, fassen sie sich an der Hand und begrüßen sich

mit der Erinnerung an das seltene, herrliche Fest, und mit einem herzlichen Danke an den, der es dazu gemacht, an den seltenen, herrlichen Dichter."

Das erwähnte Gedicht von W. Dönniges lautet:

Schon wieder umschlang das verzauberte Schloß im Walde germanischer Dichtkunst
Ein wuchernd Gestrüpp kleinwüchsiger Art voll Gifts und schwammigen Mooses,
Ein Distelgeschlecht mit stachlichem Kraut, ein Dornengebüsch ohne Rosen;
Wohl grünende Bäumlein hie und da, doch innen verfault und am Grunde
Aufwuchernd die Pilze geschwollenen Bauchs, ein Fraß für Würmer und Larven,
Meist dienlich nur für des niederen Volks litterarische Fliegenvergiftung. —
Fernab lag schon was Göthe erstrebt in kunstvollendeter Klarheit,
Und fast verhallt schien jener Gesang, den hoch im Schwunge der Jugend
Einst Schiller anhub der Begeisterung voll und fort die Begeisterung tragend.
Selbst Uhland schwieg und Platen war todt und Heines bezaubernde Lieder
Sie waren im Mißklang meistens erstickt nachfolgender Carricaturen.
Dornröschen schlief, es umnachteten ihr den Sinn unfruchtbare Träume,
Kaum hörte sie noch den matten Gesang nachahmender halber Talente;
Die störten den Schlaf, doch weckten sie nicht zum frisch aufblühenden Leben.

Halbfertige Knappen umſtanden den Hain, doch es fehlte die flammende Rüſtung
Des gediegenen Worts und des reinen Gefühls und der männlich ernſten Gedanken.
Wohl gab es der Kämpen Gewappnete noch, doch gingen auch dieſe verloren
Auf der Staatsklugheit parteiiſcher Bahn, auf dem Irrweg frecher Satire,
Die oft hinſtarb in zerfreſſendem Haß und im Hohn, dem Tode der Dichtkunſt.
In des Tiefſinns Nacht melancholiſch verſank der edelſte, ungriſche Sänger,
Und andere rückten zu ferne hinaus zum künſtlich erkaltenden Oſten;
Auch erweckte uns nicht aus lethargiſchem Schlaf amaranthiſches ſüßes Geklingel.
Dornröslein ſchlief; kein Heros erſchien und wußte den Zauber zu löſen. —
Da erhobeſt Du Dich an der Oſtſee Strand; es ſang die Welle des Meeres
Den Wiegengeſang als Kind Dir ſchon, und es rauſchten die grünenden Wipfel
Des uralten Haines der Freiſtadt Dir den erhebenden Traum in die Seele
Von Deutſchlands Glanz und Herrlichkeit und längſt entſchwundener Größe,
Und die gothiſche Pracht des lübiſchen Doms und die ſtädtiſchen Giebel und Schnörkel
Erzählten die Sagen des Heimathlands und viel erhabne Geſchichten
Von der Einheitskraft hanſeatiſchen Bunds, von den wackeren Herren im Norden,
Wie ſie Deutſchlands Recht und Deutſchlands Wort weit über das Meer hintrugen

Bis zum ſchwediſchen Reich und zum bottniſchen Land und des Eismeers Alpengeſtaden.
Und was Dir die brandende Welle der See am einſamen Ufer geflüſtert,
Das reifte darob in dem attiſchen Land zu lichtvoll geſtalteten Formen.
Wir hörten erſtaunt des Jünglings Ton voll innig melodiſcher Friſche
So ſanft und ſo rein und ſo reich und ſo ſchön wie des Gießbachs Silbergerieſel,
Wie er mit ſich riß, doch abgeklärt die Schlacken der Aftergeſänge.
Und ſieh! Du ergriffſt mit dem Seelengeſang die Seelen der Frauen und Mädchen
Vor allen zuerſt und drangeſt ins Herz mit Deinem beſcheidenen Herzen.
Dann ſtimmteſt Du an zu männlichem Sang die höher gerüſtete Leier,
Und wie Dir Athene im Waffengeſchmeid die claſſiſchen Weiſen gelehret,
Und was Du belauſcht in des Spaniers Lied, in dem Lande romantiſcher Größe,
Majeſtätiſchen Tons und der männlichen Luſt und der männlichen Schmerzen die Fülle,
Das gabſt Du uns wieder im deutſchen Gewand und in edelgebildeter Sprache.
Dann goſſeſt Du aus den erwärmenden Hauch und den Duft Deiner Juniuslieder
Voll Kraft des Manns, mit des Jünglings Schwung in harmoniſcher Verſe Vollendung.
Ein Sommernachtstraum war jener Geſang; die Morgenröthe der Dichtung,
Sie brach hervor, wie das Zucken des Tags nach lange umnachtendem Dunkel.

Wir hörten nun wieder des Waldhorns Ruf, die ewige Klage der Sehnsucht
In Heimathsklängen, wie Schwanengesang aus schönen, besseren Zeiten.
Lautauf erklang's und es pflanzte sich fort und durchdrang das Dunkel des Waldes
Bis hin zu dem Lager, wo dornenumrankt noch träumte die rosige Jungfrau.
Und es schmetterte wieder die Lerche ihr Lied, und Drosselgesang von den Zweigen
Erscholl weithin und der Nachtigall Sang in den flötenden Wechselaccorden;
Hinrauschte der Strom vom Felsabhang, wie Musik zum Tact Deiner Rhythmen,
Und es sausten die Wipfel, es brauste der Wind und Rosen und Lilien blühten.
So reihte sich dann der Zug Dir an, es erschienen die alten Gestalten
Aus des Märchens Bereich aus dem Nebel hervor zum wirklichen Leben erwecket,
Tannhäuser vom Busch und vor allen voran der treuste der Treuesten Ekkard.
Auf leuchtendem Zelter hoch aufgeschürzt Frau Venus, die Blüthe der Schönen;
So zogest Du ein zu der Lagerstatt, und sieh' es erwachte die Jungfrau,
Sie begrüßte Dich laut und sie rührte Dich an, und sie bot zu dem Bunde die Hand Dir.
Hier schließet den Vers Dein verstummender Freund, doch ruft er noch scheidend die Mahnung:

„Bleib' immer getreu Deinem innersten Selbst!
Was die kindliche Stimme der Brust Dir
In reinem Gefühl und erhabenen Schwungs
In erster Jugend geflüstert,

Das erhobst Du laut zu des Mannes Gesang
Im Reiche des Wahren und Schönen.
Von der Ostsee Strand zu der Alpen Gebirg'
Begleite Dich ferner hinüber
Dein treues Gemüth und Dein edeles Herz!
Bleib' treu Dir selbst, dann blühen Dir stets
Die Kränze der ewigen Jugend!"

In einem mir von dem Herausgeber dieses Gedenkbuches für meine Sammlung zur Verfügung gestellten Briefe der Frau Pastor Kunhardt, geb. Avé Lallement, datirt aus Hamburg vom 21. April 1884, heißt es, wie folgt:

„Es werden bald 32 Jahre, daß der Ruf zur Uebersiedelung nach München an unseren, damals in Lübeck weilenden Dichter erging. Es schien mir eine Pflicht seitens der Frauen und Jungfrauen Lübecks, ihm beim Scheiden ein kleines Erinnerungszeichen an seine Vaterstadt mitzugeben, und so bedurfte es nur einer kleinen Anregung meinerseits, um bald einen großen Kreis von Lübeckerinnen für die Durchführung dieser Idee zu gewinnen. Wir stickten und schafften in kurzer Zeit einen Lehnstuhl und einen Teppich, zu welchen Sachen noch ein Schreibtisch hinzugenommen wurde. Mir wurde die Ehre zu Theil, mit wenigen Zeilen das Geschenk begleiten zu dürfen."

Diesem Briefe liegt in groß Quart die lithographirte Copie eines Dankgedichts Emanuel Geibels

bei, welches wir, da es weiteren Kreisen kaum bekannt sein dürfte, in folgendem wiedergeben:

Bei Uebersendung des Schreibtisches, der gestickten Decke und des gestickten Lehnstuhls an Emanuel Geibel.

Sie wollte wieder vor Dich treten
Die Heimath, der Du jüngst entflohn,
Sie wollt' nicht lassen den Poeten,
Der Musen holden Lieblingssohn;
Sie beut' Dir Ruh' auf duft'gen Rosen,
Streut' Dir zu Füßen Lotus hin,
Daß nun, zur Zeit der Herbstzeitlosen
Dein Herz auf neue Lieder sinn',
Die, wenn sie hell im Dichterwald erklingen,
Den Frauen Lübecks Kunde von Dir bringen.

im October 1852. J. K.

Gruß und Dank aus München an die Frauen und Jungfrauen von Lübeck.

So mächtig wohnt kein Zauber uns im Blute,
So fest hält keiner unser Herz gebannt,
Wie der uns fromm mit treuem Liebesmuthe
Dem Ort verknüpft, wo unf're Wiege stand.
Drum glücklich, wer im Schatten jener Bäume,
Die in sein Spiel einst rauschten Tag für Tag,
Die frischen Blüthen seiner Knabenträume
Zu ernsten Thaten alternd reifen mag.

Doch ward nicht Jedem solches Heil gegeben,
Am Ast nicht rosten darf ein Saitenspiel,
Es ruft den Mann, den Dichter ruft das Leben
Gebietrisch fort und steckt ihm fern sein Ziel;

O wohl ihm, wenn ihm dann auf fremden Wegen
Der Gruß verjährter Freundschaft nicht gebricht,
Wenn über seinen neuen Heerd den Segen
Die alte Heimath glückverheißend spricht.

So ward es mir. Mit farbig reicher Spende
Folgt' Eure Liebe mir in's ferne Haus,
Und schmückte mir die klanglos kahlen Wände
Belebend mit gefäll'gem Zauber aus.
Nun schließt Erinnrung wie mit goldnem Ringe
Mein stilles Binnenleben freundlich ein,
Und was an Freud' und Leid die Stunde bringe,
Ein Gruß der Heimath webt von selbst sich drein.

Oft pries ich sonst den Mund von süßem Tone,
Den rheingebornen Frauenlob mit Fug,
Daß — um sein Lied — in dunkler Blätterkrone
Ein fromm Geleit von Frau'n zur Gruft ihn trug.
Doch länger nicht den Kranz in seinem Haare
Beneid' ich, bin ich höher doch beglückt,
Da eure Huld mir nicht die Todtenbahre,
Da sie das Leben anmuthvoll mir schmückt.

Wie dank' ich's euch! — Das Herz nur mag's erwidern
Für heute nur, was aus dem Herzen quoll;
Doch einstmals, hoff' ich, bring' ich euch in Liedern,
In ausgereiften, bessern Dankes Zoll.
Denn ob auch fern der alten Hansa Thoren,
Wenn je mir vollern Klang ein Gott verleiht,
Er bleibt der theuern Stadt, die mich geboren,
Und euch, die freundlich mein ihr denkt, geweiht.

im December 1852. Emanuel Geibel.

Der „Kladderadatsch“ bemerkte im Mai 1852 zu der Berufung Geibel's als Professor nach München:

„Wir gönnen es ihm, der so viel gelesen worden ist, daß er zur Strafe endlich einmal selbst lesen muß.“

Nach dem Ausweis der Vorlesungsverzeichnisse der Münchener Universität hat Geibel in der Zeit seiner Professur nur folgende Collegien angekündigt:

Winter 1852/53 und 1853/54 „Metrik mit praktischen Uebungen“.

Winter 1854/55 „Ueber die poetischen Formen der abendländischen Litteraturen“.

Winter 1855/56 und 1857/58 „Metrik“.

Im Jahre 1853 wurden von Seiten der dänischen Regierung Geibel's „Juniuslieder“ in Schleswig-Holstein verboten.

Aus dem Januar 1853 datirt ein ungedruckter Spruch für das Radetzkyalbum, der sich als Autograph im Landesmuseum zu Innsbruck unter Glas und Rahmen befindet:

„Das beste Gut,
Das Gott verleiht:
Ein fester Muth
In schwanker Zeit.“

W. H. Riehl giebt uns in der Vorrede zu seiner Novellensammlung „Aus der Ecke“ (1874) ein freund-

liches Bild des Zusammenlebens der drei Familien Geibel, Riehl und Heyse:

„Vor zwanzig Jahren wohnte ich am Nordwestende von München, schräg gegenüber wohnte Emanuel Geibel und in einer der nächsten Straßen Paul Heyse. Da unsere übrigen litterarischen Freunde allesammt tiefer in der Stadt sich niedergelassen hatten, so erschienen wir Drei uns wie ein vorgeschobener Posten und nannten uns die Ecke. Wir hielten gute Nachbarschaft, und unter Geibel's leitender Hand gewann die Ecke bald einen festen Krystallisationskern. Je am andern Sonntage kamen wir mit unsern Frauen in dem Salon einer befreundeten alten Dame zusammen, welche an der Spitze der Ecke wohnte. Da besprachen wir dann in heiterer Geselligkeit unsere neuesten Arbeiten und Entwürfe, lasen vor, was wir ganz oder halb vollendet hatten und tauschten uns aus über die litterarischen und künstlerischen Erscheinungen des Tages. Ein solcher Abend hieß ein „Eckenabend". Und als mir damals ein Sohn geboren wurde, standen die andern beiden Väter der Ecke zu Gevatter und er erhielt den Namen „Eckbert".

Wir drei Männer glühten damals in vollster Schaffenslust: kein Wunder, daß sich unsere Gaben für die Eckenabende drängten. Da entwickelte Geibel den Plan seiner „Brunhild" und las einzelne eben vollendete Scenen des Dramas, oder er brachte uns eines seiner gedankenreichen erzählenden Gedichte, den

„Tod des Tiberius“, den „Bildhauer des Hadrian“, wie er sie eben frisch geschrieben hatte. Heyse beschenkte uns mit der „Braut von Cypern“ und den Novellen seines ersten und zweiten Bandes und ließ sich durch die Ecke zu seinem ersten Bühnenversuche ermuthigen. Später trat auch noch Adolf von Schack als der Vierte in unsern Kreis und las uns neue Poesien vor, während er, durch Heyse auf Genellis große und verkannte Künstlernatur aufmerksam gemacht, den ersten Grund zu seiner jetzt so berühmt gewordenen Bildergalerie legte.

Ich selber las die ersten Abschnitte meiner „Familie“ in der Ecke und wir machten Hausmusik.“ ...

Geibel war mit Heyse, Genelli, Rahl u. A. Stammgast in der Weinstube von August Schimon in der Kaufinger Straße. In seiner Novelle „Der letzte Zentaur“ (Neues Novellenbuch 1871) hat Paul Heyse eine Strophe der Nachwelt aufbewahrt, die „Freund Emanuel“ damals nach der Melodie des Dies irae auf die Weine des Wirthes dichtete:

„Sed post Schimonense vinum
Malum venit matutinum
Luctum quod vocant felinum.“

Karl von Binzer schreibt in einem „Das Münchener Dichterheim“ überschriebenen Feuilleton der Wiener „Deutschen Wochenschrift“ (4. Mai 1884) wie folgt:

„Geibel, Heyse, Riehl und Carrière waren

etwa 1852 ungefähr gleichzeitig nach München gekommen, auf einen für alle Vier gleich fremden Boden, in dem es galt, Wurzel zu schlagen. Kein Wunder, daß sie in der Gemeinschaft ihrer Anschauungen und Bestrebungen bald auch das Gleichartige ihres Zustandes erkannten und sich die Hände reichten, um einander in der schwierigen Arbeit des Orientirens und Acclimatisirens beizustehen. Sie verstanden sich gut, hatten Freude aneinander und gewöhnten sich bald an regelmäßige Zusammenkünfte in einem Kaffeehaus. Dies ist der Keim des Münchener Dichterbundes „Krokodil" oder zugleich schon der kräftige Stamm, aus dem er sich weiter entwickelt hat. Ein Tischlein, an welchem vier so bedeutende ausgesprochene Geister, in ihrer Verschiedenheit eine ganze Welt darstellend und einig nur in dem Streben nach hoher Wahrheit, zusammenfaßen, konnte nicht lange unbemerkt bleiben. Es mußte für solche, die sich ihm nahen durften, eine große Anziehungskraft haben. Und so vergrößerte sich allmählich die Zahl der Tafelrunde. Die Namen der nach und nach herangetretenen Autoren, die dem Kreise einen so allgemeinen Ruf verschafft haben, zeugen in ihrem eigenen Klange in beredter Weise für den Werth des Stammes. Es ist ein Vergnügen, sie aufzuzählen, da jeder in eigenem Glanze an unserem Firmamente strahlt.

Da kamen Melchior Meyr, der Verfasser der unvergleichlichen Dorfgeschichten aus dem Ries, Scheffel, Bodenstedt und Schack, die Orientalen, Felix Dahn,

der Germane, Lichtenstein, Leuthold, Karl von Lützow und Lingg.

Als Lingg eingetreten war, brachte er sein Gedicht vom alten Krokodil zu allgemeiner Belustigung zur Kenntniß:

„Im heil'gen Teich zu Singapur,
Da liegt ein altes Krokodil
Von äußerst grämlicher Natur
Und kaut an einem Lotosstiel.

Es ist ganz alt und völlig blind
Und wenn es einmal friert des Nachts,
So weint es, wie ein kleines Kind,
Doch wenn's ein schöner Tag ist, lacht's."

Dies fand nun schon eine kreuzlustige Schwester in dem Kreise vor an Geibel's überall eingebürgertem Kneiplied:

„Ein lust'ger Musikante
Marschirte einst am Nil."...

Die Münchener begannen zu eben der Zeit den Kreis mit dem Namen „Idealisten" zu bezeichnen, und um dem furchtbaren Schicksal zu entgehen, dergestalt in die Wolken verbannt zu werden, beschloß man, jetzt, wo die Krokodille so gut eingebürgert waren, der Gesellschaft diesen vielsagenden Namen zu geben. So wurde denn das Nilungethüm der Retter vor einem sehr zweideutigen Complimente der Mitwelt und deshalb als Hausgötze hoch in Ehren gehalten...

Einem Bildhauer wurde der ehrenvolle Auftrag

zu Theil, das Krokodil in allen seinen Theilen und in allen seinen sonderbaren, den Menschen feindlichen Gelüsten zu bilden. Er entledigte sich dessen zu allgemeiner höchster Befriedigung. Dieser Götze wurde nun in besagtem Kaffeehause bei jeder Zusammenkunft inmitten aufgestellt, als handgreiflicher Sendbote des Humors...

Als später das Krokodil zu deutliche Symptome seiner Vergänglichkeit gab, wurde es einem trefflichen Künstlerpaar zur Wiederbelebung anvertraut. Die Erneuerung der baufälligen Theile übernahm der Bildhauer Knoll. Als es wieder auf festen Füßen stand, übernahm es der Maler Pixis, dem Unthier seine blühende Farbe wieder zu geben. Beide Väter dieser Wiedergeburt setzten die Poeten in ein solches Entzücken, daß man sie ohne viel Federlesens zu Ehrenmitgliedern ernannte.

Eine andere Verstärkung zu dauernderem Verbrauche verschaffte sich die Gesellschaft, indem sie den beliebten Liedercomponisten Baron Hornstein unter dem gleichen ehrenvollen Titel wie die beiden Bildner als Haus- oder Leibmusiker installirte...

Paul Heyse nahm sich während jener ersten Epoche des Krokodils mit Ernst und Hingebung der jüngeren anstrebenden Generation an, die er zu ihrem Nutz und Frommen um sich versammelte. Daraus sind die Rekruten einer späteren Epoche hervorgegangen. Sind aber nicht alle Weber geworden. Unter diesem Nachwuchs ist Wilbrandt, dann Hertz und Karl

Stieler, der mit seinem „Weil's mi freut“ und „Habt's a Schneid“ die Herzen erfreut. Die Namen der übrigen sind die folgenden: Hans Hopfen, Hermann Schmid, Zeising, Beilhack, L. Leistner, Koppel, Schneegans, Bernhard Hofmann. Ein Canonicus Schrott hatte sich in dichterischem Behagen dem Kreise zugesellt, ihm wurde aber von seinen Oberen baldigst bedeutet, daß es sich für einen Diener der Kirche nicht wohl schicke, in so profaner Atmosphäre zu weilen.

Da nun die Gesellschaft einmal in Egypten angelangt war, so ließ sich auch die Pyramide nicht mehr umgehen. Es wurde eine solche erbaut und neben das ihm homogene Krokodil aufgestellt. Diese Pyramide hatte ein Loch, und in dieses Loch warfen die Poeten ihre Gaben, wie die Kinder ihre Kreuzer in die Sparbüchse. Als man vermuthen konnte, daß die Summe ausreichte, um etwas damit anzufangen, zerschlug man die Pyramide, und heraus kam das „Münchener Dichterbuch“ von Emanuel Geibel.

So lebte die Gesellschaft fort, ein innerliches, geistiges Leben, von dem sich nicht viel sagen läßt, man wollte denn ein Stück Literaturgeschichte liefern. Lützow führte lange Zeit das Protokoll, zu Genuß und Befriedigung seiner Gesellen, aber in so intimer Weise, daß der Inhalt für die Außenwelt keine Bedeutung hat... Im Jahre 1872 starb das Krokodil an der Cholera.“...

Um die erste Aufführung des „Meister Andrea“, die am 13. Februar 1855 in München großen Erfolg hatte, machten sich besonders die Schauspieler Jost, der „klassische Verkörperer Shakspearischer Lustspielgestalten“, Christen, Lang und Frl. Jahn verdient. Fr. Dingelstedt hatte persönlich die mise en scène übernommen.

Am 21. November 1855 traf den Dichter der härteste Schicksalsschlag seines Lebens. Seine jugendliche Gattin, die ihm erst am 26. August 1852 in Lübeck angetraut war, starb nach langer Krankheit.

In öffentlichen Blättern erließ Geibel folgende Todesanzeige:

„Gestern starb nach elfmonatlichen schweren Leiden meine geliebte Frau Amanda Luise geb. Trummer im zweiundzwanzigsten Jahre ihres Alters, im vierten unserer glücklichen Ehe.

München, 22. November 1855.

Emanuel Geibel.“

Mit dem tiefgebeugten, trauernden Gatten folgten viele Notabilitäten der Künstler- und Gelehrtenwelt Münchens dem Wagen, der die Dahingeschiedene zur Ruhestätte führte. Dekan Maier hielt die Leichenrede über den Text: „Befiehl dem Herrn Deine Wege.“

Ich habe vor einigen Jahren das Grab auf dem südlichen Kirchhofe in München aufgesucht. Schön gepflegter, großblättriger Epheu umhüllt den Hügel; am

Kopfende grünt ein Lebensbaum. Eine Marmorplatte zeigt die Inschrift: „Hier ruht Ada Luise Geibel, geb. Trummer. Geboren zu Lübeck, 15. August 1834, gestorben zu München, 21. November 1855. Psalm 126."

Moritz von Schwind hat ihr in seinem „Märchen von den sieben Raben" (Weimarer Museum) ein künstlerisches Denkmal gesetzt. Die Muse, die in der ersten Halle des Rundbildes rechts aufrecht steht, hat die Züge Adas und trägt auf der Gewandung den Namen „Ada Geibel". Auch Kaulbach hat Zeichnungen von ihr angefertigt und der berühmte Münchner Portraitmaler Correns nach ihrem Tode eine große Kreidezeichnung und ein Oelbild (1864) von unsagbarer Schönheit für den Dichter ausgeführt. Dies Bild hing stetig an der Wand des Arbeitszimmers Geibels.

Eine Schilderung der bekannten „Symposien" bei König Max, an denen Geibel besonders großen Antheil hatte, giebt uns die Augsburger Allgem. Zeitung vom 31. Januar 1856:

„An irgend einem Wochentage, meist am Sonnabend, versammelt der König eine Anzahl gelehrter oder wissenschaftlich gebildeter Männer in einem jener Gemächer der alten Hofburg um sich, die zunächst an die Reihe der sogenannten reichen oder Kaiserzimmer stoßen, (meist im „venetianischen" Zimmer), um in ihrer Umgebung sich einen Abend hindurch jener geistigen Erholung zu überlassen, die ihm Bedürfniß ist, die sein

edler Geist nicht in Whist und Hombre zu finden vermag. Im einfachen Hofkleide treffen die Geladenen, empfangen von dem diensthuenden Flügeladjutanten, allmählich gegen 8 Uhr Abends ein. Sind alle versammelt, so betritt der König den Saal, naht sich freundlich grüßend den im Halbkreis stehenden Gästen, und hat, von einem zum andern gehend, für jeden ein ermunterndes Wort oder eine theilnehmende Frage, sei es nach dem Befinden seiner Angehörigen oder nach dem Fortschritt seiner wissenschaftlichen Bestrebungen. Auf seinen Wink werden dann die Hüte abgelegt, und auf seine Einladung nimmt die Gesellschaft um ihn Platz an einem einfachen Tische, wo einige Erfrischungen geboten werden. Der König greift zur Cigarre, wer will folgt seinem Beispiel, und nun öffnen sich, von ihm geschickt angeregt, die Schleusen der Unterhaltung. Bald fliegt die Rede wie der Ball im emsig unterhaltenen Spiel hin und her, und des Königs geschickt gestellte Fragen oder sinnreiche Einwürfe wissen dem ermatteten oder zu Boden gefallenen Thema immer wieder neues Leben zu verleihen. Stets hält der eine oder andere einen kurzen Aufsatz von allgemein interessantem, wissenschaftlichem Inhalte bereit, den er auf Wunsch des Königs vorträgt, oder es überrascht ein dritter den ausgewählten Kreis mit der jüngsten Schöpfung seiner Muse, die hier das Ohr des Königs zuerst erfreuen soll, ehe sie hinaustritt in das Gewühl der Welt. Oft liebt es der König auch selbst ein Thema zur Unter-

haltung aufzuwerfen und es ist wahrhaft erhebend zu beobachten, mit welcher Aufmerksamkeit, mit welcher Spannung er der Discussion folgt und sie gleichsam leitet und regelt.

Männer der verschiedensten geistigen Richtungen und Strebungen beruft König Max so in seine unmittelbare Nähe, und jenes geheimnißvolle grüne Zimmer sieht den hochberühmten Liebig, Carrière, Riehl, Ringseis, Kobell, Geibel, den wahrhaft frommen und edlen Sänger; Thiersch, Heyse, Löher, Pocci, Bodenstedt, Bluntschli, Jolly, Siebold, Pettenkofer, Schack u. s. w.

... Nach einem solchen, manchmal mehrere Stunden dauernden Gespräch erhebt sich der König, um im Nebenzimmer, wo auch der Punsch servirt wird, auf dem Billard mit der Gesellschaft noch einige Gänge zu machen, und zieht sich dann, freundlich grüßend wie er gekommen, in sein Kabinet zurück.

Der dienstthuende Flügeladjutant, berufen nach dem Abgang des Königs die Honneurs zu machen, versammelt dann die Gäste um ein leichtes Souper, von dem sie, das Durchsprochene wiederholend oder fortspinnend, meist erst die Mitternacht trennt."

Die von L. Mayer herausgegebene „Katholische Litteraturzeitung" (Wien 1858 Nr. 2 und 5) fällt folgendes merkwürdige Urtheil über die „von Herrn Geibel beliebte heidnische Färbung der Tragödie „Brunhild."

„Herrn Geibel hat es nun „beliebt", wie sein Buch S. 165 (Nachwort der 1. Aufl.) selbst besagt, die „heidnische Färbung zu wählen", und damit stellt er sich nicht blos außer geschichtlichen Boden, sondern entzieht er seiner „Tragödie" überhaupt jeglichen Halt. Allerwege bringt das repristinirte Heidenthum nichts mehr zu Stande als verpuffendes Feuerwerk; schade daher um die meist herrliche Diction, die geschickte Inscenirung und Concentrirung eines großen Sagenkreises, worin Herrn Geibels seltenes Talent sich bewährt. Aber möge man eben an dieser vergebenen Mühe auch einmal kennen lernen, daß das Christenthum keine launische Erfindung der Schwarzröcke oder einiger Poeten, Gelehrten, sondern eine große Thatsache ist, eine so große Thatsache, daß wer sie nicht sehen will, darüber fallen und sich mindestens die Nase zerschinden muß!"

In einer Besprechung der „Neuen Gedichte" (Jahrgang 1858 Nr. 5) meint dasselbe Blatt pathetisch bei Erwähnung des Spruches:

Zweck? Das Kunstwerk hat nur einen,
Still im eignen Glanz zu ruhn;
Aber durch ihr bloß Erscheinen
Mag die Schönheit Wunder thun:

„Nach unserer Ansicht hat kein irdisch Gebilde, auch das Kunstwerk nicht, Glanz in sich."

Ein Münchener Correspondent des Londoner „Athenaeum", Edward Wilberforce, griff 1863 in diesem

Journal Geibel bei einer die Aufnahme Bodenstedts in den Maximilianorden betreffenden Angelegenheit auf das heftigste an. Ferd. Freiligrath wies als „a German friend residing in London“ ungenannt diese Verläumdungen energisch zurück. Wilberforce suchte sich vergeblich ausführlich zu vertheidigen, und der unerfreuliche Streit wurde durch einen meisterhaften Brief Geibels selbst geschlichtet, zu dessen Uebersetzung Freiligrath die Worte hinzufügte: „I have nothing to add to the above, except joining in the poets wish that a quarrel which must have been distaseful to all parties concerned may end here.“

Die betreffenden Stellen finden sich in „The Athenaeum“. London 1863 Nr. 1839, 1842, 1844, 1848.

Die erste Aufführung der „Sophonisbe“ im Jahre 1866 bespricht Gust. zu Puttlitz im 2. Bande seiner „Theatererinnerungen“:

„Noch in den letzten Wochen meiner Theaterleitung in Schwerin sollten meine Schauspieler eine Probe bestehen, die fast ein Wagniß war, aus dem sie aber glänzend und siegreich hervorgingen. Ich erhielt von meinem Freunde E. Geibel seine eben vollendete Tragödie „Sophonisbe“ zugeschickt noch im Manuscript. Er verlangte ein offenes und eingehendes Urtheil, forderte das von dem Dramatiker und fügte hinzu, daß er es lebhaft bedaure, daß mein schon in wenig Wochen

bevorstehender Abgang von Schwerin es unmöglich mache, sein Werk unter meiner Leitung noch zur Aufführung gebracht zu sehen. Das schien nun freilich eine Unmöglichkeit, aber ich kannte das Stück ziemlich genau als Fragment und hatte durch Jahre in ländlicher Stille, auf manchem Spaziergang, in vielen poetisch bewegten Stunden über Stoff, Aufbau und Charakteristik desselben mit dem Dichter verhandelt, besprochen, gestritten und mich vereinigt. Ich hatte das Stück lieb, schon ehe es fertig war, und kannte es zu sehr im Detail, um mir ein kaltes, objectives Urtheil zuzutrauen. Wenige Stunden nach dem Empfange hatte ich es in seiner vollendeten Gestalt gelesen, meine Vorliebe war vielleicht noch gewachsen, aber mein Bedenken für eine Aufführung um nichts geringer geworden. Immerhin war es das bedeutende Werk eines wahren Dichters, vollendet in der Form der Rede, edel in allen Intentionen, und wenn auch vielleicht nicht besonders stark in den Motiven, doch mit sicherer dramatischer Hand durchgeführt. Selbst wenn es nicht das Werk eines Freundes gewesen wäre, würde ich es für eine Ehre meiner Bühne geschätzt haben, ihr die erste Vorführung zu ermöglichen. Ich versammelte also die Schauspieler, stellte ihnen die Sache vor und fragte, ob sie es unternehmen wollten, kurz vor Schluß der Bühne, in verhältnißmäßig fast zu knapper Zeit, ein Drama herauszubringen, das alle Kräfte, gründliches Studium, volle Hingabe erforderte und dessen dramatischer Erfolg immer-

hin erſt zu conſtatiren ſei. Einſtimmig verſprachen ſie, alles daran zu ſetzen, der Aufgabe gerecht zu werden, und ich wußte aus vielen Fällen, daß ich mich auf dieſes Verſprechen verlaſſen konnte. In drei Tagen waren die Rollen ausgeſchrieben, vertheilt und die Leſeprobe gehalten. Ich konnte dem Freunde ebenſo ſchnell, als er meine Kritik erwartet hatte, zu ſeiner größten Ueberraſchung ſchreiben, daß ich ihm das ſicherſte Urtheil über die dramatiſche Wirkſamkeit ſeiner Dichtung durch eine in kaum vierzehn Tagen bevorſtehende Aufführung ſtatt jeder anderen immerhin einſeitigen Beurtheilung offerire! Zu den Proben kam nun der Dichter ſelbſt aus Lübeck herüber, fand ſein Stübchen in unſerem Hauſe bereit und auf dem Theater das Studium ſeines Werkes überraſchend vorgeſchritten. Aber Frau Otto-Martineck, die ſonſt ſo Unermüdliche, hatte ſich erkältet, war zu faſt völliger Tonloſigkeit heiſer, und damit ſollte ſie die Rieſenaufgabe der Titelrolle in wenig Tagen, die nur noch blieben, überwältigen. Wir alle verzagten, nur die Künſtlerin ſelbſt nicht, die feſt verſicherte, ſie würde, und in voller Kraft, der Aufführung nicht fehlen. Sie hielt Wort, hat aber jedenfalls die Rolle in heftigem Fieber ſtudirt und dadurch vielleicht der ganzen Auffaſſung und Durchführung eine Erregtheit gegeben, die den poetiſchen Reiz der Figur nur noch erhöhte. Daß das Stück immerhin einen würdigen, edlen Eindruck machen mußte, davon überzeugte ich mich in den Proben mehr und mehr; ob es dramatiſch wirkſam

werden würde, war mir nicht so sicher, noch dazu, da ich die geringe Theilnahme meines Publikums für antike Stoffe kennen zu lernen zu oft Gelegenheit gehabt hatte. Es kam eben darauf an, ob der Schwung der meisterhaften Verse, der Klang des beflügelten Wortes, den der Dichter um sein Werk tönen ließ, es begeistern und hinreißen würde. Als der Abend der Aufführung herannahte, wurde mir die Verantwortlichkeit, die ich übernommen hatte, immer fühlbarer, und ich mußte sie an der Seite des Dichters durchführen. Mit banger Spannung, das Höchste an Erfolg erwünschend, saß ich da. Aber ich baute auf meine Hülfstruppen auf der Bühne, und sie standen glänzend zu mir; Stück und Darstellung ergriff die Zuschauer weit über das Maß des Erhofften, und wo, für mich wenigstens, einige Incorrectheiten, erzeugt durch das überstürzte Einstudiren sich hätten bemerkbar machen können, riß das Feuer der Darsteller darüber fort, und wo die Gefahr drohte, daß die Theilnahme an der Handlung oder Situation hätte erlahmen können, trugen die Schwingen der Verse, umrauscht vom Klange der Rede, erhebend über diese Besorgniß hin. Der Dichter wurde wiederholentlich aus voller Begeisterung vor die Lampen geführt, und wir errangen einen vollständig durchgreifenden, lauten Erfolg."

Eine sinnige Geburtstagsgabe bot am 18. Oktober 1867 unserem Dichter der Philologe A. Dyr mit einer

freien metrischen Uebersetzung der „Erinnerungen aus Griechenland“ in das Altgriechische.

Die Widmung dieser „Ἀναμνήσεις Ἑλλαδικαί“ (Neustrelitz 1867) lautet:

ΕΜΜΑΝΟΥΗΛ ΓΕΙΒΕΛΙΩι.

Ἄς ποτ᾽ ἐν Ἑλλήνων γαίῃ σὺ ἄεισας ἀοιδάς,
αὐτῶν πειρώμην γλώσσῃ ἀειδέμεναι.
ἦ μάν ἐστι δόσις ὀλίγη, ἀλλ᾽ ὦ φίλ᾽ ἀοιδέ,
ὡς τοπάρος ἑτέρην, τήνδε φίλην γε δέχευ.

Ἐν Εἰρηνοπόλει
μηνὸς Ὀκτωβρίου τῇ ιή
ἔτ. ,αωξζ΄

Α. ΔΥΡ

Glaßbrenner hat einmal folgendes Epigramm auf die münchener Poeten gedichtet:

„Merkt es euch, ihr Geibel, Heyse, die der Wind be Liebig dreht,
„Hofgunst ist ein Dingel-, das auf einem schwachen Boden- steht.“

Die Hofgunst wandte sich in Folge der bekannten Ereignisse für Geibel im Jahre 1868. Der Dichter richtete unter dem 19. October folgendes Schreiben an König Ludwig II. von Baiern:

„Allerdurchlauchtigster, großmächtigster König, allergnädigster König und Herr!

Durch ein Schreiben der Verwaltung der königl. Cabinetskasse vom 14. October ist mir eröffnet worden, daß der mir bisher aus dieser Kasse bewilligte Ehren-

bezug in Folge der in meinen Gedichten neuerlich ausgesprochenen politischen Tendenzen durch Allerhöchste Cabinetsordre bis auf Weiteres sistirt sei. Da ich nun in diesem Ausflusse des königl. Willens nur eine entschiedene Verurtheilung meiner innersten Gesinnung zu erblicken vermag und somit auf die Aussicht verzichten muß, hier fernerhin in erfreulicher Weise thätig sein zu dürfen, so sehe ich mich in die schmerzliche Nothwendigkeit versetzt, auch die letzten äußeren Bande, die mich noch an München knüpfen, sofort zu lösen, und richte daher an Ew. Majestät die ehrfurchtsvolle Bitte, mich meiner nominellen Ehrenprofessur an der Ludwig-Maximilians-Universität, so wie meiner Verpflichtungen als Capitular des Maximiliansordens definitiv entheben zu wollen. Indem ich hierin ganz nach dem Wunsche Ew. Majestät zu handeln meine, sei es mir gestattet, in aller Kürze noch zwei Punkte zu berühren, die nicht unerwähnt zu lassen mir beim Scheiden Bedürfniß ist. Einmal möchte ich darauf hinweisen, daß ich mich zu diesen Grundanschauungen, die mir gegenwärtig das Allerhöchste Mißfallen zugezogen haben, nicht erst in jüngster Zeit, sondern von jeher offen und unumwunden bekannt habe. Die Sehnsucht nach einer festern Einigung des deutschen Vaterlandes, das Verlangen nach Kaiser und Reich klingt schon in meinen frühesten Gedichten, auch in jenen, die längst in Aller Hände waren, als mir der Ruf nach München zu Theil wurde. In diesem Verlangen bin ich mir allezeit treu

geblieben, und wenn dasselbe seit den Ereignissen des Jahres 1866 eine bestimmtere Gestalt annehmen mußte, so lag das in den Zeitgeschicken, nicht in mir. Abgesehen jedoch von der Idee einer Wiedervereinigung sämmtlicher deutschen Fürsten und Volksgeschlechter zu einem großen Ganzen unter kaiserlicher Obhut bin ich mir bewußt, niemals einem Gedanken Ausdruck geliehen zu haben, der das vollkommen berechtigte Selbstgefühl des bayerischen Stammes auch nur im mindesten hätte verletzen können. Zum Anderen aber drängt es mich, auszusprechen, daß ich trotz der nothwendig gewordenen Lösung meiner hiesigen Verhältnisse — die ich in Erkenntniß der Sachlage noch vor Jahresschluß in einer milderen Form selbst herbeizuführen gehofft hatte —, daß ich die dankbare Erinnerung an eine reiche und schöne Zeit sorglos künstlerischen Schaffens, die mir durch die freie Huld des hochseligen Königs Max so ehrenvoll gewährt und durch Ew. Majestät Bestätigung bis dahin verlängert wurde, unverbrüchlich im Herzen bewahren und mir, wie sich mein ferneres Leben auch gestalten möge, das Gefühl persönlicher Pietät niemals durch den Wogenschlag politischer Parteiung erschüttern lassen werde.

Ich verharre in Ehrfurcht Ew. Majestät u. s. w."

Welche gehobene Stimmung diese Affaire in den ultramontanen Kreisen Münchens hervorgerufen, beweist folgender Schluß eines Schmähartikels des „Volks-

boten“ bei Gelegenheit des Verzichts Paul Heyses auf seine Pension:

„Bravo! Vivat Sequens! Mögen nur alle mit bayerischem Gelde für preußische Propagandenmacherei unterstützten Preußen diesem nachfolgen und Herr Gieſebrecht z. B., der aller Welt verkündet: ich bin ein Preuße und Protestant! gefälligst den Anfang machen. Wir brauchen keine Preußen im Lande, weder schöngeistige, noch gelehrte, noch sonstige, die weder das eine, noch das andere sind. Also: fort mit den Preußen und glückliche Reise!“ Dasselbe Blatt sah in der Entfernung Geibels „die Morgenröthe einer neuen Aera.“

Ein Brief der „Weserzeitung“ vom 3. November 1868 beleuchtet in interessanter Weise den angeblichen Einfluß Richard Wagners auf diese Vorgänge. Nach einer Mittheilung der Redaction ist der Verfasser desselben Dr. Cajus Möller, jetzt Redacteur der „Elberfelder Zeitung“:

„Augsburg, 31. October.

Heute erwarten wir die Ankunft Emanuel Geibels. Zugleich trifft hier die Nachricht ein, daß Paul Heyse vorgestern dem Cabinetssecretariate angezeigt hat, er verzichte auf seine Pension. Mit diesem Verzicht, den man mit vollem Rechte nur als ein Zuvorkommen bezeichnen darf, ist die Schöpfung des Königs Maximilian zu Grabe getragen und die große Aera „Deutsche Kunst und Politik“ dominirt allein und unbehelligt an der

Isar. Damit Sie dieses Wort verstehen, muß ich Ihnen erzählen, daß es nunmehr über drei Jahre ist, da ich in München von den wohlunterrichteten Anhängern Wagners die unverhohlene Erklärung hörte: man wird bald und gründlich mit diesen Verserittern aufräumen! Wagner mußte inzwischen München verlassen und der 66er Krieg kam auch dazwischen: aber sein Geist waltete hier in der Gestalt seiner Freundin, der Frau von Bülow. Im vorigen Herbst schrieb Wagner in dem Theile der „Südd. Pr.", der ihm anfänglich zu Gebote stand, aufs Neue über die Schöpfungen Maximilians, um sie als ein völlig verfehltes Unternehmen zu verurtheilen: natürlich klarer Gedanke und prägnante Melodie, wie vertrüge sich das mit den Ansichten des Verfassers und Componisten des „Lohengrin", „Tristan" ꝛc.! Und doch möchte das Alles hingehen, wenn nicht der politische Einfluß Wagners ein so eigenthümlicher gewesen wäre und noch wäre. Es ist aus verwichenem Frühjahre bekannt, daß unter seinem Einflusse jene Capitulation der Demokraten mit den Ultramontanen und schwäbischen Republikanern zu Stande kam, die nach einem französischen Bündnisse drängte; wenn Wagner in seiner Sonderausgabe der vielberufenen Schrift „Deutsche Kunst und Politik" Preußen die Macht und Bayern die Glorie der Kunst zusprach, so war das nur eine Folge des Schiffbruchs, den diese Coalition inzwischen erlitten hatte: der Beweis, daß seine Zwecke ganz andere Wege suchten, läßt sich unschwer führen. In seinen damaligen

Projecten stieß der ultramontan-demokratische Bund auf die entschiedene Abneigung des Königs von Bayern gegen ein Bündniß mit Frankreich: es galt einen Mittelweg zu finden, der Süddeutschland zunächst Norddeutschland entfremde, um es dann nach dem Gesetze des Falles in eine österreichisch-französische Allianz zu treiben. Der noch heute von derselben Kasse, die Geibels und Heyses Pension zahlte, höher als diese besoldete Amanuensis und politische Agent Wagners, Röckel, wurde nach Wien gesendet, wo ihm eine Stellung in Herrn v. Beusts Nähe eröffnet wurde; gleichzeitig verkehrte derselbe mit Hietzing und bereiste im Laufe des Sommers Süddeutschland, namentlich den französischen Rendezvousplatz Baden-Baden, seit zwei Monaten ist er in geheimer Mission in Paris. Das ist ein Ariadnefaden, so deutlich, daß es kaum einer anderen Unterstützung für meine Angabe bedarf. Geibels Lübecker Gedicht gab den Anhalt für die Wagner'sche Richtung, um mit den Maximilianern aufzuräumen. König Ludwig, dem seine Kunstliebe sehr viel Geld kosten soll, wurde, wie man behauptet, darauf aufmerksam gemacht, daß Geibel nur für den Norden, nie für Bayern sich begeistert fühle; Frauenmund weiß in solchen Dingen überzeugend zu reden, besonders wenn die Dame nicht zu den koketten, sondern zu den resignirten zählt: Geibels Pension wurde gestrichen und damit die beabsichtigte Schwenkung in Bayerns Politik eingeleitet. Nicht das französische Bündniß steht auf dem Programm, sondern

Anlehnung an Oesterreich. Hätte Heyse nicht selbst auf seine Pension verzichtet, glauben Sie, über kurz wäre sie ihm ebenfalls gestrichen. Wagner aber bereitet seine Rückkehr nach München vor."

Der „Kladderadatsch" brachte am 8. November 1868 unter der Ueberschrift „Münchner Trost" folgenden hübschen Vers:

„Die Dichter gehn; auch Heyse will nicht länger
In meinem Dienste Poesien verfassen.
Was thut's? Der Dichtung Meister sind entlassen,
Da hält man halt sich an die Meistersänger."

Geibel ging zu ständigem Aufenthalte nach seiner Geburtsstadt Lübeck, wo er schon seit Jahren regelmäßig im Sommer gewohnt. Bekannt sind die zahlreichen Ehrenbezeugungen, die ihm zu Theil wurden. Lübeck selbst ehrte seinen großen Sohn durch die Verleihung des Ehrenbürgerrechtes. Das betreffende Diplom lautet:

„Der Senat der Freien und Hansestadt Lübeck verleiht dem Dichter Emanuel Geibel in Anlaß der Rückkehr desselben zu bleibendem Wohnsitz in Lübeck, so wie in voller Würdigung seines Dichterruhms und in dankbarer Anerkennung der in seinen Gedichten der Vaterstadt Lübeck vielfach bewährten patriotischen Gesinnung hiermit das Lübeckische Ehrenbürgerrecht."

Am 9. December 1868 begrüßte die Vaterstadt den heimgekehrten Dichter officiell; vorliegende Berichte sagen über die Feier folgendes:

„Gegen 8 Uhr Abends bewegte sich vom Dome her ein glänzender Fackelzug, beim Rathhause vorbei, nach der Jakobikirche vor die Wohnung des Dichters. Nachdem ein eigens dazu gedichtetes Lied von den Sängern vorgetragen war, dankte der Gefeierte von einem Fenster des ersten Stockwerks aus mit kräftiger Stimme für den ihm von seinen Freunden und Landsleuten gebrachten Gruß und sagte, er erblicke in demselben nicht allein einen Beweis ihrer Theilnahme an seinen persönlichen Geschicken, sondern zugleich den Ausdruck ihrer Uebereinstimmung mit der in seinen Gedichten ausgesprochenen deutschen Gesinnung. Der Zug bewegte sich darauf nach dem Markte, wo unter dem Gesange des Liedes: „Deutschland, Deutschland über Alles" die Fackeln verbrannt wurden. Inzwischen versammelte sich ein Theil der Festgenossen im Casinosaale zu einem Mahle. Geibel antwortete auf den ersten Toast:

„Indem ich nach Worten suche, Ihnen zu danken und den Gefühlen, die mich bewegen, Ausdruck zu geben, schweifen meine Gedanken unwillkürlich zurück zu jenem Tage, an welchem Sie mir gestattet hatten, in Ihrem Namen als Dichter das Wort zu führen. Ich glaubte damals nichts Anderes zu thun, als traulich und rückhaltslos aus Ihrer und meiner Seele zu reden und war weit davon entfernt, dem einfachen Festgruß an unsern hohen Gast eine mehr als augenblickliche Bedeutung beizulegen. Aber: Habent sua fata libelli.

Auch Gedichte haben ihre Schickſale! Mir iſt es mit jenem Gruße ergangen, wie dem Bewohner der Ebene, der ahnungslos im Gebirge einen Schuß abfeuert und nun ſelbſt erſtaunt iſt über die Wirkung, welche er hervorgebracht hat. Denn wie ihm nah und fern in hundertfach fortwachſendem Echo die Gipfel der Berge antworten, ſo iſt auch mir ein mächtiger vielfältiger Widerhall zurückgekommen; nicht nur aus allen deutſchen Gauen, diesſeits und jenſeits des Mains, ſondern auch von fernem Strande der Seine und von den Gletſchern der Schweiz, aus dem Herzen Italiens und über den Ocean her von den Waldgeſtaden des Miſſiſippi. Ich darf von dieſer Wirkung ohne Unbeſcheidenheit reden, denn ſie war kein Erfolg des Dichters, ſie war ein Beweis, daß der Gedanke der wiedergewonnenen Ehre des Vaterlandes und des ſich kräftig verjüngenden deutſchen Lebens nur ausgeſprochen werden darf, um ſich die Zuſtimmung von Hunderttauſenden zu erwerben. In dieſer Zuſtimmung dürfte ich denn auch eine tröſtliche Beruhigung finden, wenn meine Worte, von anderer Seite unlieb gedeutet, die Urſache wurden, daß eine ſchöne Periode meines Lebens, an die ich ſonſt nur mit Dankbarkeit zurückdenken kann, in unerwarteter Plötzlichkeit mit einem Mißton abſchloß. Aber dieſer Mißton war nur ein Uebergang, der mich zu deſto reinerem Einklange führen ſollte, zu dem lange erſehnten Einklang zwiſchen Ueberzeugung und Wirkungskreis.

Aus Verhältniſſen, die mich beglückt hatten, die

aber durch die Macht großer Zeitläufe beklemmend geworden waren, aus solchen Verhältnissen entrückt, sah ich fast in demselben Augenblicke durch das hohe Walten einer hülfreichen Macht ein neues, durch keinen inneren Widerspruch getrübtes Leben vor mir aufgeschlossen, ein Leben in der Heimath.

In den Lorbeerwäldern des schönen Südens, an den rheinischen Rebenbergen, an der königlichen waffenstolzen Spree, wie in den glänzenden Kunsthallen an der Isar beschlich mich immer wieder ein Heimweh nach den Stätten meiner Jugend, und ich fand nicht Ruhe, bis ich die wohlbekannten Thürme wieder vor mir aufsteigen sah und das Geläute der Glocken von St. Marien hören konnte. Was mich immer wieder zurücktrieb, war der Geist, den ich in allen Wandlungen der Zeit unverfälscht hier wiederfand, der Geist prunkloser Tüchtigkeit und ehrenhafter Sitte, der Geist menschlichen Wohlwollens und gegenseitigen Vertrauens, der Geist des echten wahren Bürgerthums und der treuesten Vaterlandsliebe."

Der Dichter schloß mit den Worten: „Gott segne Lübeck! Der alten Burg der Hansa und ihren Lenkern ein dreifaches Hoch!" Nachdem Arndt's „Was ist des Deutschen Vaterland?" gesungen war, ergriff Geibel nochmals das Wort zu einem Hoch auf den König von Preußen. Er sagte darin u. A.:

„Lassen Sie uns hier des hohen Herrschers gedenken, dem wir nächst Gott die Wiederbelebung

Deutschlands verdanken. In seinem wahrhaft königlichen Eingreifen in mein Geschick liegt für mich nicht nur ein herzerhebender Beweis anerkennender Fürsorge und ein Grund dankbarer Verpflichtung, es liegt darin zugleich für Sie Alle eine erneute freudige Bürgschaft, daß unser junges Bundesleben kein leerer Schall ist, daß ein Schirmvogt über uns wacht, der im Großen und Kleinen die Macht hat, uns zu fördern und zu schützen."

Als der Gefeierte sich zurückzog, wurden ihm reiche, von seinen Freunden und Verehrern gewidmete Geschenke übergeben: ein silbernes Schreibzeug, dessen mittleren Theil die Gestalt der Loreley ziert, eine goldene Feder, ein hoher silberner Pokal und ein Ohm edlen 62er Rheinweines.

Das Lied, welches nach dem Fackelzuge am Abend des 9. December 1868 von den Lübecker Sängern vor dem Hause des Gefeierten gesungen wurde, ist nach der Melodie: „Das ist allein ein freier Mann" von Karl Kindermann verfaßt worden und hat folgenden Wortlaut:

„Ströme hervor mit hellem Klang
Und froh'ster Sangeslust
Jubelnd, o Lied, zu Gruß und Dank
Aus tiefster Sängerbrust!
Schwinge in vollen Chören
Dich himmelan.
Töne, o Lied, zu Ehren
Dem deutschen Mann!

Sei uns gegrüßt, Du deutscher Hort,
Du edles Dichterblut!
Mit der Begeist'rung freiem Wort
Stehst Du in Deutschland's Hut!
Drum darfst Du frei bekennen,
Was Dich durchglüht,
Frei Deutschlands Hoffnung nennen
Im deutschen Lied:

Vom Fels zum Meer, auf Flur und Höhn,
Wo deutsche Sitte blüht,
Mög' unser Banner freudig weh'n,
Vereinend Nord und Süd.
Hoch über freien Eichen
Im Morgenroth
Glüh' unser'er Einheit Zeichen:
Schwarz, weiß und roth!

Ja Heil Germaniens ächtem Sohn!
Hell tönt's im Herzen nach,
Was Deiner Laute Silberton
Uns aus der Seele sprach.
Wie auch der Undank lohne
Die deutsche Treu:
Dich ziert die Lorbeerkrone,
Denn Du bist frei!

Im Jahre 1871 verlieh der Großherzog von Mecklenburg dem Dichter für die Lieder, welche die deutschen Krieger in den Kampf begleitet, die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Als Typus geibel'scher Liebenswürdigkeit, selbst

ihm persönlich Unbekannten gegenüber, mag hier ein Brief stehen, der an Dr. Keber, Oberlehrer in Aschersleben, gerichtet ist:

„Lübeck, 12. Mai 1871.

Hochgeehrter Herr!

Ihrem freundlichen Wunsche gemäß übersende ich Ihnen beifolgend einen Abdruck der Begrüßungsworte, die ich im September 1868 im Auftrage des Lübecker Senats an den König von Preußen, unsern jetzigen Kaiser, richtete und erlaube mir, demselben vier andere Gedichte verwandten Inhalts hinzuzufügen, deren Mittheilung Ihnen vielleicht für Ihren Zweck, (Vortrag über: Geibel als Prophet der Einheit Deutschlands) willkommen sein dürfte, indem sie, bis dahin nur vereinzelt abgedruckt, ebenfalls in meinen Sammlungen fehlen. Außerdem liegt freilich noch vieles Andere von ähnlicher Tendenz — zum Theil seit Jahren — handschriftlich vor; doch halte ich diese Stücke heute noch zurück, da sie binnen nicht allzulanger Frist in einem neuen Bande zusammengestellt veröffentlicht werden sollen. Indem ich Ihnen zugleich für das eingehende Interesse, das Sie meinen vaterländischen Dichtungen schenken, den herzlichsten Dank sage, empfehle ich mich Ihnen

mit hochachtungsvollstem Gruße

Emanuel Geibel."

Beigefügt waren fünf zum Theil handschriftliche Gedichte und eine „Uebersicht der auf die Wiederher-

ſtellung von Kaiſer und Reich bezüglichen Stellen in den vier Bänden meiner Gedichte.“

Am 22. Mai 1872 fand die Hochzeit der einzigen Tochter Geibel's, Marie, mit dem Rechtsanwalt Dr. Fehling in Lübeck ſtatt. Dieſer Ehe ſind ſieben Kinder entſproſſen, ſechs Knaben und ein Mädchen. Der älteſte Knabe trägt den Namen Emanuel, das jüngſte Kind den der Großmutter, Ada.

Ueber ſein Verhältniß zu Ferdinand Freiligrath, das ſeit langen Jahren entſchlafen, im Spätjahr 1873 durch einen liebenswürdigen Brief des älteren Freundes wieder erneuert wurde, läßt W. Buchner in ſeiner ſchon erwähnten Freiligrathbiographie Geibel ſelbſt erzählen:

„Vom Beginn des Jahres 1846 an tauſchten wir keine Briefe aus, da unſere politiſchen Anſchauungen immer widerſpruchsvoller auseinandergingen. Aber wie verſchieden auch die Wege und Ziele ſein mochten, die wir im damaligen Kampfe der Parteien verfolgten, eine perſönliche Verbitterung und Entfremdung iſt niemals zwiſchen uns eingetreten, da jeder von uns von der redlichen Meinung des andern überzeugt ſein durfte. Als Freiligrath ſpäter in England lebte, wurde zwar die unterbrochene Korreſpondenz nicht wieder aufgenommen, allein wir ſandten uns durch gemeinſchaftliche Bekannte, welche herüber und hinüber reiſten,

häufig Grüße und mündliche Nachrichten über unser Ergehen. Nur einmal im Anfang der sechziger Jahre, als ich durch einen Münchener Korrespondenten im Athenäum heftig angegriffen worden war, setzte mich Freiligrath brieflich hiervon in Kenntniß und erwies mir dann durch die Uebersetzung meiner Entgegnung ins Englische den dankenswertheſten Liebesdienst. Darauf verstrich wiederum ein Zeitraum von elf Jahren, während dessen wir nur auf die vorhin erwähnte Weise oder durch Zusendung von Büchern und einzelnen Gedichten in Verbindung blieben. Im Herbst 1873 aber erhielt ich von dem alten Freunde zu meinem Geburtstage ein überaus herzliches Schreiben, das ich sofort ausführlich beantwortete."

Der in Buchner's Werk, 2. Bd., S. 441, gedruckte Brief lautet mit Auslassung einer Stelle, die den Tod des Sohnes Freiligrath's, Otto, betrifft:

„Stuttgart, 17. October 1873.

Erschrick nicht, lieber alter Emanuel! „Briefliche Herzensergießungen" sind auch meine Sache nicht, aber einen kurzen, warmen Gruß darf ich, und wirst Du mir ja wohl gestatten. Es drängt mich längst, Dir wieder einmal ein treues Wort zuzurufen. Möge es sich denn endlich heute aufmachen, um morgen in den allgemeinen frohen Chor mit einzustimmen, der Dich umjubeln wird. Glück auf zum 18. October, mein Emanuel! „Many happy returns of the day!" wie man's sich in England

mit schlichten Worten zuwünscht, und ein heiterer, sonniger Lebensabend! — und noch mancher frische Lorbeerkranz zu den wohlerworbenen alten! Alles, Alles sei Dir in vollem Maße beschieden!

Ich wollte, wir könnten eine Stunde Auge in Auge mit einander plaudern, lieber Freund! Wir würden uns viel zu sagen haben! Die Welt ist eine andere geworden, und wir selbst, — o, wie viel Leid und Freud' ist über uns hingegangen, seit wir zuletzt von einander hörten!

Du lebst, wie man mir sagte, einsam und zurückgezogen, aber von Liebe und Freundschaft traut umgeben, in Deinem alten Lübeck. Deine Tochter ist glücklich verheirathet, — vielleicht wiegst Du schon ein Enkelchen auf den Knien. Kannst Du's nicht über Dich gewinnen, mir gelegentlich das Eine oder das Andere über Dich und Dein Leben mitzutheilen? Ich würde Dir recht von Herzen dankbar dafür sein.... .

Aber ich gerathe, trotz aller guten Vorsätze, in's Plaudern! Vergieb, lieber Emanuel! Ich drücke Dir die Hand ebenso warm und so innig, wie zuletzt vor dreißig Jahren!

Dein

F. Freiligrath."

Aus dem Mai des Jahres 1878 stammt folgendes Gedicht, das handschriftlich die erste Seite des Fremdenbuches im Schifferhause zu Lübeck ziert:

„Es steuert auf dem weiten Meer
Der Schiffer manchen Tag umher,
Hat Sturm und Still' und gute Fahrt,
Trifft Land und Volk von mancher Art;
Sieht heut die Sonn' am Eisberg glühn
Und morgen Palm' und Goldfrucht blühn,
Hört fremder Sprachen seltnen Laut,
Macht fremder Sitte sich vertraut,
Hält bei den Wilden bald sein Mahl,
Bald in der Weltstadt schmuckstem Saal,
Lädt aus und ein zu rechter Stund'
Und freut sich, daß die Welt so bunt.

Doch wenn er dann zum eignen Heerd
Aus weiter Ferne wiederkehrt,
Da wandert er vergnügt im Sinn
Zum alten Schifferamtshaus hin,
Erzählt mit Lust beim vollen Glas
Von seinen Fahrten dies und das
Und lobt die Fremde nach Gebühr.
Doch bleibt sein Wahlspruch für und für:
„Schön ist's im Nord, Süd, Ost und Westen
„Allein zu Haus ist's doch am besten."

Aus dem noch ungedruckten Nachlasse des am 1. Juli 1879 verstorbenen Heinrich Leuthold, des einstigen Mitarbeiters Emanuel Geibels an den „Fünf Büchern französischer Lyrik", wurde von der „N. Züricher Zeitung" nachstehendes Sonett auf unsern Dichter veröffentlicht:

Du kannteſt unſ're Zeit, doch fremd der Spaltung
Der wogenden Partei'n und ihrem Toben,
Haſt Du gewendet Deinen Blick nach Oben
In ſelbſtbewußter prieſterlicher Haltung!

Ein ſchönes Bild harmoniſcher Entfaltung
Haſt Du uns, Unvergänglicher, gewoben,
Und einmal noch auf ihren Thron gehoben
Die Kunſt durch formvollendete Geſtaltung!

Das Lied iſt Dir wie wenigen gelungen;
Die ernſte Weisheit auch ward Dir gegeben;
Du hobſt den gold'nen Schatz der Nibelungen.

Nicht einer Zeit, die raſſelt, gilt das Streben
Des Dichters, der für alle Zeit beſungen
Das, was unendlich iſt im Menſchenleben.

In einem gediegenen Aufſatze „Emanuel Geibel als religiöſer Dichter", der den vollen Beifall Geibels gefunden hat, ſagt Karl Schmiedel in der „Proteſtantiſchen Kirchenzeitung" (1882, Nr. 15 und 16):

„Wenn irgend einer unter den Neueren, ſo iſt Emanuel Geibel es werth, nach der religiöſen Seite ſeiner Dichtungen beſonders beleuchtet zu werden. Religiöſe Anklänge laſſen ſich bei unſern modernen Lyrikern in großer Zahl nachweiſen, auch der ſpecifiſch kirchlichen Dichter ſind nicht wenige, die Vortreffliches geboten haben; aber bei keinem der Erſteren findet ſich ein ſo tiefes Eingehen in die innigſten Fragen der Re-

ligion, wie bei Geibel, und die Letzteren überragt er sämmtlich an Weite des Blicks. Mitten zwischen beiden stehend nimmt er eine eigenartige Stellung für sich ein, eigentlich die normalste, die ich mir denken kann; aber das Normale ist auf religiösem Gebiete heutzutage leider die Ausnahme. Ein weltlicher Dichter und doch durch und durch religiös, ein in jeder Beziehung modern denkender Mann und doch von tiefem Verständniß für das Christenthum, ein Charakter, der sich mit der Vertiefung seiner Frömmigkeit zugleich auch immer freier entwickelt: das ist jedenfalls eine seltene Erscheinung; aber eben darum bleibt der Blick mit besonderer Freude und Verehrung auf ihm ruhen. . . . . .

Es ist das schöne Vorrecht des Dichters, aus der Prosa der Alltäglichkeit und dem wirren Getriebe der Zeitereignisse zu den reinen Höhen des Ideals uns hinaufzuführen, daß die ermattete Seele für eine Feierstunde aufathme von dem beengenden Druck und im Anschauen edler Formen, gediegener Gedanken sich verjünge. Geibel hat dieses Vorrechtes in schönster Weise gewaltet und gerade das Erhebendste, was dem menschlichen Geiste geboten werden kann, die Religion, in einer Weite und Tiefe vorgeführt, die ihres gleichen sucht. Man hat oft seinen prophetischen Blick gerühmt, und in der That liegt etwas Prophetisches in seinen Gedichten. Nicht blos deswegen, weil viele seiner patriotischen Weissagungen eine überraschende Erfüllung gefunden haben, sondern weit mehr noch deswegen, weil er mit

der geheiligten Satzung vertraut ist, „nach welcher der Welt Lenker die Dinge regiert“, weil er als Herold deutscher Sitte, ernster Sittlichkeit, lebendigen Christenthums unentwegt auf der Wacht steht; ein Prophet auch darum, weil er, wo Priester und Leviten schweigen, als geisterfüllter Seher aus eignem Herzensdrange zu seiner Zeit von dem Einen redet, was noth ist, und mit begeistertem Worte den Glauben an eine bessere Zukunft von Vaterland und Kirche entfacht. Auch wir halten diese Hoffnung fest mitten in einer trüben Zeit, in der das religiöse Leben auseinanderklafft, hier in trauriger Erstarrung der Kirche, dort in ebenso trauriger Entfremdung von der Kirche. Aber es mag zu nicht geringer Ermuthigung dienen, daß der Besten einer in unserem Volke für diese brennendste Frage der Zeit ein tiefes Verständniß, ein warmes Herz hat und für eine religiöse Wiedergeburt des deutschen Volkes Saat auf Hoffnung ausstreut. Sie wird nicht verloren sein.“

Eine der letzten großen Freuden mag dem greisen Dichter die officielle Einladung zu den Feierlichkeiten der Einweihung des Niederwalddenkmals gewesen sein, der er freilich seiner schweren Leiden wegen nicht Folge leisten konnte. E. Rittershaus gedachte bei dem Festmahl in Rüdesheim des Abwesenden unter dem lauten Jubel der Festgenossen.

Eine authentische Darlegung der letzten Krankheit des Dichters brachte die „Lübecker Zeitung“:

„Emanuel Geibel litt bereits seit länger als Jahresfrist an heftigen Anfällen von Herzschwäche, die — durch Innervationsstörungen vom Gehirn aus eingeleitet — oft stundenlang währten und einem ohnmachtsähnlichen Zustande glichen. Zu der mehr und mehr unregelmäßig werdenden Herzthätigkeit, dem schwachen, aussetzenden Pulse, gesellten sich dann einerseits Anomalien im Bereiche des periferen Blutkreislaufes, wie Anschwellungen der unteren Extremitäten — anderseits aber auch eine allmähliche Abnahme der geistigen Frische, des regen Interesses der Arbeitskraft und des Gedächtnisses. Seit zwei Jahren unterlag es für die behandelnden Aerzte keinem Zweifel mehr, daß sich im Gehirn des Dichters ein wenn auch langsamer, doch unaufhaltsamer und unheilbarer Zerstörungsprozeß vollziehe, dem Körper und Geist im Siechthum anheimfallen mußten. So ist der um $2^1/_2$ Uhr des Palmsonntagsmorgen erfolgte Tod als eine wahrhafte Erlösung zu betrachten. Nach einer Reihe schmerzvoller Tage und ruheloser Nächte wurde Emanuel Geibel am Nachmittag des 3. April von einem Schlaganfall ereilt, der die linke Körperhälfte lähmte und das Bewußtsein erlöschen ließ. Aber fast dreimal 24 Stunden noch rang der kräftige Körper mit dem Tode; das Bewußtsein kehrte nicht wieder — das Leben schied aus der sterblichen Hülle nach schwerem Kampfe — doch ohne Qual für den Sterbenden."

Die an Freunde versandte Todesanzeige hat folgenden Wortlaut:

Heute früh 2½ Uhr endete ein sanfter Tod die Leiden unseres geliebten Vaters

Emanuel Geibel

im 69sten Lebensjahre.

Lübeck, 6. April 1884.

Dr. Ferdinand Fehling und Frau **Marie**, geb. **Geibel.**
Bertha Geibel.

Emanuel Geibels Begräbniß.

Aus der Unzahl von Berichten, welche ihrer Zeit über die Begräbnißfeierlichkeiten Emanuel Geibels durch die deutsche Presse liefen, ragte die stimmungsvolle Darstellung der „National-Zeitung" bemerkenswerth über ihre Geschwister hinweg. Da wir nun gerade die Art und Weise, wie Lübeck und mit ihm das gesammte deutsche Volk seinem großen Todten die letzten Ehren erwiesen, für höchst bedeutsam halten, glauben wir einer authentischen Schilderung die Aufnahme in dieses „Gedenkbuch" nicht versagen zu dürfen und geben daher die diesbezüglichen Aufsätze der genannten Zeitung, ergänzt und abgerundet durch interessante Notizen anderer Blätter, namentlich der „Post", in Folgendem wieder.

Lübeck, 11. April.

Der Friedhof, auf dem Geibel beerdigt wird, liegt vor dem Burgthor, ein weitgebreitetes Dreieck. Lindenalleen ziehen die Grenzen und ein dichter Hain bildet

den Hintergrund. Ein Schwellen und Treiben in den Knospen, ein Singen und Jubiliren unter den Vögeln, als bereiteten sie sich vor, den Sänger des Frühlings, der Liebe und der Wanderlust zu empfangen, für den das Grab schon bereitet steht. Ein schlichter Friedhof, ohne Prunk und Großthun; der protestantische Ernst, der über dieser ganzen Stadt ruht, kommt auch hier zum Ausdruck.

Kehrt man sich um, so hat man die Stadt vor Augen, welche die Welt des jungen Dichters war. Die ragenden Thürme von Ziegelsteinen treiben ihre Dächer hoch und spitz empor, ein altes, vielstöckiges Thor, rechts und links flankirt von dem Rest des Walles, schließt die Stadt an ihrer schmalsten Stelle ab, da, wo sie allein noch mit dem Lande zusammenhängt. Denn sonst ist sie eine Insel, umflossen von der Trave und Wakenitz. An den langen Quais die Trave entlang liegt Schiff an Schiff, alle Halbmast geflaggt zu Ehren des Charfreitags; so still und feiertäglich wird man selten einen Hafen sehen, die Uhr des Geschäftsbetriebes ist ganz abgestellt, Niemand zu sehen noch zu hören. Man sieht, es ist kein Welthafen, dieser Lübecker Hafen, mit einer von allen Sorten zusammengewürfelten Matrosenbevölkerung, ein Hafen der protestantischen Ostsee, so ernst und feierlich auch im Hafen den höchsten Festtag des Protestantismus begehend, wie es in Städten und Strandbörfern der Brauch ist, woher diese fahrende Bevölkerung kommt.

Auch in den Straßen hört man kaum einen Laut, so still ziehen sich die Schaaren, die zum Thor wandern, an den gegiebelten Häusern, an den alten Bauwerken hin, die an die Glanzzeiten Lübecks erinnern. In einer der stillsten Straßen steht das Haus, wo Emanuel Geibel jetzt noch aufgebahrt ruht. Nur an der Thüre des Sterbehauses ist Bewegung, dort kommen und gehen unabläßig Menschen, sie steigen die einfache Treppe herauf, die zu dem im ersten Stock befindlichen Studirzimmer Geibels führt. Dort steht der Sarg, von dem unter den aufgehäuften Blumen und Kranzspenden schon nichts mehr zu sehen ist. Ich fand das Zimmer ganz voll von einfachen schlichten Leuten, sie waren gekommen, um einen Augenblick an dem Sarge des „Herrn Professors" zu verweilen, eine kleine Blumenspende niederzulegen und dann den schon wartenden Anderen Platz zu machen. Aus der Fülle dieses prächtigen Blumenwaldes, der die Hülle des Entschlafenen ganz verdeckt, leuchten die Farben Lübecks roth und weiß hervor. Es sind die Schleifen an den beiden mächtigen Lorbeerkränzen, welche der Senat und die Bürgerschaft der freien Reichsstadt gewidmet haben. Auf dem nächsten Kranze, welchen die Schweriner Hofschauspielerin Frau Otto-Martineck, nach Geibels Urtheil die beste Darstellerin seiner Sophonisbe, gewidmet hat, lesen wir mit tiefer Rührung die Verse des Dichters:

Nur einen Augenblick
Sei mir's gestattet, Weib zu sein und ihm
Den Zoll der Ehrfurcht und der Dankbarkeit
Im letzten bitteren Scheidewort zu zahlen:
Fahr wohl, Du Königliches Haupt, fahr wohl!

Von den Münchener Genossen hatte Paul Heyse „dem unersetzlichen Freunde in treuester Liebe" schon am Sonntag einen Kranz gesandt. Unmittelbar nach Empfang der Trauerkunde hatte er selbst die Widmung auf die Atlasschleife gemalt. Sämmtliche Vereine und Verbindungen Lübecks haben Kränze gesendet, auch die beiden Freimaurerlogen, obwohl Geibel kein Maurer war. „Hundert lübische Jungfrauen" haben zwei große Palmen gewidmet, welche von einem Strauße duftender Marschall-Nielsrosen gehalten werden und auf der Atlasschleife die Widmung tragen: „Dem großen Dichter von Jungfrauen seiner trauernden Vaterstadt!" Bis gegen 9 Uhr Abends waren etwa zweihundert Kränze u. s. w. eingelaufen bezw. angemeldet. Heute Abend trifft auch der Kranz Sr. Kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen ein, und in der siebenten Stunde kam ein Telegramm des Fürsten Bismarck an, in welchem derselbe ebenfalls die Ankunft eines Kranzes ankündigte. Aus der großen Anzahl der übrigen Weihegaben heben wir noch diejenigen der Deutschen Schillerstiftung und des Lübecker Zweigvereins, des Deutschen Sängerbundes, des Freien Deutschen Hochstifts, des Vereins Berliner Presse, der Deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren, des

Hamburger Vereins für Kunst nnd Wissenschaft, des Bremer Künstlervereins, des Stuttgarter Liederkranzes, des Münchener Schriftstellervereins, des Hamburger Stadttheaters und der Cotta'schen Verlagsbuchhandlung hervor. Dazu gesellen sich die Gaben einzelner, wie der Fürstin-Wittwe zu Carolath-Beuthen, der Dichter Emil Rittershaus und Julius Wolff u. a. Der Schauspieler Sommerstorff aus Berlin, welcher sich während seiner Thätigkeit am Lübecker Stadttheater der Gunst Geibels zu erfreuen hatte, sendete einen Kranz mit folgenden Versen des Dichters ein:

Dem Element gehört die Hand voll Staub
Und weiter nichts; der lichte Gottesfunken
Ist nicht zugleich, auch nicht für uns versunken
Und glüht nur reiner durch der Erde Raub.

Beileidsschreiben waren u. a. eingelaufen von Wilhelm Jensen, Felix Dahn, Gustav zu Putlitz, Conrad Ferdinand Meyer, Gottfried Keller, Moritz Carrière und Victor von Scheffel.

Diese wahrhaft großartigen Sympathiebeweise, welche der Familie aus allen Theilen des deutschen Vaterlandes zu Theil geworden sind, haben den tiefsten Schmerz für einen Augenblick in den Hintergrund gedrängt. „Heute trägt uns die Theilnahme von ganz Deutschland", durfte die Tochter Emanuel Geibels mit gerechtem Stolze sagen, „dann aber — und hier hielt sie unter Thränen inne.

Auch von dem Jugendfreunde Geibels, dem Geh.

Rath Dr. Ernst Curtius, gelangte ein Schreiben nach Lübeck. Die Kaiserin hatte ihm, nachdem er der Tochter Geibels bereits vorher die Theilnahme Ihrer Majestät ausgesprochen, noch Folgendes geschrieben:

„15. April 1884.

Ihre Worte geben ein treues Bild von den Verdiensten des Entschlafenen und von seinen Beziehungen zu uns, die in meinem Gedächtniß stets fortgelebt haben. Deutschland mußte auf seinen Emanuel Geibel stolz sein, und es freut mich, daß ein ehrenvolles Zeugniß da bevorsteht, wo es gilt, der Nachwelt seinen Namen zu überliefern, nachdem er selbst standhaft ausgelitten hat. Aber welcher Verlust für die Seinen, seine Freunde und für Sie! Dies Alles Ihnen recht warm auszudrücken und der Richtung zu huldigen, welche der Dichter vertrat, ist der Zweck dieser Zeilen."

Ueber dem Sarge hängt das Bild der verstorbenen Gattin des Dichters, Ada von ihm genannt, und schaut auf den Sarg des Dichters herab, der ihr spät und langsam nachgefolgt ist, dessen Sehnsuchtshauch immer noch die Verblichene umschwebte. Geibels tiefste und empfundenste Gedichte sind diesem Verhältniß entsprungen, hier sind die Züge am unmittelbarsten und concretesten. In bescheidenen Schränken steht die Handbibliothek Geibels an den Wänden gereiht, kleine, vergriffene Ausgaben der Klassiker darunter — nur mit Ehrfurcht kann man sie betrachten. Zu welchem

wunderbaren Leben hat Geibel die klassische Lyrik erweckt, er hat ihr in der That ein Ostern bereitet. Wie gleitet unter seinen Händen die verschränkte, schwerflüssige Masse leicht und natürlich hin. Gesegnet sei die Hand, die dieses schrieb, die dort jetzt in dem Sarg ausruht!

Geibel hinterläßt keinen Sohn, nur die einzige Tochter, sein Name stirbt mit ihm aus. Ein halbes Dutzend Enkelkinder hat ihn aber umspielt und um ihn jenen Hauch der Jugend erhalten, der für sein ganzes Leben und Empfinden so nöthig war. Der Enkelsohn, dem der Dichter den Eichenzweig, wie er singt, auf die Wiege legte, sollte zu Ostern die Jubelausgabe der ersten Gedichte dem Großvater überreichen. Von Woche zu Woche hat man darauf gewartet; heute ist sie eingetroffen, sie kann nur noch zu Füßen des Sarges niedergelegt werden, in ihrem rothen Kleid und goldnen Schnitt mit dem Ernste dieses Ortes seltsam kontrastirend. Ich schlage sie auf: die erste Seite singt schon vom Rhein und vom Kaiser. O schöne Einheit dieses Dichterlebens! Wie gewaltig ist dieser Kaiserton aus- und durchgeklungen, wie hat er die ganze Nation mit sich gerissen, der wahre Dichter von Kaiser und Reich. Und wenn sich dereinst ein Denkmal unsers Kaisers erheben wird mit Allen, die ihm an seinem großen Werke geholfen haben, wird sicher auch der Dichter nicht fehlen, der, man möchte sagen, mit dichterischem Prophetenblick auf diese große Wendung der deutschen

Geſchicke unabläſſig hingewieſen hat, bis er mit dem gewaltigen Siegesgeſange abſchloß:

Nun laßt die Glocken
Von Thurm zu Thurm
Durch's Land frohlocken
Im Jubelſturm.

Die treue Pflegerin des Verſtorbenen, ſeine Nichte, Fräulein Bertha Geibel, brachte mir ein vergilbtes Zettelchen, die Handſchrift des Dichters noch knabenhaft, wie es geſchrieben, wohl aus frühen Gymnaſiaſtenzeiten Geibels. Ich las darauf Folgendes:

Gebet eines Deutſchen.

Auf dem Thron der Kaiſer im Morgenroth,
Das Herz voll Lieb, in der Bruſt den Tod,
Auf der Lippe ein Lied wie Sturmeswehen,
So laß mich Gott zu den Vätern gehen.

Ein volles Erhören hat dies Gebet gefunden. Wie rein, ſchön und harmoniſch hat ſich dies Leben abgeſchloſſen, wie groß und bedeutſam iſt der Hintergrund, auf dem es ſich abſpielt, mit welcher Sicherheit iſt es durch alle Conflikte gegangen. Immer wird Geibel vor Allem der Liebling der Jugend bleiben, aus den Gedichten wird man immer den Menſchen herausſuchen und lieben. Aber wie ſeltſam, daß dieſer Dichter des fröhlichen Rheinſtromes und ſeines überſprudelnden Lebens in der Enge eines beſcheidenen ernſten Pfarrhauſes nächſt dem Oſtſeeſtrand zur Welt kam. Und doch war es ihm die wahre Heimkehr, als

er vom Fuß der Alpen wieder in die ernsten steinernen Straßen Lübecks zurückkehrte — —

Heute Abend, als es zu dunkeln begonnen hatte, wurde nach einer kleinen und stillen Feier, bei der Senior Lindenberg, der sechsundachtzigjährige Mann der ältesten Schwester Geibel's, ein ergreifendes Gebet sprach, im engsten Familienkreise der Sarg Geibel's in die Marienkirche überführt. Mit dieser Kirche war Geibel innig verwachsen; vor allen Kirchen der Stadt war sie seine Lieblingskirche. In den hallenden Schiffen des gewaltigen Raumes, den eine Anzahl Gasflammen nur dämmerig erhellte, war es schon Nacht, nur einige Lichter flimmerten, die den Weg zeigten, den man die Leiche nehmen ließ. Der Katafalk ist in der Mitte der Kirche errichtet. Wie riesenhafte Wächter erheben sich um ihn die trotzigen, strebenden Säulen, deren Knäufe im Dunkel verschwinden.

In der Nacht fand noch eine kleine Versammlung der Freunde des Dichters statt, um den telegraphisch angemeldeten Kranz des Kronprinzen zu erwarten. Derselbe — ein prachtvoller Kranz mit dem Reichswappen und dem Buchstaben F. — langte um Mitternacht an und wurde, nach einer kurzen Ansprache des Bürgermeisters von Lübeck, zu den Füßen des Sarges niedergelegt, im Auftrag des kronprinzlichen Paares, als ein Zeichen der Liebe und Verehrung des kaiserlichen Hauses für den Sänger des Reichs. In seiner Rede erwähnte der Bürgermeister, wie nahe das fürstliche Paar dem

Dichter gestanden, wie die Beziehungen des Kronprinzen zu Lübeck ihn schon frühzeitig zu dem Dichter hingeführt; ein Verhältniß, das bis zu des Dichters Tode treu gewahrt worden. Mit stummem Händedruck dankte der Schwiegersohn Geibel's dem Redner. Dann wurde es still in der Kirche, dämmeriger Mondschein zeichnete die riesige Silhouette der Kirche und die seltsam alterthümlichen, sie umgebenden Hallen. Nichts Stimmungsvolleres konnte die romanische Architektur ersinnen. Die Feier, die für den 12. April vorbereitet wird, ist eine streng kirchliche. Der Hauptpastor Trummer, der die Leichenrede halten wird, ist der Schwager Geibel's. Wie eng und vertraut schließen sich hier alle Verhältnisse an. Und wie in seinem Geiste ist die Symbolik der Thatsache, daß es die Osterwoche ist, durch welche sein Leichnam auf die Bestattung gewartet hat.

Lübeck, den 12. April.

Von acht Uhr begann die Marienkirche sich zu füllen. An der Ordnung und Sicherheit, womit alles sich vollzog, erkannte man das trefflich organisirte Gemeinwesen der Hansestadt, in dem jeder sich als Theil des Ganzen fühlt. Was Lübeck und seine nähere Umgegend an hervorragenden Persönlichkeiten aufzuweisen hat, war in dem Kirchenschiff versammelt. Das übrige Deutschland freilich war nur dünn und unvollständig vertreten.

Die gefüllte Kirche — 2000 Personen mochten in ihr anwesend sein — machte einen imponirenden Ein-

druck, das kräftige Geschlecht der Lübecker mit scharfgeschnittenen Zügen, braunen, scharfen Augen und ruhiger, vornehmer Haltung fiel uns Fremden besonders auf. Im Chor aufgehängte dänische Fahnen erinnern an die ruhmvolle Vergangenheit der Hanseaten. Kurz vor Beginn der Feierlichkeit erschien der Kommandeur des hier in Garnison liegenden Bataillons mit militärischer Begleitung und legte einen von dem Fürsten Bismarck gewidmeten Kranz auf dem Sarge nieder. Dann beginnt die Orgel gewaltige Klänge herabzusenden, als habe die Kirche nun eine Stimme erhalten. Die Gemeinde singt den Choral: „Jesus, meine Zuversicht!", dessen Klänge gewaltig an den Gewölben wiederhallen. Die Familie Geibels ist hereingekommen und hat auf der vordersten Bank vor dem Katafalk Platz genommen, zu ihr gehörig vier Enkel des Dichters, gesunde herzerfreuende Knaben, mit großen, von Rosensträußen gehaltenen Palmenzweigen. Der Hauptpastor Trummer besteigt die Kanzel und hält eine feinabgewogene und doch kräftige und eindrucksvolle Rede und schließt mit den Geibel'schen Worten:

Wacht auf, ihr Geister, deren Sehnen,
Gebrochen an den Gräbern steht,
Ihr trüben Augen, die vor Thränen
Ihr nicht des Frühlings Blüthen seht. . . .
Was dürr war, grünt im Weh'n der Lüfte,
Jung wird das Alte fern und nah,
Der Odem Gottes sprengt die Grüfte —
Wacht auf! der Ostertag ist da!

Ein merkwürdiger Zufall wollte, daß, als der Geistliche das Gebet sprach, die Sonne den bis dahin trüben Himmel durchbrach und mit ihrem Schimmer die mächtige Kirche erfüllte.

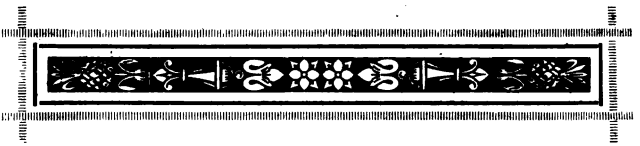
Die Augen vieler füllten sich mit Thränen, als der Geistliche dann in ergreifenden Worten den Segen über die theure Leiche sprach. Die Sänger intonirten darauf den Chor aus dem „Paulus" von Mendelssohn: „Siehe wir preisen selig, die erduldet haben" .. eine glückliche Wahl, denn von allen Komponisten ist Mendelssohn sicher der am innigsten mit Geibel geistig Verwandte. Nachdem die Klänge verhallt waren, wurde der Sarg unter Orgelspiel aufgehoben und in feierlichem Geleite durch das Südportal der Kirche auf den Vorplatz getragen, wo sich die Spitze des Zuges inzwischen geordnet hatte. Nur mit Mühe vermochten die Träger den Sarg mit seiner unbeschreiblichen Blumenfülle auf den Leichenwagen zu heben. Dem Kriegerverein war die hohe Ehre zu Theil geworden, dem edlen Patrioten das Ehrengeleite zu geben. Zu beiden Seiten des Leichenwagens schritten je zwölf mit Medaillen und Kreuzen geschmückte, wettergebräunte Kriegergestalten einher. Vor dem Wagen trugen zwei treue Dienerinnen des Hauses die Zeichen des letzten Grußes. Hinter dem Sarge schritt der Landrichter Dr. Behn, welcher auf schwarzem Sammetkissen die vier Orden des Verblichenen trug. Dann folgte der Schwiegersohn mit seinen Söhnen, welche dem Großvater Palmen des

Friedens nachtrugen. Unmittelbar daran schloß sich Pastor Lindenberg aus Nusse, ein Neffe Geibels, welcher auf dem Kirchhofe dem Todten den letzten Segen der Kirche spenden sollte, und die näheren Freunde des Verstorbenen, unter ihnen Klaus Groth, Hans Hopfen, Paul Lindau ꝛc. ꝛc. Es folgten dann die auswärtigen Abgeordneten, die Bürgerschaft, das Offizierkorps, das Gymnasium Katharineum mit seinem Direktor Dr. Schubring, der Zweigverein der Schillerstiftung, der Lehrer-, Seminaristen- und Technische Verein, die Gewerbekammer, die lange Reihe der Gewerke, etwa fünfundzwanzig an der Zahl, die Lübecker Turnerschaft, der Männer-Turnverein, der Turnverein Gut Heil, der kaufmännische Verein Concordia, der Gewerkverein, die Buchdruckereien und der Deutsche Dilettantenbund. Den Schluß bildete eine lange Reihe von Equipagen, an deren Spitze die Vertreter des Senats, die Senatoren Wolpmann nnd Eschenburg, fuhren. Neben dem Wagen des regierenden Bürgermeisters schritten ernst und gemessen scharlachberöckte Stallmeister mit Degen und Stulpstiefeln, auf die souveräne Würde des Hauptes des Freistaats hinweisend. Alle Vereine hatten ihre Fahnen, Banner und Embleme umflort, und viele der Mitglieder trugen große Lorbeerkränze und Palmenzweige, welche auf das Grab niedergelegt werden sollten. Als der Zug aus dem Vorplatze vor der Kirche in die Breite Straße einbog, trat die Wache in's Gewehr, und so erwies auch die militairische Autorität dem Herold

des deutschen Waffenruhms die höchste Ehre, indem sie vor ihm präsentiren ließ.

In den Straßen stand dicht geschaart Kopf an Kopf die Menge. Alle Fenster waren mit schwarz gekleideten Frauen besetzt; nirgends etwas Aufdringliches, Alles schlicht, einfach zum Herzen sprechend, als wäre jedem Hause in Lübeck ein Freund und Verwandter gestorben. An den alten Häusern hingen die Fahnen Halbmast, dumpf den Schall der Glocken zurückwerfend. Eine Stätte nach der andern passirte der Zug, die dem Dichter so werth gewesen war, bis er aus dem alten Thore hinaus ins Freie kam, wo die weite Landschaft, die buntbewimpelten Schiffe dem Sarge Abschied zuriefen. Dreiviertelzehn Uhr war es, als sich der Zug in Bewegung setzte, und länger als eine Stunde dauerte es, bis derselbe, den etwa 60 Wagen schlossen, vollständig auf dem Kirchhofe eingetroffen war. Hier traten die Turner und die Gewerke vor und bildeten Spalier bis zum Grabe. Der Bürgermeister und der Senat, die bürgerlichen Behörden, das Offizierkorps nahmen hinter dem Sarge Aufstellung, um ihn zur letzten Stätte zu geleiten. Ein Sängerchor intonirte ein Bardenlied; der Neffe Geibels, Pastor Lindenberg, knüpfte in einer kurzen Ansprache nochmals an die Ostersymbolik an, dann rollten die Schollen Erde auf den Sarg, über dem das Grab sich schnell füllte. Die zahllosen Kränze bildeten einen Blumenhügel darauf. Der große Dichter ist einrangirt in die Reihe — Staub zu Staub,

Asche zu Asche. — Die Lübecker verlassen den Friedhof, sich fragend, wie kann man sich Lübeck denken, ohne unseren Geibel, den Mann, der uns am innigsten mit Deutschland verband, der unser Führer in so langer, ereignißvoller Zeit gewesen. Ja, was wird Lübeck ohne Geibel sein? Und auch wir anderen kehren gepreßten Herzens von dem offenen Grabe zurück, als hätten wir den letzten deutschen Dichter zur Erde bestattet und träten fortan in eine poesiefremde, entgötterte Zeit und Welt ein.



Todtenrede auf Emanuel Geibel*)

von

Hauptpastor Trummer.

Lübeck.

Gnade sei mit uns und Friede von Gott unserm Vater und unserm Herrn Jesu Christo! Amen.

Wir haben gestern in Lübeck mit der ganzen Christenheit den Todestag dessen gefeiert, dessen Namen über alle Namen und außer dem kein Heil ist; dessen Dornenkrone durch alle Jahrhunderte der Menschheitsgeschichte herrlicher und heller strahlt und strahlen wird, als alle Ehrenkronen und Ruhmeskränze, welche die Welt ihren großen und berühmten Männern flicht oder ihren theuren Todten auf den Sarg legt. Wir haben unter dem Kreuz unseres Erlösers gestanden, dessen Gnade wir Alle bedürfen im Leben und im Sterben; der uns die Kraft giebt in unserer Schwachheit auch unser Kreuz zu tragen, und der denen, die bei ihm im Glauben und in der Liebe bis ans Ende beharren, die Krone des ewigen

*) Aus: E. G. Ein Gedenkblatt." Lübeck, F. Grautoff 1884.

Lebens verheißen hat. Wir hoffen, daß diese Verheißung sich auch an dem Theuren erfüllt, der nun überwunden hat; dessen Leib wir an dem Tage, an welchem dereinst Jesu Christi unseres Erlösers heiliger Leib im Grabe geruht, ins Grab zu senken haben. Von nah und fern haben wir uns zahlreich, wie es wohl selten bei einem Leichenbegängniß der Fall gewesen ist, hier an heiliger Stätte versammelt, und in tiefer Bewegung gedenken wir seiner, dem seine Vaterstadt heute die sogenannte letzte Ehre erweist, dem aber ein bleibendes, ehrendes Gedächtniß weit über ihre Mauern und weit über gewöhnliches Maß hinaus gesichert ist. In diesem schönen Gotteshause aber, welches ihm selbst so werth war; dessen feierliches Glockengeläute so manchmal heimathlichen Klang in seinem Herzen und seines Liedes Gegengrüße weckte, heute aber dem in die ewige Heimath Eingegangenen noch einmal einen ehrenden Gruß aus der irdischen nachsenden soll — hier wollen wir vor allem uns der tröstlichen Gewißheit freuen, daß der Dahingeschiedene sich das schönste Erbtheil seiner Eltern, seines von ihm hochverehrten Vaters, des gläubigen Verkündigers des Evangeliums, und seiner innigst geliebten Mutter, unter allen Versuchungen des Lebens von seiner Kindheit bis ins Alter hinein bewahrt hat: ein frommes christliches Herz; daß er, der so reich mit Gaben des Geistes Gesegnete und so hoch Erhobene sich doch nie über oder gegen den Herrn erhoben hat, dem er Alles verdankte, sondern ihm stets freimüthig

vor aller Welt die Ehre gegeben hat; daß er, wenn auch allem, worin er nur todte Form und trennende Schranke sah, allem, worin er gar Scheinheiligkeit und pfäffisches Wesen vermuthete, herzlich feind, doch an den tiefsten Kern und Inhalt des Evangeliums, die in Christo dem Sünder geoffenbarte ewige Gottesliebe und Gnade, sich allezeit in demüthig kindlichem Glauben gehalten hat. Das zog sich durch sein Leben und sein Wirken, sein Reden und Dichten, seine Freude und sein Leid hindurch, und so dürfen wir wohl ihm jenes schöne Wort des Apostels zueignen, welches freilich dem Leben keines Christen ein fremdes sein sollte, welches aber gerade von den Bevorzugtesten unter den Menschenkindern so leicht vergessen wird, das Wort 1. Cor. 15, 10:

„Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin, und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen."

Ja, von Gottes Gnade war er, was er war und seine Gnade an ihm ist nicht vergeblich gewesen. Er ist ein Dichter von Gottes Gnaden, ein gottbegnadeter Sänger seines Volkes gewesen, der Ersten Einer. Diese Anerkennung wird ihm heute Niemand, dem über die deutsche Litteratur und Poesie ein Urtheil zusteht, verweigern; sie ist ihm aber keineswegs von vornherein leicht und mühelos in den Schooß gefallen. Wenn auch des jungen Dichters erste Lieder wie im Fluge insbesondere der deutschen Jugend Herz gewannen, so standen solchem Erfolge doch manche Kreise kühl und ablehnend gegenüber, sei's, weil sie statt der jungen, duftenden Blüthen

ſchon reife Früchte verlangten, ſei's weil er's von Anfang an verſchmäht hat, um der Menſchen Gunſt auf Koſten deſſen zu buhlen, was ihm unverletzlich, hoch und heilig galt als göttliche und menſchliche Ordnung. Er hat ſeine herrliche Gottesgabe nie zum Herabziehen des Idealen in den Staub mißbraucht, ſondern ſtets die Saiten im Menſchenherzen angeſchlagen, die mit ihren Tönen das Leben erheben und verklären. Er hat auch dadurch, daß die tieferen, gedankenvolleren Gaben, die er ſeinen Erſtlingen folgen ließ, zuerſt nicht eine gleich begeiſterte Aufnahme, wie dieſe fanden, ſich nicht irren und ſtören laſſen in der treuen Geiſtesarbeit eingehenden Studiums, in ſorgfältigſtem und gewiſſenhafteſtem Streben, den Gedanken „in der Form gediegene Schranken" zu bannen und hat es ja in Letzterem zur unübertroffenen Meiſterſchaft gebracht, ohne doch dadurch die Fähigkeit zu verlieren, die leichte Anmuth des ſangfähigen Liedes, ja, den im deutſchen Gemüth gern aufgenommenen Ton des Volksliedes zu treffen. Auch durch das vorſchnelle Urtheil, welches nach ſeinen erſten dramatiſchen Verſuchen ihn in die Schranken der lyriſchen Poeſie zurückweiſen wollte, hat er ſich nicht abſchrecken laſſen, ſondern dasſelbe durch immer lebensvollere und formvollendetere Geſtalten widerlegt und bewieſen, daß er die Wege zu dieſer Höhe der Dichtkunſt nicht nur zu zeigen, ſondern auch ſelbſt zu wandeln verſtehe. Daß er's aber noch erleben durfte, wie allmählich die abſprechenden Stimmen eine nach der andern verſtummten und die Ueberzeugung

von dem hervorragenden Werthe seiner Leistungen alle Schichten seines Volkes immer mehr durchdrang; wie auf die seinen Spätherbstblättern vorangeschickte Frage:

O Hoffnung, Muse dieser Tage,
Berührst Du sanft mein Saitenspiel,
Daß ich den Klang noch einmal wage,
Der meinem Volk einst wohlgefiel?

den Alternden die freudigste und allgemeinste Zustimmung grüßte und ihn zu des heutigen Deutschlands unzweifelhaft gefeiertstem Dichter erhob, das ist eine Gottesgnade gewesen, für welche er selbst herzlich dankbar war und für welche auch wir mit ihm dem Herrn danken wollen. Und nicht minder dafür, daß er noch hat schauen, sich noch hat freuen dürfen an dem, was sein Herz in glühender Begeisterung durch seine Jugend- und Mannesjahre hindurch ersehnt; was er mit prophetischer Gabe und Zuversicht geweissagt, wofür er gestrebt und gewirkt in mahnenden, warnenden, zündenden Heroldsrufen ein Vierteljahrhundert lang: des Vaterlandes Einigkeit, Macht und Größe, des deutschen Reiches Kaiserherrlichkeit! Wohl hat ihm gleich den Besten seines Volkes manchmal das Herz geblutet unter den mancherlei Enttäuschungen seit jenen Tagen, da er hier aus Freundesmund auf der Straße die Kunde von der Kaiserwahl in Frankfurt vernahm, wie er es in seinem „Gedenkblatt" überschriebenen Gedicht erzählt, und da er, wie ich selbst noch daran gedenke, mit leuchtendem Angesichte diese Kunde weiter verbreitend, jedem Begegnenden, auch mir, dem noch

in jungen Jahren Stehenden, zurief: „Wir haben einen Kaiser!“ Daß wir ihn noch nicht hatten, daß wir noch Jahrzehnte harren mußten, das erfüllte ihn freilich mit tiefem Weh. Aber wie sich selbst, so hat er viele zur „Fahnentreue“, zum „Festhalten der Hoffnung“ auch in schweren und trüben Tagen durch Lied und Wort gestärkt und ermuthigt. Das waren auch treue Kriegsdienste, die er mit geistigen Waffen seinem Vaterlande geleistet hat, und nicht minder hat er's gethan durch seine siegesfreudigen Gesänge in den Zeiten blutiger Entscheidungen durch seine Kriegs-, Triumph- und Friedenslieder, aus denen neben der jubelnden Aufforderung zur hochzeitlichen Freude:

Nun wirf hinweg den Wittwenschleier,
Nun rüste dich zur Hochzeitsfeier,
O Deutschland, hohe Siegerin!

doch immer zugleich die aus innerster Herzensgesinnung entsprungene Mahnung zum demüthigen Dank gegen den Herrn hervorklang, nach dem großen Siege anstimmend:

Der Herr hat Großes an uns gethan!
Ehre sei Gott in der Höhe!

nach dem endlichen Friedensschlusse:

Preis dem Herrn, den starken Retter,
Der nach wunderbarem Rath
Aus dem Staub uns hob im Wetter
Und uns heut' im Säuseln naht!

So hat er auch im Dank für Gottes Gnade treu zu seinem Kaiser gestanden, ein Herold im Dienst seines

höchsten irdischen Herrn, aber zugleich in dessen Sinn ein Herold des Herrn aller Herren.

Ob er aber gleich so mit wahrhaft patriotischer Liebe sein Gesammt-Vaterland umfaßte und von jeher mit rücksichtslosestem Kampfeszorn jedem kleinlichen Sonderinteresse entgegentrat, so schlug doch zugleich sein Herz auf's wärmste für seine alte Vaterstadt, für unser Lübeck, so hat er doch seine Anhänglichkeit an dieselbe nicht nur in manchem lieblichen Liede, wodurch er ihrem alten Ruhmeskranz manch neues Blatt hinzufügte, sondern vor allem auch dadurch gezeigt, daß es ihn, nach seinen eigenen Worten, mit unwiderstehlicher Gewalt immer wieder hierher zurückzog; daß er unter allen deutschen Städten bei völliger Freiheit der Wahl, obgleich ihn jede mit Freuden in ihren Mauern begrüßt hätte, obgleich manche ihr, der Handelsstadt, an Pflege künstlerischer und geistiger Interessen überlegen war, doch immer wieder ihr den Vorzug gab und sie zuletzt bis an sein nun erfolgtes Ende zum dauernden Aufenthalt wählte. Nicht deshalb, als ob er von ihrer Bevölkerung mehr geehrt worden wäre, als von anderen — sie hat es ihn ja freilich auf ihre schlichte Weise fühlen lassen, daß sie stolz auf ihn war; sie hat ihn, als er um freimüthigen Zeugnisses willen seine bisherige Stellung aufgeben mußte, mit offenen Armen aufgenommen; sie hat ihm ihr Ehrenbürgerrecht verliehen; und manchesmal hat er's lächelnd gehört, wie ein guter Lübecker mit Genugthuung zu einem Fremden

sagte: da geht unser Geibel. Aber wenn ihm nach Weihrauchstreuen und Ovationen der Sinn gestanden hätte, so hätte er anderswo leicht mehr davon finden können, als hier. Es hat ihm vielmehr gerade gefallen, daß er so, als zu ihr gehörig angesehen, einfach und schlicht in ihr hat wohnen können; daher dürfen wir auch das wohl als eine Gottesgnade bezeichnen, daß er nicht in der Ferne, sondern nach seinem ausgesprochenen Wunsche in ihr, der Stätte seiner Kindheit und Jugend, entschlafen ist, und daß auf seinem Grabstein und auf den Blättern der Geschichte künftig wird verzeichnet stehen:

„Emanuel Geibel, geboren und gestorben in Lübeck."

Und endlich wollen wir doch noch dessen gedenken, was ihm durch Gottes Gnade in seinem häuslichen Leben am eigenen Heerd zu theil geworden ist. Es hat ihm darin nicht an schweren Kreuz gefehlt, wie ja der Herr auch die, welche er lieb hat, heimzusuchen pflegt. Er hat nur eine sehr kurze, aber eine sehr glückliche Ehe geführt. Wie glücklich für seine Frau, das beweist die Antwort, welche mir meine liebe Schwester von ihrem letzten langen Krankenlager auf einen sie beklagenden Brief zurücksandte: „Ich weiß nicht, warum ihr mich alle so beklagt! Wenn ich nicht auch etwas zu tragen hätte, so wär's ja des Glückes zu viel und du kennst wohl Fouqués Vers:

Wenn Alles eben käme,
Wie du gewollt es hast,
Wenn Gott dir gar nichts nähme
Und gäb' dir keine Last,
Wie wärs da um dein Sterben,
Du Menschenkind bestellt?
Du müßtest fast verderben,
So lieb wär dir die Welt!

Wie aber unser Dichter durch sein junges Weib beglückt gewesen war, das beweist der wundervolle Blüthenstrauß innigste Wonne, zerreißenden Schmerz und verklärende Ewigkeitsgedanken athmender Poesien, welchen er seiner Ada aufs Grab gelegt hat.

Sein langjähriges Leiden, welches ihm keinen Tag schmerzlos vorübergehen ließ, hat den hierher Zurückgekehrten nicht gehindert, mit Hülfe seiner Nichte, der treuen Hausgenossin und Pflegerin, der eingehenden Theilnehmerin an allen seinen Interessen, seine Häuslichkeit hier zu einer gastfreien Stätte für seine heimischen Freunde, deren er fast allabendlich einen kleinen Kreis um sich sah, und seine zahlreichen Besucher aus der Ferne zu gestalten; nicht gehindert, Unzähligen Förderung und reiche Anregung zu gewähren, und nicht gehindert, ein warmes Herz für jede Noth auch durch die That zu beweisen. An seiner einzigen Tochter reichgesegneter Ehe, an seiner lieblichen Enkel Schaar hat er sich bis zuletzt erfreut und gerade in der Zeit zunehmender Schwäche ihnen in rührendster Weise oftmals seines Herzens milde und für alle Liebe dankbare Freundlichkeit bezeugt.

Wenn nach dem allen wir wohl sagen können: Von Gottes Gnaden war er, was er war, und seine Gnade an ihm ist nicht vergeblich gewesen; er hat mit den ihm verliehenen reichen Pfunden gewuchert, seinem Gott zu Ehren, seinem Volk, seinem Vaterland und seiner Vaterstadt zur Freude und zum Segen; er hat der Liebe und der Freundschaft schöne Saat mit verschwenderischen Händen ausgestreut, so wollen wir mit herzlichem Dank für alles, was er uns gewesen und durch seine Werke uns und unseren Kindern und Kindeskindern noch sein wird, bei aller Trauer über seinen Verlust doch auch dafür unseres Gottes Gnade preisen, daß sie ihm und den Seinen ein weiteres allmähliches Abbrechen seiner körperlichen und geistigen Kräfte erspart hat. Wir wollen dem Herrn danken, daß er nach den letzten schweren Kämpfen ihm jetzt den Sieg gegeben hat und ihn, als er in der Frühe des Palmsonntags den letzten Seufzer ausgehaucht, mit den Palmen des ewigen Friedens geschmückt, wie es Freundesmund so schön ausgesprochen, in die himmlische Heimath des oberen Jerusalems aufgenommen hat.

Ja, Gott sei Dank, daß wir an seinem Sarge uns in zuversichtlichem Vertrauen dessen getrösten können: Von Gottes Gnade ist er, was er ist, von allem Schmerz und allem Leid befreit, zur ersehnten Ruhe eingegangen, mit allen Seligvollendeten seinen Herrn in höherem Chor preisend!

Ihr Alle aber, die ihr gekommen seid, euren Dich-

ter zu ehren, ehret ihn auch dadurch, daß ihr durch euren Schmerz und eure Trauer um ihn solches Trostlicht christlicher Auferstehungshoffnung euch nicht verdunkeln, sondern im Hinblick auf den nahen Ostermorgen jenes Liedes Worte in euren Herzen wiederklingen laßt, durch welche er unter dem Bilde des irdischen Frühlings den ewigen besungen hat:

Wacht auf, ihr Geister, deren Sehnen
Gebrochen an den Gräbern steht,
Ihr trüben Augen, die vor Thränen
Ihr nicht des Frühlings Blüthen seht,
Ihr Grübler, die ihr fern verloren
Traumwandelnd irrt auf wüster Bahn,
Wacht auf! die Welt ist neugeboren,
Hier ist ein Wunder, nehmt es an!

Ihr sollt euch all des Heiles freuen,
Das über euch ergossen ward!
Es ist ein inniges Erneuen
Im Bild des Frühlings offenbart.
Was dürr war, grünt im Weh'n der Lüfte,
Jung wird das Alte fern und nah,
Der Odem Gottes sprengt die Grüfte —
Wacht auf! der Ostertag ist da!
Amen.

Grabrede auf Emanuel Geibel.

Von
Pastor **Lindenberg.**
Nusse b. Lübeck.

Wir haben, verehrte Leidtragende, die letzte schwere Pflicht erfüllt und die sterbliche Hülle in die Gruft eingesenkt. Aber so tief wir es auch empfinden, was wir Alle, was unsere Vaterstadt, was unser ganzes Volk in diesem Augenblicke verloren hat, dennoch wollen wir unsre Häupter emporheben und nicht trauern, wie die, die keine Hoffnung haben. „Halt' im Herzen die Hoffnung fest" — so hat der Entschlafene selber uns zugerufen, und wir wollen dessen eingedenk sein hier an seinem Grabe, wo so Vieles über Staub und Vergänglichkeit uns emporhebt. Wir sagen nicht blos von ihm: Er war unser, nein, er bleibt unser. So lange

*) Aus: E. Geibel. Ein Gedenkblatt." Lübeck 1884.

noch unsre Kinder mit Jubel die Knospen des Mai begrüßen und die Wolken wandern sehen am himmlischen Zelt, so lange noch deutschen Jünglingen, deutschen Männern das Herz aufgeht beim Gedanken an das Vaterland, das „eine, große, wundervolle", so lange noch Tiefe und Reinheit des Gefühls die Zierde deutscher Weiblichkeit ist, so lange noch ernste deutsche Gemüther das Geheimniß der Sehnsucht, das „Heimweh nach der Ewigkeit" empfinden — so lange wird Emanuel Geibel, der fromme deutsche Sänger von Gottes Gnaden, in den Herzen unseres Volkes unvergessen bleiben.

Freilich wir, die wir nicht blos den Dichter verloren haben, die wir um den Menschen trauern, den Mann mit dem warmen Herzen für die Seinen, mit dem hohen edlen Sinn, mit der rückhaltlosen Wahrhaftigkeit, mit der Bereitwilligkeit, jedem Empfänglichen aus seiner reichen Geistesfülle mitzutheilen, wir können uns nicht daran genügen lassen, daß seine Lieder unsterblich fortklingen in den Herzen unsres Volks; wir verlangen nach besserem Trost. Aber auch wir wollen es uns von ihm gesagt sein lassen: Halt' im Herzen die Hoffnung fest. Hat er doch selbst uns daran erinnert: „Das Herz auch hat sein Ostern, wo der Stein vom Grabe springt, dem wir den Staub nur weihten, und was Du ewig liebst, ist ewig Dein". Die von uns geschieden sind, sie sind uns nicht verloren, es ist nur eine andere, höhere Art, in der wir sie besitzen.

— Aber wir heben unsere Herzen noch höher empor! Es sind heute 20 Jahre — „am Ostersamstag war's“ im Jahre 1864, da hat der entschlafene Dichter auch des Scheidens Leid empfunden, da hat er, am Ufer der Isar wandelnd, mit aufrichtiger tiefer Trauer eines großen Todten gedacht, des edlen Fürsten, dessen königlicher Ruf die neue Heimath ihm bereitet. Damals hat er sich daran aufgerichtet, daß, wie er uns erzählt, „durch das Thal im Wind herwogend kam der Osterglocken Auferstehungsruf“. Und wieder ist's heute Ostersamstag und wir haben die sterbliche Hülle ins Grab gesenkt, ein wehmüthiges Zeugniß für das Wort der Schrift: Alles Fleisch ist wie Heu und seine Herrlichkeit wie des Grases Blume. Aber über dem kaum geschlossenen Grab wird auch der Osterglocken Auferstehungsruf erschallen und wird es uns und der ganzen Welt verkünden: Christ ist erstanden! Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum. Dies Verwesliche muß anziehen das Unverwesliche und dies Sterbliche muß anziehen die Unsterblichkeit. Das ist auch seine Hoffnung gewesen. Und darum: Haltet im Herzen die Hoffnung fest!

So lassen Sie uns denn von diesem Grabe scheiden, verehrte Leidtragende, mit der lebendigen Hoffnung, daß es über der sterblichen Hülle, die wir hier eingesenkt haben, als eine Saat von Gott gesäet,

zur Auferstehung zu reifen, dereinst seine letzte, höchste Erfüllung finden wird, was unseres Dichters Wahlspruch und Losungswort und vielfache Erfahrung im Leben gewesen ist:

„Es muß doch Frühling werden".

Amen.

Ein Gedenkblatt.

Von

Wilhelm Jensen.

Freiburg i. Br.

Dies Wort gilt nicht dem Dichter; es belebt
Des edlen Freundes Bildniß, des verehrten,
Durch langen Schritt der Jahre gleich bewährten,
Wie's heut' aus ihnen mir vorüberschwebt.

Was er, sich überlebend, hoch erstrebt,
Wird erst die Nachwelt ganz und voll bewerthen;
Hier spricht nur Trauer eines Weggefährten,
Was in die Erde man mit ihm begräbt.

Nicht was er ist und bleibt, doch was er war.
Des Dichters Glanzgestirn wird nicht verbleichen,
Der Mensch erlischt mit enger Freundesschaar.

Mag andre Hand den goldenen Kranz ihm reichen!
Ich leg' auf's Grab dies Blatt ihm vom Altar
Des Herzens, als der Liebe schlichtes Zeichen.

Es ist Sonntag, und seit heut' Morgen ist es mir, als läuteten die vielen Glocken Freiburgs rastlos: „Seitdem die Sonne aufgegangen, liegt Emanuel Geibel todt drüben im Norden.“ Auch in Lübeck wird sonntägliches Nachmittagsgewoge jetzt die Straßen füllen, und von denen, welche ihr Weg durch die Königsstraße bringt, haben vielleicht einige die Trauerkunde schon vernommen und sie schauen, anhaltend, nach den verhängten Fenstern auf, hinter welchen ihr Ehrenmitbürger, der weitestgenannte Sohn ihrer Vaterstadt, der Ruhm und Stolz derselben, aus dem Leben geschieden daliegt. Kaum Einer wird unter ihnen sein, der ihn nicht von Angesicht gekannt; daß verhältnißmäßig nur Wenige seine dichterische Bedeutung voll zu würdigen wissen, liegt in der Natur der Menschheit. Aber Alle werden empfinden, daß Lübeck einen hohen Verlust erlitten hat, und Jeder wird diesem Gefühl nach der Stufe seines Verständnisses Ausdruck geben. Denn es war etwas Seltenes in unserer Zeit, wie der Verstorbene nicht allein dem weiten deutschen Geistesleben, sondern im engeren Sinne seiner Heimatstadt angehörte. Wohl in der mittleren Zeit seines Daseins von ihr getrennt, hatte es ihn mit dem beginnenden Alter an die Stätten der Jugend zurückgezogen; wo seine Wurzeln hafteten, breiteten seine abendlich beglänzten Wipfel sich aus, fiel der Schnee auf seine Haare. Die alte Travestadt war seine Mutter, und er hing mit treuer Sohnesliebe und Pietät an ihr; sie hat's ihm

vergolten und ihr nachgewachsenes heutiges Geschlecht wiederum zur Liebe und Pietät für ihn erzogen. Ein festes und schönes Band umschlang sie; ob er einsam lebte, mit den Jahren seltener Andere sah und gesehen wurde, war er in dem Bewußtsein Aller stets vorhanden. Selbst Solche, die, ohne Interesse und Verständniß für die Dichtung, von seinem wirklichen Werthe kaum eine Ahnung besaßen, die Wirksamkeit eines Poeten vielleicht sehr gering schätzten, konnten sich dem Allgemeingefühl nicht entziehen, mit einem gewissen patriotischen Stolz von „unserem Geibel" zu sprechen. So wird kein Haus in Lübeck sein, daß ihn nicht vermißt, nicht eine Verarmung der Stadt empfindet.

Und dennoch sehe ich im Geiste, wie die Leute gegenwärtig, nachdem sie zu den verhängten Fenstern aufgeblickt, ihren Weg fortsetzen. Sie reden im Weitergehen eine Weile über den Todten, sagen ihm Gutes, Rühmliches, Unverstandenes nach, dann erreichen sie vorm Thor die Plätze der sonntagnachmittägigen Vergnügungen, essen, trinken, schwatzen und lachen, als sei nichts geschehen. Was sollten sie auch anders? Das Leben geht eben weiter, es mag aus ihm fortgegangen sein, wer immer.

Vielleicht — und ich wollte, es wäre so — sind die Fenster auch nicht verhängt, sondern die linde Frühlingssonne, der erste, süße Blüthenduft und das helle Glockenspiel von St. Marien grüßen noch einmal das kalte Antlitz dessen, der sie Alle so sehr geliebt und

oft der Verkünder ihrer Schönheit gewesen. Wie ich hinaushorche, wandeln sich mir die Münsterglocken Freiburgs traumhaft zu denen von Sanct Mariens hohen Doppelthürmen, eine Woge von Glanz, Duft und Lebenswärme des Lenzes bricht durch die offenen Fenster zu mir herein, und ich glaube es immer noch nicht, daß Er, dessen Bild dort vom Schreibtisch altvertraut und verehrt auf mich herabsieht, für ewig ausgelöscht, nirgendwo auf Erden mehr ist. —

Vor mir liegt der erste Brief, den ich von Geibel im Jahre 1862 empfangen, und sieht mich mit blauer Tinte auf schon etwas vergilbtem Blatte seltsam mit seinen schönen, großen, klaren, charaktervollen Schriftzügen an. So nah wir uns später getreten, besitze ich doch nur sehr wenig Zuschriften von ihm. Er beantwortete etwaige an ihn gerichtete Anfragen stets mit großer Pflichttreue und Schnelligkeit, doch freiwillige Briefe schrieb er nicht gern; im letzten Jahrzehnt, glaube ich, überhaupt nicht mehr, wenigstens bewahre ich aus dieser Zeit kaum anderes von ihm, als mir dann und wann zugeflatterte Verse, zumeist Ghaselen.

Ich hatte ihn schon seit den letzten fünfziger Jahren ab und zu in Lübeck im Hause eines gemeinsamen Freundes gesehen, wenn er sich dort von München aus zum Besuch aufhielt, aber als junger, wenn auch wenig eifriger Student der Medicin besaß ich damals, obwohl oder vielleicht weil ich selbst Verse machte, mehr Scheu vor ihm, als den Wunsch, ihm näher zu kommen.

Dies änderte sich, wie ich im Jahre 1862 damit umging, mein Studium völlig aufzugeben und mich ganz der Litteratur zuzuwenden. Wie es in solchen Fällen, und zumeist mit vollem Recht, geschieht, traf ich dabei auf starken Widerstand. Eingeholtes Professoren-Gutachten fiel sehr mißfällig und mißächtlich aus und gab sich wenig Mühe, zu verhehlen, daß vernünftige, vom Staat ordnungsgemäß besoldete Leute solche Absicht nur als eine Trägheitsausflucht eines sonst unbrauchbaren Individuums ansehen könnten. In dieser Rath- und Hülflosigkeit faßte ich mir ein Herz, mich brieflich an Geibel zu wenden, zu welchem Endzweck mußte ich selbst kaum. Ich hatte seit Jahren in der Stille eine Tragödie um die andere geschrieben und legte dem Briefe eine „Elfride“ (derselbe Stoff, den später Paul Heyse behandelt hat) bei. Wenn ich das Manuscript heut' ansehe, muß ich lächeln. Es war ein Ungethüm, direkt aus mißverstandener Shakespeare-Lectüre weggelaufen, im Versbau, im Styl, in allem mehr englisch als deutsch, Nachahmung ganz und gar. Ich empfand dies selbst, und als ich das Packet zur Post gegeben (beiläufig kostete solche Sendung von Kiel nach Lübeck damals noch ein kleines Vermögen), hätte ich es schon auf dem Heimwege am liebsten wieder zurückgehabt. Wenn die Professoren mir bereits meine Nichtsnutzigkeit in der gebildeten Welt so deutlich zu verstehen gegeben, wie zerschmetternd mußte erst das Urtheil des berühmten Dichters ausfallen?

Doch statt dessen erhielt ich jenen ersten Brief von ihm. Der Dichter hat sicherlich auch über meine anglisirende Tragödie gelächelt, aber der Mensch fühlte die hilflose Noth eines Menschen, der einsam nach noch unverstandenen Zielen suchte, und er war menschlich gütig und ward ihm zum Führer. Seine von leerem Hochmuth unberührte Seele nahm sich des ungelenken Trachtens bei dem jungen Neophyten an, um, wenn es möglich sei, dasselbe zu läutern und zu fördern. Sein Brief eröffnete mir einen ersten Einblick in sein eigentliches Wesen, der nachher überall Bestätigung gefunden; eine Stelle daraus aber ist auch für die künstlerische Anschauung des Dichters bezeichnend, so daß ich sie hier wiedergeben will. Sie lautet:

„Ein solches Talent scheint mir, je mehr es verheißt, desto dringender der Schule zu bedürfen. Unter Schule aber verstehe ich nicht sowohl die bloße Mittheilung dieser oder jener Theorien und überlieferbaren Handgriffe, sondern vor allem die häufig gebotene Gelegenheit selbst Erfahrungen zu machen oder doch fremde Erfahrungen miterlebend sich anzueignen; ich verstehe ferner darunter den fördernden Umgang mit ebenbürtigen Kunstgenossen, die bei jeder neuen Schöpfung das Gelungene mit Freuden anerkennen, das Verfehlte nachsichtslos bei Namen nennen. Das Urtheil von Laien wird uns nur zu leicht verwirren, da es fast immer mehr auf einem dunkeln Gefühle, als auf wirklicher Einsicht beruht und außerdem meistens an Einzelheiten und

Nebendingen haftet. Nur der Mitkünstler wird Ihnen sagen können, nicht blos, daß etwas versehen ist, sondern auch was und wo; nicht selten sogar, wie zu helfen wäre."

Die Erfahrung des eigenen Lebens hat mir im allgemeinen diese Anschauungen, besonders die letztere, zwar nicht immer bestätigt, und ich glaube, auch Geibel selbst ist in späteren Tagen wohl mehr von ihnen zurückgekommen oder wenigstens zu einer Einschränkung derselben gelangt. Doch daß sie damals voll seiner Meinung entsprochen, ist von Interesse, und noch ein anderes nebenbei. Seine Dichtung hat uns keine einzige Prosaschrift hinterlassen, aber die mitgetheilte Briefstelle zeigt, in welcher schönen, klaren und sicheren Weise er die Prosa zu beherrschen vermocht hätte. Allein er betrachtete sie für die Dichtung als ungenügend, der Form entbehrend; sein Gefühl verlangte durchaus den Rhythmus, der über die Tagessprache aufhob, die Sprache war ihm Rohstoff, aus dem erst der Meißel metrischer Kunst würdige poetische Gebilde hervorschuf. Zur Unterhaltung und auch eigener Anregung las er indeß Prosa-Erzählungen gern, konnte sich drein vertiefen und solchen, die ihm zusagten, auch das Prädicat „schön" zuertheilen. Doch nicht viele erhielten dies und immer mit einer gewissen Reserve. Es schien, daß er wohl ab und zu mit dem Gedanken spielte, sich selbst für irgend einen Stoff der Prosa zu bedienen, aber er ist nie zu einem Ausführungsbeginn geschritten. Im Gespräch äußerte er mir einmal: „Wenn

ich einen Roman verfassen wollte, so würde ich gradaus darauf losschreiben und dann abwarten, was daraus zu Stande käme.“ Das Recept ist — cum grano salis aufgefaßt — an sich vielleicht nicht das übelste, doch in seinem Munde drückte es jedenfalls eine geringschätzende Betrachtung des Kunstwerthes von Romanen und Novellen aus.

Ich kehre noch einmal zu jenem Briefe zurück, dessen weiterer Verlauf mich in ermuthigender Weise aufforderte, meinen Aufenthalt in München zu nehmen, und damit zugleich den mir zuvor geleisteten Widerstand gegen mein Einschlagen einer litterarischen Laufbahn besiegte. Ich besuchte ihn noch zu näherer Beredung in Lübeck, wo er damals unfern vom Mühlthor mit der Aussicht auf die Domthürme wohnte — eine Illustration zu einem seiner Gedichte hat ihn im Garten hinter dem Hause neben seinem spielenden Töchterchen sitzend dargestellt — und ich fand ihn persönlich dem Fremden ebenso offen-freimüthig, wohlwollend-herzlich entgegenkommend, wie sein Schreiben ihn gekennzeichnet. Im späten Herbst des Jahres folgte ich ihm nach München.

Es war ein finsterer Abend, als ich dort eintraf. Ich war an einem jener zauberischen November-Sonnentage, wie sie südlich vom Main manchmal noch leuchten und durchwärmen, aus Würzburg gefahren; als ich am anderen Morgen in München aus dem Fenster des „Augsburger Hofes“ blickte, lag Schnee auf den Dächern

gegenüber, und von den Gesimsen des damals noch unscheinbaren, schlichten „Gasthofes zum Stachus“ hingen Eiszapfen herunter. Auf der Straße war es rauh, windig, schmutznaß und alles mir wildfremd; an Leib und Seele durchfröstelt, suchte ich Geibels Haus auf. Er wohnte in der Karlsstraße, wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, Nr. 20, dort wo die trompetenartig sich erweiternde Dachauerstraße in jene einmündet und einen dreieckigen, mit einigen Bäumen (auch heut' noch) besetzten Platz bildet. Auf das Gezweig derselben und einen darunter befindlichen kleinen Brunnen gingen seine Fenster „über eine Stiege“ heraus.

Ich war wohl in der Hast meiner körperlichen und gemüthlichen Frostüberrieselung reichlich früh am Morgen gekommen, denn Geibel hatte seine Toilette noch nicht beendigt; er war kein Frühaufsteher und liebte es, obgleich er nicht lange schlief, wachliegend seinen Gedanken und dichterischen Plänen nachzuhängen. So ward ich auf meine Anmeldung hin in sein Arbeitszimmer geführt und stand unerwartet vor dem lebensgroßen Bildniß seiner so jung verstorbenen Gattin. Von ihrem Antlitz, ihrem Kleide, einem Kranz auf dem Scheitel, der jetzt schreckhaft an einen Todtenkranz gemahnte, ging ein weißes Licht aus; es überschauerte mich in der lautlosen Stille des fremden Gemaches, in das die schönen, erloschenen Augen des märchenhaft lieblichen Gesichts, wie in stummem Banne haltend, überall hinblickten. Wo immer ich später das Bild in anderem Raume ge-

sehen, hat es mir stets wieder dieses erste überschauernde Gefühl gleichartig aufgeweckt, und der Einfluß, den dieser wundersam ergreifende, lebensvoll an den Tod, die Vergänglichkeit des Schönsten und Theuersten mahnende Anblick bei jedem Augenaufschlag auf die Dichtung des vereinsamt Zurückgebliebenen geübt haben muß, ist sicher von nichts anderem übertroffen worden. Ich glaube, daß sein Festhalten an einem Unsterblichkeitsglauben bis zuletzt — obwohl seine frühere dogmatisch-christliche Gläubigkeit längst erschüttert war — wesentlich der tiefen Sehnsucht und dem Gemüthsdrange entsprang, sich durch keinen Zweifel beirren zu lassen, daß er die Verlorene in einem Jenseits wieder finde. Gesprochen hat er nie davon, mir von der Todten überhaupt nicht. Aber die Einsamkeit, die mir an jenem ersten Morgen schwermuthsvoll aus seiner verödeten Wohnung entgegenwehte, lag in Wahrheit über seinem Leben. Der Dichter mochte sich in München heimisch fühlen, der Mensch konnte es nicht sein. Er war durch und durch norddeutsch, hing mit allen Fäden der Seele an seiner Heimathstadt Lübeck, wohin er seine einzige Tochter Marie Verwandten zur weiblichen Pflege übergeben, und war an der Isar in der Fremde. Eine alte Wirthschafterin führte ihm den Haushalt, sein wirklicher Freundesverkehr besaß keinen weiten Umfang, betraf wiederum zumeist den Dichter, nicht den Menschen. Am nächsten standen ihm zweifellos Paul Heyse und dessen Schwiegermutter Clara Kugler, der er schon in Berlin seine ersten

Jugendgedichte gewidmet hatte. Von den jüngeren Poeten in München war er am meisten mit Heinrich Leuthold und Hans Hopfen verknüpft; für den König Max hegte er eine aufrichtige und liebevolle Verehrung, sein „Osterſamstag"-Gedicht auf den plötzlichen Tod desſelben entfloß tiefinnerlicher Ergriffenheit. Mit dem Könige verlor Geibel ſeinen eigentlichſten Halt in München, und ſein Fortgang aus dieſem war von da an wohl nur zu einer Frage der Zeit geworden. Auch ſonſt griff der Tod mannichfach in ſeinen Umgangskreis ein. Abends traf ich oftmals mit ihm im Hauſe der ruſſiſchen „Frau Staatsräthin" v. Lebedur zuſammen, bei der er mich eingeführt hatte. Es war eine eſthländiſche Dame aus der alten Zeit, wohl faſt achtzigjährig, ſtarken Geiſtes, der deutſchen Litteratur beſonders zugethan; ſie empfing allabendlich und ſaß ſchneeweißen Haars hoch aufrecht an ihrem Theetiſch. Man trank den feinſten ruſſiſchen Karawanen-Thee bei ihr, und je mehr Taſſen man davon nahm, deſto mehr ſtieg man in ihrer Gunſt. Zu ihren häufigen Gäſten gehörten gleichfalls Heyſe, der Culturhiſtoriker H. W. Riehl und Theobald Kerner, die, wie Geibel, manche ihrer neuen Schöpfungen dort zuerſt vorlaſen. Die alte Dame und ihre Pflegetochter „Fräulein Julie" hörten und urtheilten mit feinem Verſtändniß; in dem Hauſe wehte noch ein Nachklang vergangener litterariſcher Intereſſen aus dem Anfang des Jahrhunderts. Doch

als ich eines Tages nach längerer Abwesenheit von München bei der Rückkehr den ersten Schrit dorthin lenkte und die alte Dienerin auf dem Vorflur befrug, ob die Frau Staatsräthin zu sprechen sei, erhielt ich die Antwort: „Die Frau Staatsräthin sind eben gestorben".

Ich hatte Geibels Hause schräg gegenüber in der Dachauerstraße eine Wohnung gefunden, und kein Gefühl überkam mich wohlthuender und beruhigender, als daß es mir möglich fiel, aus meinen Fenstern in die seinigen zu sehen. Das allein bannte mir oft eine bitterliche Empfindung der Verlassenheit. Der Verkehr in dem großen, spezifisch-litterarischen Kreise war nicht sehr erquicklich, bot jedenfalls das nicht, was der Brief Geibels in Aussicht gestellt hatte. Die Einzelelemente wurden allerdings von einem äußeren Bande, dem Verein der „Krokodille" zusammengehalten, doch waren sie zumeist innerlich geschieden. Auch einige Persönlichkeiten von undeutlichem Charakter befanden sich darunter; die Meisten kannten sich im letzten Grunde viel zu wenig, als daß von einem Freundschaftsverhältniß die Rede sein konnte. Nur das gemeinsame Streben auf dem gleichen — oder dem Namen nach gleichen — Gebiet vereinigte, aber eine wirkliche wechselseitige Förderung hat es schwerlich erzielt; der Grundton war ein völlig anderer. Nach meinem Gefühl liegt dies bei einer solchen, nicht natürlich erwachsenen, sondern fast zwangsweisen Zusammengesellung so vieler, immerhin sonder-

gearteten Individualitäten in der Sache und konnte kaum anders sein. Mich däucht auch, das Verhältniß Geibels, des Stifters der Krokodil-Genossenschaft, zu dieser muß im Anfang ein engeres, hoffnungsvolleres gewesen sein und war zu meiner Zeit schon erheblich gelockert. Er besuchte wohl ziemlich regelmäßig die Vereinsabende, doch beschränkte sich sonst auf den persönlichen Verkehr mit Wenigen. In den sogenannten „Affenkasten" des Augustinerbräu's, wo sich an jedem anderen Abend die Mehrzahl der „Krokodille" bei gutem Bier und entsetzlicher Luft zusammenfand, kam er nie.

So sah ich ihn hauptsächlich auf Spaziergängen, zu denen er mich, meistens unter meinem Fenster laut rufend, abholte, oder in seiner Wohnung, die mir stets offen stand und in die er mich oft zu seiner Abendmahlzeit gastlich einlud. Sie war mir ein heimathlicher Fleck in der fremdbleibenden Stadt, der liebste, erwärmendste, und sie allein bot mir immer im reichsten Maße dasjenige, was sein Brief verheißen: Rath, Beihülfe, Lehre und Förderung, doch daneben, mir als das Wichtigste, wachsendes freundliches Zutrauen. Er mochte fühlen, daß ich dessen vor allem bedurfte, und unsere halbe Landsmannschaft (obwohl er als Lübecker eine historisch gewordene Abneigung gegen Kiel nicht unterdrücken konnte) trug dazu bei, uns in der Fremde näher zu rücken. Sonst konnte ich ihm natürlich wenig bieten, wesentlich nur meinen eifrigsten

Wunsch, mich von ihm belehren zu lassen. Doch er kritisirte aufs eingehendste meine schlechten Gedichte; ich wußte im voraus, daß an keinem etwas Gutes bleiben würde und freute mich doch darauf. So unnachgiebig streng er jeden kleinsten Mangel der Form rügte, nicht selten sogar, wo ich es am wenigsten erwartet hatte, in heftigen Unmuth ausbrach, das Manuscript entrüstet beiseite warf und großen Schrittes im Zimmer auf und ab ging, so besaß die Art seines Tadels doch nie etwas Entmuthigendes, sondern eher etwas Anfeuerndes. Seine Natur war überhaupt, besonders bei einem Widerstreit der Meinungen eine leidenschaftliche, zu jähem Aufbrausen geneigte; wo er von der Unumstößlichkeit seiner Auffassung, vor allem in künstlerischen Dingen, überzeugt war, ertrug er schwer Widerspruch, ohne in heftige Erregung zu gerathen. Seine Sprache wurde dann zuweilen so geräuschvoll, daß er Unbekannten den Eindruck wecken mußte, sich im äußersten Zorn zu befinden; in späteren Jahren wichen unsere Ansichten in litterarischen Angelegenheiten mannichfach auseinander, und es ist wohl kaum ein Zusammensein zwischen uns vergangen, bei dem er nicht irgend eine Anschauung von meiner Seite mit solchem plötzlichen Ausbruch des Unwillens verurtheilt hätte. Danach stand er fast immer auf und ging etwa eine Minute lang schweigend rasch hin und wieder; dann hatten sein Gesicht, seine blitzenden Augen, seine Stimme sich vollständig besänftigt. Wenn er einmal mit seinen Worten etwas gar

zu unwähleriſch verfahren war, kam er mit einer Entſchuldigung um Indemnität ein, oder ſonſt bat ein ſtummes, unendlich liebenswürdiges Lächeln, den erregten Moment zu vergeſſen. Das geſchah regelmäßig, man wußte es ſicher vorher und konnte ihm nicht zürnen, denn es entſprang aus ſeiner Natur, vielleicht auch aus ſeinem körperlich leidenden Zuſtande. In faſt einem Vierteljahrhundert hat ſein Aufbrauſen mich niemals zu einer erregten Erwiderung fortgeriſſen und wir ſind nie in einer Mißſtimmung auseinander gegangen.

Am ſchonungsloſeſten, wie geſagt, verdammte er Gedichte, die ſeinen Anforderungen nicht entſprachen. Sein Urtheil darüber fiel manchmal gänzlich unerwartet, im vollſten Gegenſatz zu dem allgemein ſanctionirten aus; z. B. waren ihm der „Erlkönig“ und „Des Sängers Fluch“ durchaus „ſchlechte Gedichte“, über die er ſich heftig ereifern konnte. Gegen Proſa verhielt er ſich weit nachſichtiger. Als ich ihm meine erſte Novelle vorgeleſen und, ſeinen Zorn befürchtend, innehielt, ſagte er, ſich den Bart drehend, mit ſeiner tiefſonoren Stimme: „Nun, damit können Sie Geld verdienen“. Und ſein begleitendes Lächeln fügte drein: Dazu ſind ja ſolche Dinge gut und nützlich.

Unter den übrigen Künſten intereſſirte er ſich am lebhafteſten für Muſik und Architektur. Für die letztere glaubte er eigentlich Beruf beſeſſen zu haben und bedauerte öfter, demſelben nicht nachgekommen zu ſein; er liebte ganz beſonders das Freiburger Münſter „als

das schönste monumentale Gedicht". In der Musik vertrat er, wie in der Dichtung, die classische Richtung, war ein Todfeind Wagner'scher Opern, und ihn konnte nichts ungestümer aufbringen, als wenn Jemand an den letzteren irgendetwas in Schutz nahm. Den „Lohengrin" ließ er im Spott gelten, wenn man sich die Ohren zustopfte und nur mit den Augen hörte. Echte Musik aber bereitete ihm höchsten ästhetischen Genuß und er besaß für dieselbe feinste Empfindung und Beurtheilungsfähigkeit, obwohl er selbst weder sang noch irgend ein Instrument spielte.

Sein Hauptinteresse wandte sich in den letzten Jahrzehnten dem Drama zu, doch nicht allein diese Dichtungsform, sondern auch die Bühnentechnik beschäftigte ihn ausnehmend. Wenn die letztere an einem Stücke geschickt und wirksam war, konnte er, was ihm sonst nicht leicht geschah, über dichterische Schwächen des Inhalts hinwegsehen, und er verhielt sich deshalb keineswegs so principiell gegnerisch gegen das moderne französische Schauspiel, wie es sonst nach seiner ganzen strengen Kunstauffassung erwartet werden mußte. Hier verlangte er sogar den Vers nicht, obwohl er selbst sich schwerlich zu einer Tragödie in Prosa entschlossen haben würde. Seine Antheilnahme im Theater war eine äußerst lebhafte, besonders bei der Aufführung seiner eigenen Stücke, und er äußerte ziemlich rückhaltslos und laut seine Meinung, Zufriedenheit oder Mißfallen. In München erhielt ich ein-

mal ein Parquetbillet von ihm zur Darſtellung ſeiner „Brunhild“; am Abend ergab ſich, daß ich meinen Platz neben dem ſeinigen einnahm. Geſpannt folgte ich nach dem Aufgang des Vorhangs der erſten Scene, doch immer mit der Empfindung eines unerklärlichen ſtörenden Geräuſches neben mir. Erſt wie ich halb aufgebracht den Kopf wandte, entdeckte ich den Anlaß oder die Urheberſchaft. Geibel begleitete jedes Wort, jede Bewegung auf der Bühne mit einer anderen ſeiner eigenen Hände, dämpfend oder anfeuernd, beſchleunigend, zurückhaltend, ſcandirend, und ſtieß, offenbar ſeiner Meinung nach, unvernehmbare, doch oft ſehr deutliche Laute der Mißbilligung und Zurechtweiſung in den Bart. Die Leute umher, die ihn nicht kannten, ſahen nach unſeren Sitzen und machten Stille fordernde Zeichen. Es war peinlich, allein er ſah und hörte nichts davon, wußte nicht, daß ihm die Aufforderung galt, und fuhr durch alle fünf Acte in gleicher Weiſe fort. Am Schluß war er, trotzdem daß er eigentlich nur Unzufriedenheit kundgegeben hatte, von der Vorſtellung völlig befriedigt. Sein lebhaftes Temperament erfüllte ihn aber fortwährend mit der Befürchtung, daß etwas falſch zum Ausdruck komme. So glücklich ich ſtets war, bei ihm ſein zu können, vermied ich ſeitdem doch, im Theater zu einer Aufführung ſeiner eigenen Dramen meinen Platz neben ihm zu haben.

Hier iſt vielleicht die Stelle, ein Wort über das Leiden einzuſchalten, das ihm ſchon damals faſt die

Mehrzahl seiner Tagesstunden schmerzhaft vergällte. Sein Aufenthalt in Griechenland hatte ihm einen Ruhranfall zugetragen, der ihm an einer Stelle im Leibe eine Strictur hinterlassen. Diese hatte im Anfang lebensgefährlich vorzuschreiten gedroht, war dann jedoch zu einem Stillstand gekommen, und bot fortan keine direkte Gefahr mehr. Aber das unabänderliche Uebel blieb mit täglich regelmäßig wiederkehrenden qualvollen Schmerzen verknüpft, deren stundenlange Andauer ihn zu allem unfähig machte, und die er ein Menschenalter hindurch mit wahrhaft bewundernswerther heldenmüthiger Resignation ertragen. In den letzten 15 Jahren etwa nahm er deshalb vom Morgen bis zum späteren Nachmittag überhaupt keinen Besuch mehr an, und es war erstaunlich, wie man seiner Angeregtheit und Heiterkeit am Abend nichts davon anmerkte, daß er sich mit Sicherheit der unvermeidlichen Wiederholung seiner Marter am nächsten Morgen bewußt war. Es übte auf seinen Geist, seine Theilnahme, seine Lebensfülle keinen bedrückenden Einfluß; sie waren in Wirklichkeit zu groß, sich von dem Körper „unterkriegen" zu lassen. Er liebte die Geselligkeit sehr, und sah später in Lübeck fast allabendlich einige nähere Freunde bei sich, bildete mit Ernst und Scherz die Seele der Unterhaltung. Sein Wesen war durch und durch getragen, im ansprechendsten Sinn pathetisch, wie auch seine Dichtung bis auf wenige und kaum wirklich zu rechnende Ausnahmen des Humors entbehrt.

Aber im geselligen Kreise war er dem Komischen gern zugänglich, lachte herzlich über wohlpointirte neue, auch über gut vorgetragene altbekannte Anekdoten, und erzählte selbst gern dann und wann Schwänke und Witzworte, ohne sich dabei vor einem drastischen Wort zu scheuen. Ueberhaupt besaß seine Sprache nichts Weichliches und Gesuchtes, sondern griff mit Vorliebe stets nach kräftigem Ausdruck. Höchst komisch war's, wenn der in seinem Hause eingeführte „Strafschilling" für eine in Gegenwart von Damen unerlaubte Aeußerung ihn selbst betraf. Er wollte sich dann gewöhnlich nicht von seiner Straffälligkeit überzeugen, und machte durch seine Vertheidigung gemeiniglich die Sache eher noch schlimmer, als sie gewesen, bis er zuletzt schmunzelnd in die Tasche griff und seine Buße in die vorgehaltene Casse klimpern ließ.

Doch durfte der Scherz das Gespräch nicht allzulange an sich reißen, sondern mußte zu rechter Zeit wieder in die Bahn ernsthafter Rede einlenken. Besonders war ihm der euphemistisch „Unterhaltung über Persönlichkeiten" benannte „Klatsch" in der Seele verhaßt. Er bekümmerte sich nach dieser Richtung niemals um das Thun und Lassen seiner Nebenmenschen und sagte eines Abends, als er längere Zeit einem derartigen Thema zuhören gemußt, aufstehend und fortgehend, tief unmuthig: „Das Wort war den Wein nicht werth." Als Poet schätzte er den letzteren hoch, besonders edlen Rheinwein und Champagner, die sich ihm auch als am

zuträglichsten erwiesen, doch leider nicht in dem Verhältniß zu seinem Einnahmebudget standen, um ihm anders als bei besonderen Anlässen ihren Genuß zu verstatten. Seine Mittel reichten zu einem anständig behaglichen Leben aus, aber weiter nicht. Der gefeiertste lyrische Dichter Deutschlands hätte ohne den Ehrengehalt des preußischen Königs überhaupt auch nicht in der einfachsten Weise zu leben vermocht, sondern hätte mit Ruhm und Verehrung überschüttet verhungern müssen. Doch, obwohl er sich über jede ihm zufallende kleine Nebeneinnahme beinahe wie ein beschenktes Kind freute, hat er niemals einen Vergleich zwischen dem gezogen, was er dem deutschen Volke gegeben und was ihm als äußerer Lohn dafür geworden, nie günstiger Gestellte beneidet. Das Geld war ihm wohl ein nothwendiges Erforderniß des Lebens, aber nur eines der niedrigen Bedürfnisse, nicht an sich schätzens- und erstrebenswerth. Und daraus entsprang auch, daß Niemand in Geldsachen „nobler" war, als er; die Sparsamkeit, zu der er sich genöthigt sah, enthielt andererseits auch nicht den leisesten Zug kleinlichen Rechnens.

Beim abendlich geselligen Zusammensein in seinem Hause las er gern einige seiner neu „in der Mappe" angesammelten Gedichte vor. Er that dies immer aus der vollen Stimmung derselben heraus, nicht recitirend, doch auch nicht eigentlich declamatorisch, sondern seine eigene Wiedermitempfindung volltönig ausströmend. Die

tiefe Stimme erinnerte manchmal an das Nachklingen von Clavierſaiten beim Anziehen des Pedals, ſie wogte etwas monoton, hob ſich bei ſtarken Pathosſtellen zu einem donnernden Rollen. Zuerſt mochte die Art befremden; ich hatte mich bald daran gewöhnt und ſie ward mir unzertrennlich von ſeinem Vortrag. Die vornehme Getragenheit ſeines ganzen Weſens konnte ſich auch darin nicht anders bethätigen; die Dichtung war ihm ein hoher ernſter Gegenſtand und erheiſchte auch eine nachdrucksreiche, vom Gewöhnlichen abweichende Wiedergabe.

Daneben beherrſchte er, wie wohl kaum ein zweiter, die Kunſt, in Verſen aus dem Stegreif zu ſprechen, die er am meiſten außer dem eigenen Hauſe, am liebſten im alten Lübecker Rathsweinkeller übte. Er improviſirte als Erwiderung auf eine Anrede im Nu Vierzeilen, Ghaſelen, ſogar Sonette, und brachte ſie, langſam ſprechend, faſt immer zu einer ſo formvollendeten Abrundung, daß ſie wahrhaften poetiſchen Werth beſaßen. Freunden iſt ein Abend unvergeßlich, an dem er, beſonders angeregt, eine neben ihm liegende weiße Roſe in ſein Champagnerglas eintauchte und den Schaumwein aus den Kelchblättern ſchlürfend, wohl eine Viertelſtunde in den wundervollſten, mannichfaltigſten Verſen fortſprach. Dann wohnte ſeiner Erſcheinung, dem Geſichtsausdruck, den Augen, der Stimme, den Bewegungen die ganze Anmuth inne, welche der idealen Vorſtellung von einem Dichter entſpricht. Das Improviſiren konnte

auch einmal verunglücken. Im Hause eines gemeinsamen Freundes versuchte ich eines Abends auch in Versen zu sprechen und blieb stecken. Geibel wollte mir zu Hülfe kommen, fuhr in derselben Art fort, stockte und blieb stecken. „Nun, und so weiter," sagte er mit schalkhaftem Schmunzeln. Der reimgewandte Freund Heinrich Schunck half uns beiden aus der Patsche und brachte unsere mißglückten Anläufe zu gutem Abschluß. Seine alte Wirthschafterin sagte am andern Tage: „De beiden Herrn wüllt Dichter sin un könt nich dat, wat de Herr kann."

Es giebt mannichfache Bilder von Geibel, doch eigentlich keines, das ihn wirklich getreu und charakteristisch auffaßt. Die Vorstellung, welche Unbekannte sich von ihm machten, wie ich sie öfter vernommen, bewegte sich in völlig irriger Richtung. Man portraitirte ihn sich vielfach aus seinen ersten Jugendgedichten, schönlockig, ein weiches Antlitz mit schmachtendem Ausdruck und stets fromm begeistertem Augenaufschlag. In Wirklichkeit erregte er trotz seiner kleinen Gestalt einen äußerst männlichen Eindruck, sein früh verwittertes mageres Gesicht mit dem mächtigen eisgrauen Schnurrbart und Zwickelbart hielt etwa die Mitte zwischen der martialischen Erscheinung eines Landsknechts und der vornehm feinen eines alten französischen Marquis. Seine Hände und Füße waren zierlich, seine Nase geradlinig und kräftig, der Mund und die Augen sehr schön, geistvoll und lebendig. In seinen Bewegungen war er würdig

und alert zugleich, die Kleidung durchaus ungesucht-einfach, eher gleichgültig; zu Hause trug er, von seinem Aufenthalt in Griechenland her, mit Vorliebe einen rothen Fez. Sein letztes Bild aus dem Jahr 1883 zeigt ihn stark verändert, Haar und Bart schneeweiß, das Gesicht in Folge seines eingetretenen Herzleidens ödematös geschwellt, von krankhafter Farbe, einen nicht eigentlich greisenhaften, aber fremden, müden Ausdruck in den früher so lebendigen Zügen, die Augen mit einer schmerzlichen Reglosigkeit vor sich hinausblickend. Ich habe ihn so nicht mehr gesehen, kann ihn mir so nicht denken.

Damit glaube ich sein Wesen geistig und körperlich, so gut es möglich ist oder vielmehr, so ungenügend es ausfallen muß, gezeichnet zu haben, indem ich Züge aus seiner Münchener und aus späterer Zeit zu einem Bilde verwoben. Ich verließ München nach zweijährigem Aufenthalt vor ihm und sah ihn erst wieder, als er, in Folge bekannter Vorgänge, in seine Vaterstadt übergesiedelt war. Hier umgab ihn in seiner Wohnung in der Breitenstraße am Rande des Kaufbergs das Erdreich, dem er entsprossen. Seine menschliche Vereinsamung hatte aufgehört, alte Freunde waren um ihn; zur Jungfrau erwachsen, bereitete seine Tochter ihm durch ihre Vermählung mit dem liebenswürdigen und geistig bedeutsamen Dr. Ferdinand Fehling in ihrem Hause eine zweite Heimstätte, wo ihn bald eine Schaar von Enkeln herzlich erfreute und ihm lange

Entbehrung einbrachte. Den Haushalt führte ihm jetzt seine Nichte Bertha Geibel, durch kluge Vorsorge, liebevolle Anhänglichkeit und theilnehmendes Verständniß für seine Interessen gleich geeignet, ihm den täglichen Gang des Lebens zu einem behaglichen, schönen und heiteren zu machen, soweit sein körperlicher Zustand dies ermöglichte. Die Fenster seines ganz von Büchern umfaßten Arbeitszimmers gingen nach hinten, auf einen stillen, alterthümlichen Theil Lübecks hinaus, daran lag ein kleineres Eßzimmer und an dieses stoßend, sah das Wohnzimmer mit dem großen Bilde seiner verstorbenen Frau auf die schöne Hauptstraße der Stadt und den großen Kaufbergplatz mit der Jakobikirche hinunter. Es lag ein tiefer Friede droben in der Wohnung, in der er, innerlich heiterer, befriedigter als früher, vom heranrückenden Alter mit einer patriarchalischen Würde umgeben, saß. Wie der Lärm des Tages nicht zu ihm hinaufdrang, so auch der Widerstreit alltäglicher Dinge und Kläglichkeiten nicht. Er konnte sich ganz in seine Welt hineinversenken und lebte darin. Durch manche Jahre traf ich, damals auch nach Kiel heimgekehrt, ihn dort immer in gleicher Weise, und es waren immer anregungsreiche, schöngehobene Abende, die ich bei ihm oder mit ihm im Rathskeller verbrachte. Wenn er durch die alten Straßen ging, die seit Jahrhunderten im Eigentlichsten ihren Charakter kaum verändert haben, so umgaben sie sein Bild wie mit einem schön angepaßten Rahmen, man fühlte, er gehörte dorthin, die

Wurzeln seines Lebens und seiner Kraft hatten immer dort im Boden gehaftet. Und wie er stolz auf seine Heimathstadt, als auf seine altersgraue, ruhmreiche Mutter war, so war sie stolz auf ihn, als auf ihren weltberühmten, edelsten Sohn. Ein inniges, nie getrübtes Verhältniß schloß sie aneinander; eine allgemeine Anerkennung und Hochstellung ward ihm als etwas Selbstverständliches zutheil, wie es dem Lebenden selten von einer ganzen Stadt dargebracht wird. Wohl kaum jemals ist ein Dichter so gleichsam mit einem unsichtbaren und doch von allen Augen stets gesehenen Lorbeerkranze auf dem Scheitel täglich durch die volkbelebten Straßen geschritten. Er wußte es und empfand sich kräftig und freudig gehoben dadurch, aber anmaßender Hochmuth blieb ihm fremd.

Im Sommer zog er zur Kräftigung in die kleine Ostsee-Hafenstadt Travemünde oder in den kaum eine Stunde von Lübeck belegenen oldenburgischen Flecken Schwartau hinaus; weitere Reisen, mit Ausnahme einer Fahrt nach Kiel zur Consultation eines Arztes, hat er nicht mehr unternommen. In Schwartau verbrachten wir in der Mitte der 70er Jahre in zwei aufeinanderfolgenden Sommern einige Monate gemeinschaftlich, an den entgegengesetzten Polen des langgestreckten, fast ganz in Waldesgrün eingebetteten Ortes wohnend. Bis zum Nachmittag sah ich ihn nie anders als wenn ich ihn zufällig auf einem Spaziergange in den weiten Wäldern traf, doch auch dann begrüßten wir uns nur mit einigen

kurzen Worten und setzten unsere Wege allein fort; es war seine, von Schmerzen ungesellig gemachte, nach Einsamkeit trachtende Zeit. Um 5 Uhr indeß, fast mit der Präcision des Königsberger Philosophen kam er täglich zu meiner Seite des Fleckens herübergeschritten, immer in der gleichen Erscheinung, mit einem grauen Plaid über der Schulter und grauem Filzhut, auf dem regelmäßig irgend eine gefundene Raubvogelfeder steckte; er selbst hatte in den Zügen und Augen manches von einem grauen Falken. Gemeinsam machten wir dann einen weiten Gang durch Wälder, Wiesen und Haiden; ein schöner, stets einsamer Weg, den er besonders liebte, führt nach ihm den Namen „Geibelweg". Er ging dort überall an altvertrauten Stätten seiner Kindheit, wo er oft auf Schulfesten als Knabe „Räuber und Gendarm" gespielt, nun mit greisem Haar; die „Spätherbstblätter" seines Lebens rauschten über ihm an den nämlichen alten Bäumen des „Riesebusch"; es lag für den Jüngeren etwas Traumhaft-Elegisches darin, so mit ihm dort zu gehen, nach dem Laufe der Natur mußte er eines Tages vor mir scheiden. Wenn der Weg aus den dunkeln Holzungen ins Freie hervortrat, stiegen immer wieder am östlichen Horizont die sieben mächtigen Kirchthürme Lübecks vor uns in die Luft, im Abendsonnenlicht, doch unverändert wie in seiner Jugend.

Wir kannten uns jetzt seit langen Jahren, waren uns menschlich-freundschaftlich sehr nahe getreten und duzten uns. Ich hing mit immer wachsender Liebe,

Pietät und Verehrung an ihm, und unser Verhältniß ward durch manchen Gegensatz unserer Naturen und Richtungen nie gestört. Das Gespräch bewegte sich zumeist über litterarische Dinge; mit meinen Versen war er noch, wie ehemals, selten zufrieden. Auf wissenschaftlichem Gebiete nahm ihn eigentlich nur die Geschichte voll in Anspruch, mit der „Philosophie" als solcher hat er sich nie befaßt, die modernen, pessimistischen Triebe derselben waren ihm ein Gräuel, und vollständig fremd lagen ihm alle Zweige der Naturwissenschaft. Er war nicht darin erwachsen, und das Leben, seine Neigung hatten ihn nie damit in wirkliche Berührung gebracht. Seine Auffassungen auf solchen Gebieten konnten geradezu kindliche sein; er mußte die ärztliche Kunst wohl praktisch schätzen, aber wer sie ihm ernsthaft eine „Kunst" benannt hätte, würde von ihm mit dem Blick getroffen worden sein, der aus seinen Augen auf eine Blasphemie antwortete.

Damit hing auch seine metaphysische Weltanschauung zusammen. Es fiel äußerst schwer, einen wirklichen Einblick in dieselbe zu gewinnen, er sprach sich — wenigstens mir gegenüber — niemals klar darüber aus, sondern brach, wenn dieser Gegenstand einmal zur Rede kam, stets bald davon ab. Sicher ist, daß er einen transscendentalen Gottesglauben besaß, aber ebenso gewiß verleiten seine Gedichte meistens zu einem falschen Schluß auf die Art desselben. Die öfter in ihnen wiederkehrende Anrufung des „Herrn" enthielt jedenfalls

eine poetisch-rhetorische Beimischung; unbedingt war er nicht dogmatisch gläubig und gehörte innerlich keiner Confession an. Er legte im Gegentheil nicht selten den stärksten Haß gegen alle Orthodoxie an den Tag, und ich habe ihn kaum heftiger aufgebracht gesehen, als wenn er über „Pfaffenherrschsucht", das von ihr angestiftete politische Unheil und den durch sie herbeigeführten Verfall wirklicher Religiosität sprach. Doch ohne Frage trug er in vollstem Maße jenes tiefe Abhängigkeitsgefühl in sich, das den Ursprung der Religion bildet. Sein Verstand weigerte sich entschieden zuweilen gegen eine theologische Begründung derselben, allein er kam offenbar dadurch über solche Widersprüche hinweg, daß er über Manches nicht denken wollte, sondern sich mit der Ueberzeugung von einer Weltordnung begnügte. Wir führten in dieser Richtung eines Tages ein Gespräch über den Fortschritt der Menschheit, und er war mit mir einverstanden, daß ein solcher — in idealer Beziehung — äußerlich in der That nicht sichtbar sei. Doch nach einigem Bedenken fand er ihn, sehr langsam redend und seine Worte ungewöhnlich abwägend, darin, daß die vorschreitende Allgemeinbildung in immer weiterem Kreise es dem Einzelnen ermögliche, sich, unabhängig von Geburtsstand und Zunftkaste des Mittelalters, nach seiner Befähigung einem höher aufwärts tragenden Lebensberuf hinzugeben. Auf meine Einwände dagegen vertrat er diese Meinung nicht mit seiner sonstigen Energie, sondern schwieg. Unverkennbar fühlte

er sich selbst nicht sicher in seiner Aufstellung, und ein weiteres Eingehen auf leicht damit in Verbindung tretende Fragen suchte er wie immer zu vermeiden.

Mit äußerster Entschiedenheit trat er dagegen in der Politik auf, obwohl er keineswegs etwas von einem eigentlichen Fachpolitiker besaß, vielmehr die Entwickelung der Gegenwart wesentlich vom geschichtlichen Standpunkte betrachtete. Seine lebenslängliche Begeisterung für die Einigung Deutschlands, die Wiederherstellung des Reiches, seine Verehrung für den Fürsten Bismarck und den Kaiser sind allbekannt. Wenn er von dem letzteren redete, den er auch „mein Herr" benannte, lüftete er stets seine Kopfbedeckung — ein Zeichen der Hochachtung, das er auch sonst dann und wann einer vom Gespräch berührten geistig bedeutenden Persönlichkeit erwies. Seine politische Richtung war ausgesprochen monarchisch und gemäßigt conservativ. In ersterer Hinsicht gerieth er allerdings in einen Conflict mit der Anhänglichkeit an seine republicanisch regierte Vaterstadt, deren innere Selbstständigkeit aufzugeben, er sich trotz seinem Einheitsdrange nicht entschließen konnte. Das Jahr 1870/71 bildete unbedingt den freudigsten Höhepunkt seines Lebens, und mit heißer Entrüstung sah er das bald nachher wieder beginnende Nagen des Partikularismus und Ultramontanismus, der Demokratie und der Sonderinteressen an dem wundersam vollendeten Werke.

Das waren die Themata unseres Austausches auf

den regelmäßigen Nachmittagsspaziergängen in der reizvollen Umgebung Schwartau's. Bei der Rückkehr ließ er sich noch eine Weile in einer offenen Wirthschaftshalle bei unserer Wohnung meistens in einem größeren Bekanntenkreise nieder, häufig brachten meine Frau und ich den Abend bei ihm oder auch er bei uns zu. Geschah dies nicht, so begleiteten wir ihn ständig halbwegs bis nach seiner Wohnung, und das konnte Anlaß zu komischen Scenen geben. Ich erinnere mich wie gestern eines Abends, an dem wir ihn so bis auf den großen, ländlich-idyllischen, von Bäumen umrahmten Marktplatz des Ortes das Geleit gaben. Er hatte schon längere Zeit über einen ihm mißfälligen Gegenstand sehr lebhaft gesprochen und ereiferte sich in der Mitte des Platzes derartig, daß er, nach seiner Gewohnheit in heftiger Erregung, unsere Arme faßte und rüttelte, und daß die guten Schwartauer Bürger bei dem lautrollenden Ton seiner Worte erschreckt aus ihrem tiefen Sommerabendfrieden von den Thürbänken umher auffuhren, weil sie glaubten, im nächsten Augenblick könne irgend eine blutige Unthat ihren bestbeleumundeten Heimathsort in unerhörten Verruf bringen. Mit großen Schritten entfernte sich der Urheber dieser Befürchtung von uns, drehte sich dann um, kam zurück, reichte uns die Hand und sagte mit herzlicher Stimme: „Gute Nacht! Ihr kommt doch morgen?“ Die Sache war im Grunde gänzlich gleichgültig, wenigstens altabgethan gewesen und ging ihn und uns nicht an, nur sein Temperament

riß ihn fort. Am köstlichsten lieh er diesem unbewußten Aufbrausen desselben einmal selbst Ausdruck. Er hatte einen, von ihm sehr hochgeschätzten Besuch empfangen; ich ging am nächsten Tage mit ihm und fragte, wie das Zusammensein ausgefallen sei. Er schwieg erst kurz und antwortete dann: „Das ist der verrückteste liebenswürdige Mensch auf der Welt! Weißt Du" — und er faßte meinen Arm und sah mit großen, erstaunt über etwas Unverständliches nachsinnenden Augen mich an — „ich glaube, er sieht beim Debattiren über eine Sache zuweilen mehr auf die Form des Ausdrucks als auf den Inhalt." Es hieß mit ein wenig anderen Worten: Geibel hatte ihm einigemal seine Meinungen recht nachdrücklich ausgesprochen. Auch der häufig sehr lästigen Zudringlichkeit besonders von Verehrerinnen gegenüber machte er nach ihrem Fortgang seinem Herzen mit kräftigem Unmuth über die durch sie nutzlos vergeudete Zeit Luft. Doch auch darauf folgte stets schnell eine Reaction, und er eilte womöglich den Fortgegangenen noch nach, um ein vermeintlich an ihnen geübtes Unrecht wieder gut zu machen und sie auf's liebenswürdigste für einen Abend zu sich einzuladen. Seine rechte Herzensgüte duldete auch nach dieser Richtung keine Beunruhigung seines Gefühls.

Er befand sich damals in Schwartau im 60. Lebensjahre, und ein Theil seiner „Spätherbstblätter" entstand dort in jenen Sommern. Um ein Jahr später verließ ich den Norden, um nach Freiburg überzusiedeln,

und sah Geibel nur noch einmal bei einem mehrtägigen Besuche 1880 in Lübeck wieder. Man sagte, er habe sich verändert, sei älter geworden, mir erschien er jedoch völlig als der alte in anderem Sinne. In der Nacht vor meiner Abreise begleitete ich ihn aus dem Hause seines Schwiegersohnes nach seiner Wohnung und nahm vor der Thür derselben von ihm Abschied. Wir hielten uns einige Augenblicke an der Hand, dann sagte er kurz: „Leb' wohl!" und trat rasch ins Haus. Mir war's beklommen, wie ich allein durch die breite hallende Straße weiter ging; ich wußte auch, daß ich fürs Erste nicht nach Lübeck zurückkommen würde. Es bot sich in der Stunde eigentlich kein besonderer Grund zur Befürchtung, ich hatte ihn kräftiger gefunden, als ich gedacht, und wir waren oft im Leben so auseinandergegangen. Doch ich fühlte, daß auch ihn etwas Unausgesprochenes bewegt hatte. Die Stimmung der Nacht kam hinzu, ich selbst ging in meiner zweiten Jugendheimathstadt ebenfalls schon zwischen den schweigsamen Zeugen eigener ferner Vergangenheit, ihre Stimmen summten geisterhaft um mich her, das mitternächtige Glockenspiel von den hohen dunklen Doppelthürmen der Marienkirche klang seltsam wie schon vor mehr als einem Vierteljahrhundert auf mich herunter, und ich empfand auf jenem Heimweg kühl überschauert, ich würde Geibel nicht wiedersehen. Später schwand mir dieses Gefühl, verlor sich im Gang der Jahre mehr und mehr, ja so sehr, daß ich auch auf die Nach-

richten von stark vorschreitender Abnahme seiner Kräfte hin nicht an ein wirkliches Bevorstehen seines Todes glaubte. Ich lebte im Gegentheil jetzt bis zuletzt in der festen Ueberzeugung, ihn in diesem Jahre noch einmal wieder zu finden.

Nach einem Schlaganfall, der ihn bereits zwei Tage zuvor in Bewußtlosigkeit versetzt hatte, ist er in der Nacht vom 5. auf den 6. April Morgens 2½ Uhr im 70. Lebensjahre gestorben. So viel ich weiß, ist seine Nichte Bertha die einzige, die aus seiner näheren Verwandtschaft den Namen Geibel noch forterhält.

Die Welt ist nun um einen großen, edlen und guten Menschen ärmer geworden. Um einen edlen Menschen — das hat dieses Gedenkblatt aussprechen gewollt. Er stand fast wie ein Fremdling in unserer Zeit, mit der Stirn in eine reinere Luft ragend, unter der auch ihm „das Gemeine zu wesenlosem Scheine versank." Alles Kleine, Rechnende, Klügelnde, Alltägliche fiel von ihm ab, wie von keinem Anderen, den ich gekannt; wo er ging, waren hohe, schöne, leuchtende Gedanken, es lag Erhabenes in ihm. Keiner wird im Stande sein, sich einer kleinlichen Aeußerung aus seinem Munde zu erinnern. Er war ein tief überzeugter Priester aller Götter der Schönheit, und die hohe Mitgift ihm gefallen, nur das Schöne für wahr zu halten.

Und so war sein Leben trotz langer körperlicher Marter und bitterem Leid früh entrissenen Liebesglückes im Ganzen doch auch ein schönes, solchen Glanz hinter-

lassend, daß seine Hülle, nach einem Worte Goethes bei der Betrachtung eines antiken Sarkophages, den Tod überwältigt und „die Asche da drinnen im stillen Bezirke noch sich des Lebens zu freuen scheint“. Und schön ebenfalls ist er ins Grab gebettet; es war und ist, wie eines seiner Lieder einst gesprochen:

„Und über die Giebel und Wälle
Und über den Fluß dahin
Wogt festlich das Geläute
Der Glocken von Sanct Marien.

Da schmilzt in Friedensschauern
Was stürmisch mich bewegt,
Wie einst, wenn mir die Mutter
Die Hand auf's Haupt gelegt.“

Die Muttererde seiner Heimath hat sich ihm zum letzten Schlaf aufs Haupt gelegt. Ruhe sanft, Emanuel! Während du schläfst, wacht dein Gedächtniß. Das Leben ist nur „der Aufenthalt eines Gastes — sed sunt aliquid Manes.“

Emanuel Geibel in München.

Von
Julius Große
Weimar.

Im Herbst 1852 wurde Emanuel Geibel, dem die „Gedichte“ und „Juniuslieder“ bereits den Kranz des jungen Ruhms um die Schläfen geschlungen, nach München berufen. Man setzte große Hoffnungen auf diese neue Aera; war es in Deutschland doch unvergessen, welche unverwelkliche Blüthezeit Carl August für die deutsche Litteratur geschaffen, indem er aus eigener Initiative die damaligen Koryphäen des Parnasses um sich vereinigte. Und so versprach man sich von dem Münchener Kreis, der bald durch weitere Berufung von Gelehrten und Dichtern ergänzt wurde, denen sich rasch eine Reihe jüngerer Kräfte anschloß, gleichfalls einen neuen Umschwung, eine neue Glanzperiode.

Wie sich diese Hoffnungen verwirklicht, welchen reichen Erfolg sie trotz aller Gegenströmung gehabt,

müßte einer umfassenderen Darstellung vorbehalten bleiben. Die kurze Dauer jener Blüthezeit, die mit dem Tode des König Max II. wie mit den politischen Wandlungen der sechziger Jahre ihr Ende erreichte, läßt die Wirkungen heute zwar zersplittert und unterbrochen erscheinen, gleichwohl ist ihre Frucht unverloren.

Geibel war damals schon leidend und konnte das Münchener Klima alljährlich nur einige Monate ertragen. Aber was er auch in diesen kurzen Intervallen als Führer und Musaget, als Freund und Berather durch persönliche Anregung wirkte, ist bisher noch niemals recht gewürdigt, zuweilen auch völlig verkannt worden. Als Dichter entfaltete sich der Sänger der Frauen jetzt mit jedem neuen Band seiner Sammlungen immer mehr als ein Mann, der auf den Höhen seiner Zeit und getragen von einer idealen Weltanschauung alle Vorgänge des Menschenlebens sub specie aeterni erfaßte und im vollen Melodienstrom seiner Empfindung spiegelte. Seine Gedichte brachten damals nur ausnahmsweise Persönliches — in den meisten (sei es in historischen Gestalten, Stimmungsbildern oder Epigrammen und Romanzen) trat immer mehr der Weltweise hervor, der mit Aufgabe des Individuellen nur die Saiten berührt, die in allen gemeinsam tönen. In dieser Beziehung ist eine Verwandtschaft mit Goethe nicht zu verkennen. Ein damaliges Aperçu sagte von Geibel, „wo er geschritten, sieht man nicht den Abdruck eines Fußes, sondern die breite Räderspur eines

Wagens, aber auf diesem saßen alle Grazien und Musen" — diese Abwendung vom Individuellen und den Interessen des Tages mag ihm und dem Münchener Dichterbund den Namen des Akademischen eingetragen haben, und doch ist nichts unrichtiger als dies Schlagwort. Geibel verwarf nur die sogenannte Tendenzpoesie als unnütz und vergiftend für den reinen Kultus des Schönen an sich. Das reale Leben bot ihm außerdem wenig Befriedigung, und es ist ein tragischer Zug seines Geschicks, daß er als Sänger der Liebe — eine kurze glückliche Ehe abgerechnet — in Wirklichkeit vielmehr das Leben eines Asketen, eines Priesters geführt hat, dem die Realität und Poesie des Menschendaseins nur durch Phantasie und Empfindung, nicht durch wirklich Erlebtes vermittelt war. Was Goethe von seinem Dioskuren sang:

„Und hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt — das Gemeine"

galt auch von Geibel im tiefsten und weitesten Sinne des Worts — bis zu dem Grade, daß er sich scherzweise wohl einmal rühmen konnte, er habe noch nie eine Zeile Prosa geschrieben.

Geibel ist nachmals auch als Dramatiker aufgetreten. Sein König Roderich erregte Erwartungen, seine Brunhild fand in ihrer krystallklaren und marmorglatten Sprache und musterhaften Einfachheit des Aufbaues auf vielen Bühnen Eingang. Die „Sophonisbe" errang sogar den Schillerpreis, und außer einem Lustspiel

„Meister Andrea“ hat er uns noch zuletzt mit einem anmuthigen Sprichwort: „Echtes Gold wird klar im Feuer“ beschenkt. Daß aber das Drama nicht sein Feld, darüber hat sich Geibel nie ein Geheimniß gemacht. Trotzdem waren seine Untersuchungen und Erörterungen über das „Problem“ des Dramas, die er mit Vorliebe im Freundeskreise anstellte, immer im höchsten Grade belehrend, anspornend und fruchtbar fördernd. Ueberhaupt diese persönlichen Anregungen; ich schlage ihre Wirkungen mindestens für ebenso folgenreich an, als alles was er hat drucken lassen. Dies darf nicht mißverstanden werden. Geibels ganze Persönlichkeit war gleichsam von hierophantischer Weihe umgeben. Er war ein Mann von „großem Zuschnitt“ der psychischen Konstitution. Weil ihm die Kunst in der Aufgabe, das Ideale zu verkörpern, ein Priesteramt war, so wirkte er demgemäß auch da, wo er nicht „ex cathedra“ sprach, erhebend, befreiend, klärend, jedes Erstrebte wie zu Erstrebende nach den höchsten Zielen messend, gegen die Misère des Lebens aber abhärtend und abstumpfend, eben weil ihm bunte Realität der Wirklichkeit mit ihren kleinlichen Forderungen und Störungen als werthlos, flach und nicht der Beachtung werth galt.

Wie unvergeßlich sind die zahlreichen Abende, die der jüngere Kreis mit ihm und den anderen berufenen Meistern verleben durfte. Mochte er dann selbst seine neuesten Lieder, Balladen oder dramatischen Scenen

mit markig melodiſcher Stimme leſen oder andere Darbietungen wohlwollend würdigen, immer fühlten ſich die Anweſenden im Bann jenes geheimnißvollen Zaubers, der nur von bedeutenden Menſchen ausſtrahlt. Und wenn die Zucht ſtrenger Formſchönheit, Wohllaut des Ausdrucks, durchſichtige Klarheit und reine ungebrochene Charakterzeichnung, weiter die Verbannung alles Phraſenhaften und Tendenziöſen gleichſam das Schiboleth der Münchener Schule geworden, ſo hat ſie dies niemand anderem zu verdanken als Emanuel Geibel. An ſolchen Abenden entfaltete er dann auch die ſchalkhafte Anmuth ſeiner Laune in glänzendſter Fülle. Er war im Stande, ununterbrochen in den witzigſten Räthſeln, Denkſprüchen und geiſtſprühenden Sonnetten zu improviſiren; wie oft iſt es beklagt worden, daß von dieſen Gedankenblitzen ſeines Genies nie etwas aufgeſchrieben worden, nie etwas aufgeſchrieben werden durfte, denn ſeine vornehme Beſcheidenheit pflegte dieſe Spiele des Augenblicks zu unterſchätzen.

Und ſeine Perſönlichkeit ſelbſt — in den Vorſtellungen des deutſchen Volks erfreut ſich die Charakterfigur des Lyrikers quand même eigentlich keiner beſonderen Gunſt. Man denkt ſich ihn als Träumer, Pedant und Mondſcheinhelden. Geibels Perſönlichkeit dagegen bot in allem den ſtrikteſten Gegenſatz. Er war ein Kavalier von eleganten Umgangsformen und ſelbſtbewußteſter Sicherheit, von herzgewinnendſter Unwiderſtehlichkeit, wenn er wollte, wie von männlichem

Freimuth, der auch Derbheit und Schroffheit nicht ausschloß — wenn es Noth that, Blitze schleudernd aus dem Donnergewölk wie „Jupiter tonans“, welcher Spitzname ihm auch unter den Vertrautesten verblieben ist. Und dann seine unerschöpfliche Herzensgüte. Wie vielen hat er auf den rechten Weg geholfen, sie aus dem Dunkel an das Licht gezogen, ihren Pfad geebnet auf Jahre hinaus — wie segensreich wußte sein Einfluß, wie sein leuchtendes Vorbild den ganzen Stand der Schriftsteller und Poeten im Auge der Mitwelt zu heben.

All dies, bisher wenig gewürdigte, Wirken und Walten Geibels in München wird unvergessen bleiben, auch wenn es nur eine bemessene Anzahl von Jahren umfaßt. Die Veranlassung seines Scheidens ist bekannt genug. Er begrüßte den König von Preußen, als er im Herbst 1868 zum erstenmal nach Lübeck kam, in einer schwungvollen Ode. Die nächste Folge war maßloser Lärm in den süddeutschen ultramontanen Blättern, die zweite der Verlust seiner dortigen Stellung.

So erklärlich die äußeren Vorgänge, so unerklärlich werden vorläufig noch die inneren Triebfedern bleiben. Denn zur selben Zeit, als Geibel entlassen wurde, bestanden bereits die geheimen Verträge zu Trutz und Schutz zwischen Preußen und Bayern. Welcher innere Widerspruch also, daß man den Verherrlicher des hohen Verbündeten fallen ließ, blos weil

die ultramontane Presse, die damals von jenen Verträgen noch nichts wußte, dies Opfer forderte. — Der König von Preußen entschädigte zwar sofort den Gebannten auf das Glänzendste, aber der Verlust, den München erlitten, ist nie ersetzt worden.

Eine Erinnerung an Emanuel Geibel.

Von
Claus Groth.
Kiel.

Vor einer Reihe von Jahren wurde in Lübeck ein Schiff vom Stapel gelassen, das den Namen: „Emanuel Geibel" trug. Ein Lübecker Kaufmann, der dabei gegenwärtig war, äußerte sein Mißfallen über solchen Gebrauch eines Dichternamens, indem er äußerte: Er ist nichts, er hat nichts, er kann nichts. Mein Gewährsmann für diese Aeußerung ist Prof. Georg Curtius, Bruder von Ernst Curtius, dem Freunde Geibels, mit welchem zusammen er Griechenland hat kennen lernen.

Der Mann hatte Recht von seinem Standpunkt aus und Geibel hat dafür gesorgt, daß er Recht behielt bis zu seinem Tode. Denn unser Heimgegangener war nichts — als ein Poet, Idealist in einem Sinne, wie sie kaum mehr angetroffen werden. Wir freilich sagen, leider in der Vergangenheit: Er war ein großer Dichter, er hatte ein edles Herz und er konnte Tausende

rühren und erheben, ohne an irdischen Lohn zu denken, und hier sagen wir: kann es noch.

Geibels Vaterstadt hat ihn übrigens immer in hohen Ehren gehalten, seine näheren Freunde ihm mit Liebe und Treue angehangen und ihm seine Zurückgezogenheit angenehm und seine Kränklichkeit erträglicher gemacht. Wenn er mitunter Abends im Rathskeller in ihrem Kreise erschien, so war es für sie immer eine besondere Freude und er blieb wohl mehrmal über Bürgerbettzeit in der behaglichen Gesellschaft bei einem Glase. Der Abend war nämlich seine beste Zeit, am Tage litt er oft stundenlang Schmerzen. Mir sagte er gleich bei der ersten Begegnung, Abends bei seinem Schwager Dr. Reuter: „Am Tage bin ich gar nichts werth, lieber Freund", und wir saßen dann allerdings bis spät in die Nacht beim Punsch, indem Geibel bemerkte: „Büßen muß ich morgen doch, laß uns jetzt also das Gute noch mitnehmen." Der Verkehr mit ihm hatte etwas sehr Eigenthümliches. Sein Gespräch war immer bedeutend, Stimme, Aussprache und Betonung sehr ausdrücklich, oft pathetisch. Man durfte an Klopstock denken, der nach Goethe's und Anderer Beschreibung die Würde des deutschen Dichters zuerst auch in seiner äußeren Erscheinung ausprägte. Doch fehlte Geibel der priesterliche Anstrich.

Bei dieser unserer ersten Zusammenkunft redete ein zweiter Verwandter uns in wohlgesetzten Reimen neckend darauf hin an, daß wir nur in gemeiner Prosa

sprächen und forderte uns auf, auch Verse hören zu lassen. Da sprach Geibel sogleich und fast ohne Stimme und Sprechweise zu ändern oder zu erheben, in schönen Vierzeilen los, die man alle hätte niederschreiben und drucken lassen können.

Pathetisch wurde er auch in Mienen und Geberden, wenn er auf Richtungen in der Poesie und Litteratur, die im großen Publikum en vogue, ihm aber zuwider waren, die Rede kam. Er hatte das schärfste Feingefühl für wirkliche Schönheit in seiner Kunst und eine eben so starke Abneigung gegen alle Scheinpoesie, unproduktive Nachahmerei und gewandte Mittelmäßigkeit. Ich könnte mehrere weltbekannte Namen anführen, bei deren Nennung er sogleich in hellen Zorn gerieth. Als er hier vor drei Jahren ärztliche Hülfe suchte und eine Zeitlang in einem Privatkrankenhause wohnte, pflegte ich ihn Abends zu besuchen und wir geriethen dann sogleich in ein lebhaftes Gespräch. Da passirte es denn fast täglich, daß Emanuel über irgend eine Berühmtheit des Tages, Dichter oder Dichtwerk, in Zorn gerieth und mit geballter Faust auf den Tisch schlug. „Onkel, Onkel", rief dann seine Nichte besänftigend, „Du weißt ja, unten liegt ein Kranker."

Bei der Abfahrt von hier auf dem Bahnhofe unterhielten wir uns noch in den letzten Augenblicken über Friedrich Hebbel. Er hatte, wie ich, dies und das einzuwenden, dann aber hob er seinen Cylinderhut feierlich in die Höhe und sagte mit lauter Stimme, die im

Warteſaal wiederklang: „Ja, vor dem Dramatiker nehme ich den Hut ab!“ So etwas geſchah ohne Oſtentation, ganz naiver Weiſe.

Vor Jahren beſuchte ich ihn mit Frau und Kindern auf ſeinem Sommeraufenthalt in Schwartau, meine Frau kannte ihn perſönlich ſchon länger als ich. Am Abend ſchlenderte er mit uns durch den Ort, wo beim ſchönen Wetter die Leute vor den Thüren ſaßen, bis zur Eiſenbahnſtation, da wir abreiſen wollten. Plötzlich fing er mit erhobener Stimme an, mein eigenes Lob zu ſingen, namentlich über meinen Heiſterkrog in ſehr ſtarken Ausdrücken ſich zu ergehen. Ich darf das ja mittheilen, da es unſeren herrlichen Heimgegangenen auf's Beſte charakteriſirt, denn ſein Urtheil, durch das er mir damals den großen Goethepreis erworben hat, iſt gedruckt und öffentlich bekannt geworden. Ich aber war ſo erſtaunt, ja freudig ergriffen, daß ich ihm ins Wort fiel und ſagte: Emanuel, bedenke, was Du ſagſt, jedes Deiner Worte hebt mich einen Zoll hier über das Steinpflaſter, Du mußt das verantworten, damit ich nicht wieder herunterfalle. Da rief er meine drei Söhne herbei und ſagte: Hört zu, Jungens, Ihr könnt es behalten. Und dann redete er noch lauter, indem er ſeine Worte wiederholte und die Aufmerkſamkeit der guten Schwartauer nebſt ihren Badegäſten nicht wenig erregte. Wie ſollt ich ſein nicht mit Liebe gedenken und ſeinen Verluſt mehr noch als viele Andere beklagen und gern erzählen, wie Liebe und Achtung zwiſchen

uns gegenseitig war. Ueber seinen nichts Ungewöhnliches, nichts Romantisches bietenden Lebenslauf hat ja doch schon jede Zeitung berichtet, und zur Charakteristik des Dichters und Mannes etwas zu sagen, dessen Werke, der Spiegel seines Wesens, in vieler Tausende Hände sind, wären nicht am Platz und überflüssig. Nur ein liebendes Wort zu seinem Angedenken wollte hier ein Freund des Hingeschiedenen aussprechen, nachdem das Grab sich über ihn geschlossen hat.

Emanuel Geibel.

Von

Paul Lindau.

Berlin.

Und wieder treibt es in den Tannen,
Und wieder lockt's vom blauen Zelt,
Ein Flügeldehnen, Segelspannen
Geht ungeduldig durch die Welt,

— im Frühling, in der Nacht zum Palmsonntag ist der Sänger dieses Grußes an den Lenz, ist Emanuel Geibel in seiner Vaterstadt Lübeck nach langen, schweren Leiden gestorben. Mit ihm steigt auch der lyrische Dichter des vorigen Geschlechts, das von den Classikern auf unsere Zeit hinüberführt, in die Gruft. Denn wenn seine Heroldrufe auch volltönig und schmetternd unsere Gegenwart durchklungen haben, so wurde Geibel doch immer zu jener Gruppe von Dichtern gerechnet, mit denen er, wie mit Freiligrath, Herwegh und

Anastasius Grün, seine ersten Lieder in die Welt gesungen hat. . . .

Der Ernst, der sein dichterisches Wesen erfüllt, zeigt sich auch in seinem ganzen dichterischen Schaffen, in seiner Arbeit. Unsere Litteratur hat keine in der Form vollendetern Dichtungen, als die Emanuel Geibels. Seine Sprache hat die Reinheit der Glocke und die Klarheit des Krystalls. Bereitwillig fügt sich der Reim seinem Gebote, und seine Verse fließen in melodischem Falle und wundervollem Rythmus dahin. Nicht nur die moderne, sondern auch die antike Form meistert er in bewunderungswürdiger Weise. Er will, wie er es in seiner Ode an Jakob Burkhardt ausspricht, daß die Form der Alten unsern Dichtungen erhalten bleibe, der Pfad, den Klopstock gebahnt und tönenden Schrittes Platen gewandelt, solle nicht zuwachsen, wenn auch die beglückte Liebe den Reim wählt und die Tonkunst sich dessen freut. „Der inhaltschwere Gedanke wiegt sich gern auf der langausrollenden, tongeschwellten Woge des Rythmus.“ Während man bei unsern Dichtern und auch bei den größten unter ihnen oft eine bedauerliche Vernachlässigung in der Form, eine Vergewaltigung unserer schönen Muttersprache rügen darf, läßt sich gegen Geibel vielleicht gerade der umgekehrte Vorwurf einer allzupeinlichen Sorge um die Formvollendung erheben. Seinen wohllautenden, völlig abgerundeten Gesängen ist keine Härte im Klang zu eigen, keine Sprödigkeit im Ausdrucke, keine

Halbfertigkeit. Mit übertriebener Sauberkeit hat die Feile jede Unebenheit beseitigt; alles ausgeglichen, abgeschliffen; für die künstlerische Schönheit des Mißklanges, der Herbheit, der skizzenhaften Rauhheit scheint ihm der rechte Sinn zu fehlen. Wohl theilnahmslos, wenn nicht gar mit einem Gefühle des Unbehagens würde er dem Bronze-Rohguß gegenüberstehen. Er ruht und rastet nicht eher, als bis sich seine Arbeit in jeder Einzelheit harmonisch gerundet und geglättet hat. Es läßt sich nicht leugnen, daß dadurch die geniale Unmittelbarkeit zu Schaden kommt, daß sein Ausdruck, der immer wohlerwogen und wohlgestaltet, an freier Urwüchsigkeit und ursprünglich kräftiger Echtheit mitunter Einbuße zu erleiden hat, daß man bei seinen süßklingenden Liedern wie weiland Tannhäuser den Wunsch nach Bitternissen nicht immer unterdrücken kann. Er selbst hat das wohlempfunden und ausgesprochen und so schön gesagt wie man es nur sagen kann:

„... Den Ausdruck allzu bedenklich
Erwägend, verpfusch ich ihn leicht zu farblos steifer Correctheit,
Statt in behaglichem Fluß frischweg von der Leber zu plaudern,
Ganz wie der Schnabel mir wuchs."

Geibels meisterliche Beherrschung unserer Sprache macht es erklärlich, daß er unter den Uebersetzungskünstlern unseres Vaterlandes eine erste Stelle einnimmt. Seine Nachdichtungen aus dem Italienischen, Spanischen und Französischen in Gemeinschaft mit Paul Heyse,

Friedrich von Schack und Leuthold, seine Uebertragungen aus den alten Sprachen, die er im „Classischen Liederbuch" zusammengestellt hat, sind unübertroffen, ja, unerreicht. Ein Schmerz seines Lebens ist es gewesen, daß er, dessen lyrische Gedichte einen noch nicht dagewesenen Erfolg errungen hatten, als Dramatiker die rechte Anerkennung nicht hat finden können. „Meister Andrea" ist längst vergessen, „Sophonisbe" zu den Todten gelegt und „Brunhild", die Johannes Scherr den besten Gaben der tragischen Muse des 19. Jahrhunderts beigesellt, steigt nur selten an irgend einem strebsamen Hoftheater, das eine neue tragische Schauspielerin prüfen will, aus der Versenkung auf, um alsbald wieder zu verschwinden. In bittern Worten klagte mir Geibel, daß ihm in seiner Abgeschiedenheit und Vereinsamung jede Anregung zur dramatischen Dichtung fehle, und er hat dieser Klage auch später in einem seiner Sprüche dichterischen Ausdruck gegeben:

Ein herzlich Lied gedeiht wohl still
In Busch und Waldesgrüne,
Doch wer Tragödien dichten will,
Braucht Weltverkehr und Bühne.

„Brunhild" hätte in der That ein besseres Schicksal verdient. Das Drama enthält großartige Schönheiten. Freilich ist eins der Hauptmotive, die Ueberwältigung Brunhildes durch Siegfried zu Gunthers Frommen, nicht ganz unbedenklich; es ist sogar recht bedenklich. Was sich vom Standpunkt unseres Theaterwesens und

auch von unserm modernen Empfinden dawider sagen läßt, hat Rudolf Gottschall so erschöpfend und gut wie möglich gesagt. Er meint, daß ein Weib, das sich einem Manne vermählt hat, sich ihm aber vermöge ihrer athletischen Körperkraft entzieht, daß ein Mann, der dieses Weibes vergebens Herr zu werden sucht, seine Ohnmacht dem Freunde bekennt und diesen um Beistand bittet, daß endlich dieser Freund, der die Zähmung der Widerspenstigen übernimmt, mit ihr ringt, sie bewältigt, sie auch unter das rechtmäßige Joch der Ehe bringt, indem er, treu seiner eigenen Gattin, zurücktritt — daß diese Gestalten der Heldensage nicht unter den Bürgern des 19. Jahrhunderts umherwandeln dürfen, ohne Gefahr zu laufen, ihren Ernst einzubüßen und zu einem Witze herauszufordern. Und in demselben Sinne wie Gottschall äußerten sich auch die meisten Berliner Kritiker, als das Stück im Juni 1872 mit Clara Ziegler gegeben wurde. An diese Aufführung knüpfen einige Briefe von Geibel an, die vielleicht in weitern Kreisen Theilnahme zu erregen geeignet sind. Aus Lübeck vom 13. Juni 1872 schrieb er mir:

„Besten Dank, verehrter Freund, für Brief und Sendung. Meine kurze Anfrage werden Sie der begreiflichen Neugier verziehen haben. Die Kritiken habe ich mit Interesse gelesen; sie enthalten freilich manches recht Oberflächliche und Unverständige, auf den Hauptvorwurf aber, in dem sie fast alle übereinstimmen, daß

nämlich das Brautnachtsmotiv der modernen Empfindungsweise nicht entspreche, weiß ich eben nicht viel zu erwidern, und wenn sie sonst nur die dichterische und dramatische Schöpfungskraft, die sich in dem Stücke offenbart, anerkennen, so will ich gern mit ihnen zufrieden sein. Ich saß, als ich die Brunhild schrieb, so tief in mittelalterlichen Studien, daß es mir dazumal keine so arge Zumuthung an den Leser oder Zuschauer schien, auch jenen bedenklichen Punkt als einmal zur Sache gehörig ruhig mit hineinzunehmen. Freilich hätte ich diesen Anstoß — und ich habe beim Entwerfen einmal ein paar Tage lang ernsthaft daran gedacht — völlig vermeiden können, indem ich von vornherein den ganzen Conflict auf die eine erste Täuschung beim Wettkampfe baute; allein das Stück würde dadurch an tragischer Höhe und absoluter innerer Nothwendigkeit verloren haben, was es an Zugänglichkeit für unser Gefühl gewann, und dieselben Leute, die jetzt am lautesten die unerträgliche Fremdartigkeit des Vorgangs verurtheilen, würden dann ebenso laut über Abschwächung und Verwässerung der überlieferten, jedermann bekannten großen Motive geklagt haben. Zudem reizte mich offen gestanden das Wagestück, und wenn meine Muse sich auch dabei ein wenig das Bein verstaucht hat — ich kann den kecken Sprung noch immer nicht bereuen. Freundschaftlich treulichst der Ihre.

Emanuel Geibel."

Acht Tage darauf schrieb mir Geibel, dem in-

zwischen meine Besprechung des Dramas zugegangen war, die in manchen wesentlichen Punkten mit den andern nicht übereinstimmte, aus Travemünde vom 19. Juni das Folgende:

„Verehrter Freund! Nachdem ich gestern von Lübeck hieher übergesiedelt bin, um für einige Zeit Seeluft und Stille zu genießen, darf ich nicht länger säumen, Ihnen für Ihre Besprechung der „Brunhild" herzlich zu danken, die endlich einmal das wirkliche Hauptverdienst des Stückes als Hauptsache behandelt, nämlich die dramatische Entwicklung der ganzen Handlung aus einem einzigen starken Leidenschaftsmotive. Seltsam, daß unsere meisten Theaterkritiker von dem, worauf es beim Drama eigentlich ankommt, so blutwenig verstehen, ja, daß selbst hochbegabte Poeten darüber völlig im Unklaren sind. Wie oft habe ich mich zum Beispiel vergeblich bemüht, einem mir befreundeten Dramatiker auseinander zu setzen, daß nicht das bloße Ereigniß, der äußerliche Vorgang, die unvorbereitet hervorspringende That dramatisch wirkt, sondern nur das sichtbar werdende, innerliche Reifen der zuletzt zur That führenden Entschlüsse. Er begreift mich eben nicht und fährt fort, Geschichte zu dialogisiren, allerdings oft mit so glücklicher Charakteristik und mit so eigenthümlich frischer, volksthümlich angehauchter Diction, daß man trotz des Mangels fast aller zusammenhängenden Fortbewegung seine Stücke dennoch gern liest. Was ich über die Darstellung der „Brunhilde" höre, klingt untröstlich

genug, und es ist gewiß besser, daß ich nicht dabei gewesen bin; denn obwohl sonst dankbarer Zuhörer, bin ich doch bei Aufführung eigener Sachen nur allzu geneigt, blos das Druckfehlerverzeichniß zu hören. Mein Kopf ist leider noch immer recht angegriffen. Möchte meine alte Freundin, die See, mir endlich frischere Tage bringen. Mit besten Grüßen treulichst der Ihre.

Emanuel Geibel."

Schon in diesem Briefe und in fast allen Briefen der frühern Jahre klagt Geibel über seine Gesundheit, dieselbe Klage kehrt in allen spätern wieder. Auch in dem letzten wehmüthigen Schreiben, das er an mich gerichtet hat. Geibel litt an einer unheilbaren Krankheit, die ihm täglich entsetzliche Schmerzen bereitete. Diese Schmerzen stellten sich gewöhnlich im Laufe der Nacht ein, steigerten sich bis zum Morgen und wurden so furchtbar, daß er darüber die Besinnung fast verlor; wenn sie endlich aufhörten, war der Dichter so erschöpft, daß er mehrere Stunden brauchte, um einigermaßen wieder zu Kräften zu kommen. Seine unglaublich widerstandsfähige und im übrigen so kräftige Natur gewährte ihm dann gewöhnlich einige schmerzfreie Stunden am Abend, und dann war er so heiter, so aufgeräumt, so frisch, daß man kaum fassen konnte, wie dem unglücklichen Manne nur eine kurze Pause beschieden war, die, wie er wußte, bald zu Ende gehen und neuen Qualen weichen würde. Es war unbegreiflich, daß er sich da diese physische Kraft und seelische Stärke bewahren

konnte. Als ich ihn im Juli 1878 besuchte und einen mir unvergeßlich gebliebenen Abend mit ihm verbrachte, überraschte mich alles. Ich hatte mir von Geibel nach seinen dichterischen Werken, nach der wunderbar saubern, gezirkelten Schönheit seiner Handschrift und nach den mir bekannten Bildern eine ganz andere Vorstellung gemacht, die namentlich durch den stilisirten Charakterkopf von Kaulbach völlig verwirrt war. Er sah viel weniger lyrisch aus, als ihn seine Bilder darstellten. Ein energischer, scharfer, kluger, polemischer Kopf mit trotzigem Bart, ein Mann, der mir gleichzeitig heftig und dabei patriarchalisch gemüthlich erschien, trat mir entgegen. Er sprach mit ungewohntem Freimuth von allen Persönlichkeiten und Verhältnissen, die wir berührten, oft mit einer schneidigen Rücksichtslosigkeit, die das Leben in der Großstadt nur zu sehr abschwächt. Er war in der rosigsten Laune, und bis tief in die Nacht blieben wir beim Glase Wein sitzen in seinem behaglichen Poetenstübchen, von dem aus sein Blick einen Theil der schönen alten Stadt und ihrer lieblichen Umgebung beherrschte. Er war so vergnügt und frisch wie möglich, und ich dachte mehr an den lustigen Musikanten, der am Nil spazierte, als an den Mann, der das schwermüthige Wort gesagt:

Es klingt das Wort so traurig gar,
Fahr' wohl, fahr' wohl auf immerdar!

als ich ihm die Hand zum Abschiede reichte. Er lachte

unbefangen, und er wußte doch ganz genau, daß sich die teuflischen Schmerzen in wenigen Stunden mit der Pünktlichkeit unbarmherziger Wucherer einstellen und ihn jählings aus dem erquickenden Schlafe aufrütteln würden. Seit der Verheirathung seiner einzigen und geliebten Tochter mit einem angesehenen Arzte in Lübeck war seine Nichte, die liebenswürdige Bertha Geibel, seine treue Begleiterin und unermüdliche Pflegerin. Jahrelang hat er dieses qualvolle Dasein mit einer Standhaftigkeit ertragen, die zur Bewunderung herausfordert, und durch die Schöpfungen seines regen und edlen Geistes seine körperlichen Schmerzen zu lindern gesucht. Allmählich aber wurde sein Zustand immer unerträglicher und raubte ihm in grausamer Weise auch noch seinen letzten Trost, seine liebste Freude: die Freude an der Arbeit. Von seinen schweren Leiden hat ihn der Tod nun befreit. Emanuel Geibel hat ihn erwartet seit langen Jahren und ihm unverzagt ins Auge geschaut.

Im Spätherbstlaube steht mein Leben,
Zu Ende ging das frohe Spiel.
Die Sonn' erblaßt, die Nebel weben,
Und bald, ich fühl's, bin ich am Ziel.

Er hat gewußt, daß sein Leben kein vergebliches gewesen ist und daß seine Werke nicht mit ihm untergehen. Was er auch erduldet, die Freude hat ihm nicht geraubt werden können, an seinem Lebensabend

noch die sehnlichsten Wünsche seiner schwärmerischen Jugend verwirklicht zu sehen. Mit dankbarem Frohgefühle ist er von uns geschieden —

Ueber dem Grab aufsteigender Aar, zu welchem der Götter
Dort im Sternengefild strebst du geflügelt empor?

(Auszug aus der „Köln. Ztg.")

Ein Gedenkblatt.

Von
Max Kalbeck.
Wien.

Wie still es um mich ist! Beinahe so still, wie in meiner Seele, die des schmerzlich entbehrten Friedens endlich sich erfreuen darf. Das Haus, in dem ich wohne, hat längst sich zur Ruhe begeben, auch in der Nachbarschaft brennt kein Licht mehr, und wenn ich ans Fenster trete, dringt kaum das Geräusch eines vorüberrollenden Wagens zu mir her oder der Schritt eines späten Wanderers, der sich in der Weite verliert. Vom dunkelblauen Himmel leuchtet der Mond, ein lauer Wind spielt mit dem zarten Laube frischbegrünter Bäume, sie schütteln die ernsten Häupter, wie unwillig, daß sie im Schlafe gestört werden, und nicken gleich wieder ein. Das ist die rechte Feierstunde, um den Geist eines Dichters zu empfangen, zu dem ich Zeit meines Lebens

aufgeblickt habe, wie zu dem hellen freundlichen Stern dort oben: Der Stern geht nicht unter, auch wenn die Nebel ihn verhüllen oder die Sonne des nüchternen Werkeltages ihn auszulöschen droht; er hat seinen festen Platz am Firmament und wartet hinter der Wolkenwand, bis die trüben Dünste sich zertheilen, um schöner und glänzender wieder vorzuschimmern. Die Leute sagen, Emanuel Geibel sei gestorben; ich kann es kaum glauben, denn ich sehe meinen Stern. Aber ich höre auch, wie aus himmlischer Ferne die weichen Klänge eines Mendelssohn'schen Liedes, und die wohlbekannte, frühverhallte, unvergeßliche Stimme, von welcher ich die schlichte Weise zuerst vernommen, will mir die schlimme Nachricht bestätigen: „Es klingt das Wort so traurig gar: Fahr wohl, fahr wohl auf immerdar!" Und ich gehe zum Bücherspinde und hole einen abgegriffenen grünen Band herunter, ein Erbstück, das zu meinen liebsten Besitzthümern zählt. Vor vierzig Jahren ist das Buch — Geibel's erste Gedichte — neu gewesen, und die Augen, die damals hineinschauten, waren jung und klar; sie lasen mit froher Begier von all' der wehmuthsvollen Seligkeit, die darin enthalten, und wurden des Lesens nimmer müde, wenn auch manchmal eine Thräne ihren Blick verdunkelte. Die lieben treuen Augen! Auch sie haben sich für immer geschlossen und wachen nicht mehr über das Leben Derer, auf denen sie einst mit mütterlicher Fürsorge geruht. Ein Schmerz weckt den andern auf. Der Dichter weiß es nicht, wie

das Los unzähliger Personen mit seinem Wesen sich verflicht, er kennt die Herzen nicht, welche an seinen Lippen hängen, und hat keine Ahnung davon, daß er selbst mit der bestimmenden Hand eines Gottes in fremde Menschengeschicke eingreift. Oder erfährt er es doch? Aus einer sorgfältig aufbewahrten Mappe mit Manuscripten ziehe ich ein theures Blatt hervor mit dem Datum: Lübeck, den 25. November 1871.

„Wer von so schwerem Schlage getroffen ist, wie Sie, lieber Kalbeck, dem erscheint leicht jeder noch so treu gemeinte Trostversuch als bedeutungslose Phrase; und so will ich Ihnen denn heute nur sagen, wie tief es mich bewegt hat, von Ihnen zugleich mit Ihren freundlich heiteren Blumengrüßen die erschütternde Trauerbotschaft zu empfangen. Die Feuerprobe, die sie zu bestehen haben, ist hart, und es wäre unmenschlich oder übermenschlich, wenn Sie nicht klagten. Aber nur nicht verzagen! Fassen Sie alles Hohe, Edle und Göttliche, was Sie in Ihrer Brust tragen, mit verdoppelter Kraft in sich zusammen und Sie werden auch dies überwinden; Sie werden es erfahren, daß das äußerlich Verlorene in treuem liebevollen Gedanken doch uns ein köstliches unentreißbares Eigenthum bleibt und uns zum Talisman wird für die weiteren Kämpfe des Lebens. Sie haben noch viel zu schaffen, und die Welt, die Ihnen heute wie in dichtem Nebel verhüllt liegt, wird Ihnen doch wieder blühen, wenn sie auch dem schwergeprüften Manne ein anderes Gesicht zeigt, als dem schwärmenden

Jüngling. In treuer Theilnahme drückt Ihnen die Hand Ihr alter Freund Emanuel Geibel."

Ich kenne den Brief auswendig, und doch erscheint er mir so neu, als hätte ich ihn eben erst empfangen. Seltsam, daß die erhebenden Worte, welche mich über den Tod meiner Mutter zu trösten versuchten, nun auch mit dem Hinscheiden meines Freundes und Meisters mich versöhnen sollen! Mir ist es, als fühlte ich seine Hand, die ich leider niemals im Leben gedrückt habe, in der meinigen ruhen, als sähe ich ihn vor mir, wie ich ihn nie gesehen, den spärlich von grauen Locken umgebenen energischen Charakterkopf mit den düster zusammengezogenen Augenbrauen und dem gewaltigen Knebelbart, der eher auf einen Soldaten, als auf einen Dichter schließen ließ. Was mir seine Zuneigung gewann, falls es nicht die an den Tag gelegte Begeisterung für seine herrliche Poesie war, wird mir wohl immer verborgen bleiben. Und hatte ich meine warme Verehrung nicht mit dem ganzen deutschen Volke gemein, das wie zu einem National-Heiligen zu ihm aufsah? Die Jugend jauchzte ihm zu, die Frauen schwärmten für ihn, die Männer achteten ihn und das Alter ließ ihn gelten. Was konnte ihm also die überschwängliche Huldigung eines namenlosen Jünglings bedeuten, der seine Studien über dilettantischen Neigungen versäumte und dem reifen Künstler den ersten Band seiner Gymnasial-Lyrik zu Füßen legte? Besagter Jüngling war damals allerdings anmaßend oder naiv genug, zu glauben, er verdiene die

hohe Auszeichnung, die ihm der Gefeierte dadurch erwies, daß er sich um sein Wohl und Wehe kümmerte, ja er wagte es sogar, mit dem Freunde wegen der schriftlichen Beweise seiner Gunst zu hadern. Geibel war hochherzig genug, mir nicht zu zürnen. Er bestärkte meine Zuversicht und suchte mich zu fördern, so viel er konnte. Seine eigenen Worte mögen für ihn selbst reden!

„Haben Sie tausend Dank" — schreibt er am 29. März 1871 — „für Ihre lieben Zeilen, die mir so freundlich über die Aufführung meiner Brunhild in Breslau berichten! Sie haben mir dadurch eine rechte Freude bereitet, wenn ich mir auch sage, daß ich den größten Theil des äußeren Erfolges wohl der Anziehungskraft der Hauptdarstellerin und der allgemein gehobenen Stimmung am Geburtstage des Kaisers zu danken habe. — Ueber mein Schweigen werden Sie weniger streng mit mir rechten, wenn Sie erfahren, daß ich seit Jahresfrist schwer leidend bin, und daß die Stunden gezählt sind, in welchen ich von argen Schmerzen und Beängstigungen verschont bleibe. Was ich überhaupt noch schreibe und schaffe, ist dem widerstrebenden Körper nur mühsam abgerungen.

Mit Ihren Gedichten ist es mir eigen ergangen. Ich hatte vor einigen Monaten, wie ich Ihnen ja schrieb, nur hineingesehen und mir, da ich zufällig nur auf heitere Stücke traf, ein durchaus irriges Bild Ihrer Muse, als einer leicht und jugendfroh dahinschwebenden,

geschaffen. Vielleicht mochte mir gerade darum, als ich später das Buch im Zusammenhange durchlas, Manches allzutief verschattet erscheinen. Ich empfing den Eindruck eines in sich abgeschlossenen Idylls mit elegischem, fast tragischem Ausgange und von überwiegend düsterer Färbung. Ja, mir trat hin und wieder, wie bei Lenau, eine gewisse Schwelgerei im Schmerzgefühl entgegen, die mich nicht rein erquicken wollte. Die Lieder sind offenbar mit den zartesten Fäden Ihres eigensten Lebens durchwachsen, und ich wage daher nicht, an das Einzelne zu rühren; im Allgemeinen aber darf ich wohl für den mir liebgewordenen Menschen und Dichter den Wunsch aussprechen, daß die Periode der Trauer und Bitterkeit, welcher ein bedeutender Theil der Gedichte entstammt, zur Zeit überwunden hinter Ihnen liegen und jener in sich versöhnten und weltoffenen Stimmung gewichen sein möge, deren der Lyriker vor Allem bedarf, um den Reichthum seines inneren Lebens, sich selbst und Anderen zur Lust, künstlerisch zu entfalten.

Wie gerne würde ich Ihnen persönlich begegnen! Führt Sie denn ein günstiger Stern nicht einmal in unsere Gegend? Ich meinestheils bin leider durch mein Uebel unerbittlich an die Scholle gefesselt. . . . — An unsern alten Holtei die schönsten Grüße! Er wird sich trotz seines starren preußischen Royalismus schließlich doch ohne Murren in das Kaiserthum der Hohenzollern gefunden haben, in dem wir Jüngeren dem Symbol der deutschen Einheit entgegenjubeln. . . ."

Liegt nicht die ganze vornehme, wahrhaftige und liebenswürdige Natur Geibels in diesen Zeilen ausgesprochen da? Wie bescheiden lehnt er den Erfolg seiner Nibelungen-Tragödie von sich ab, wie klar und gefaßt übersieht er seinen hoffnungslosen Zustand, wie bestimmt und doch wie milde beurtheilt er die Erstlinge des Anfängers, wie discret und wie geschickt weicht er unliebsamen Auseinandersetzungen aus, wie schlicht und überzeugend setzt er der Kinderkrankheit der modernen Lyrik, dem Weltschmerz, sein künstlerisches Glaubensbekenntniß entgegen, und wie warm bricht am Ende sein patriotisches Selbstgefühl hervor! Noch charakteristischer für seine volle und rückhaltlose Hingabe an die „Zeit der Erfüllung", wie er die Jahre nach dem französisch-deutschen Kriege nannte, ist der Rath, den er mir bezüglich des Ortes gab, an welchem ich meine akademischen Studien beendigen sollte. „Was den Haupt-Inhalt Ihres Briefes betrifft," heißt es in einem Schreiben vom 22. Jänner 1872, „so kann ich Ihnen die Frage, die Sie mir vorlegen, in keiner Weise entscheidend beantworten. Denn ich weiß in der That nicht, was Leipzig und München für das von Ihnen erwählte Fach (germanische und romanische Philologie) augenblicklich zu bieten haben, wenn ich auch aus mancherlei Wahrscheinlichkeitsgründen annehmen möchte, daß Sie an der Pleiße reichere Ausbeute finden würden, als an der Isar. Hievon jedoch ganz abgesehen, würde ich, wenn Ihre Wahl nur zwischen jenen beiden Städten

schwankt, unmaßgeblich zu Leipzig rathen, einmal, weil dies zur Zeit ohne Frage die bedeutendste deutsche Universität ist, zum anderen, weil Sie hier unendlich viel leichter gesellschaftliche Anknüpfungspunkte finden würden, als in München, wo das, was wir Familienleben und häusliche Kreise nennen, nur ausnahmsweise vorkommt und der geistige Verkehr sich fast ausschließlich auf Zusammenkünfte im Wirthshause beschränkt. Aber ein anderer Gedanke drängt sich mir unwillkürlich auf. Warum gehen Sie nicht nach Straßburg? Dort würden Sie sich nicht nur rascher und bequemer als sonst irgendwo in den vollständigen Besitz der französischen Sprache setzen können, sondern auch für das Studium, wenigstens der französischen Litteratur, die reichsten Mittel finden. Und dazu die herzstärkenden Eindrücke eines jugendlich frischen Werdens und Wachsens ringsum, die freudige Theilnahme an dem kräftigen und siegreichen Ringen des deutschen Geistes! Wahrlich, wenn ich jung wäre, dort und nirgends anders möchte ich Student oder Docent sein. Auch schreibt mir ein vertrauter Freund, der im vorigen Herbst als Director an das kaiserliche Lyceum versetzt ward, daß neben der rüstigen Arbeit auch das gesellige Leben der Deutschen in Straßburg bereits fröhlich gedeihe und keineswegs der poetischen und litterarischen Anregung entbehre. Daß ich mit diesem Vorschlage Ihrem Entschlusse in keiner Weise vorgreifen will, versteht sich von selbst. Aber aussprechen

wollte ich doch, was mir bei Erwägung Ihrer Lage so lebendig entgegentrat. . . ."

Wenn ein Dichter an dem Wiederaufbau des deutschen Reiches gesinnungstüchtigen und wortkräftigen Antheil genommen hat, so ist es Geibel, der ahnenden Geistes mit prophetischer Zunge auf die gewaltige Entscheidung des langsam und unmerklich sich vorbereitenden Geschickes hingewiesen hat, ohne sich durch den Streit der hin- und herwogenden Parteien auch nur einen Augenblick beirren zu lassen. Gleich einem Seher des Alterthums schritt er erhobenen Hauptes, den weissagenden Gott im Herzen, durch die lärmende und tobende Menge dahin, nur das eine, noch verhüllte Ziel vor Augen behaltend; und wie es weder den Radicalen noch den Reactionären gelang, den Sänger in ihr Lager herüberzuziehen, so vermochte selbst die Rücksicht auf ein gekröntes Haupt nicht, ihn von dem lauten Bekenntniß seiner heiligen Ueberzeugung abzuhalten. Er achtete die Unabhängigkeit männlicher Gesinnung höher als die königliche Gnade und büßte lieber das höchste materielle Gut, das dem Dichter beschеert werden kann, die sorgenfreie Existenz ein, als daß er seinen durch alle deutschen Lande dröhnenden „Ruf über den Main" unterdrückt hätte. Nie aber ist auch einem Propheten eine glänzendere Genugthuung bereitet worden als ihm, dem Weckrufer und Ehrenherolde des Reiches, dessen Triumphgesänge, Lobpreisungen und Jubelhymnen dem Siegeszuge der deutschen Idee den Weg bereiteten. Die 1871 erschienenen

„Heroldsrufe", welche die älteren und neueren Zeitgedichte Geibels, von 1840 bis 1871, in chronologischer Reihenfolge umfassen, bilden eine poetische Chronik der großen welthistorischen Periode, und jedes Blatt ist ein Ruhmesblatt des deutschen Geistes. Hätte der Dichter nichts hinterlassen als dieses eine denkwürdige Buch, welches nur einen verschwindenden Bruchtheil seiner schöpferischen Thätigkeit begreift, er würde nichtsdestoweniger unsterblichen Ruhm erlangt haben. Und harmonischer als sein Leben ist selten das Erdenwallen eines Dichters ausgeklungen. Die in ihm waltende wundervolle Uebereinstimmung zwischen Wollen und Können, zu welcher minder Bevorzugte sich mühselig durchringen müssen, war ihm von dem Ewigen als Geschenk in die Wiege gelegt worden; sie erwies sich nicht nur formengebend für seine Phantasie, sondern wirkte auch gestaltend auf seine äußeren Verhältnisse. Kein Conflict trat ihm nahe, der nicht den Keim der Versöhnung in sich getragen hätte. Er empfing mit der Dissonanz schon den Schlüssel zu ihrer Auflösung. Wie die Poesie seines Alters zu der seiner Jugend wiederkehrte, so läuft auch der bunte Kreis seiner Erlebnisse in den Anfang zurück — die Heimatglocken vom Thurme Sanct Marien läuten den Dichter ein und aus. Es ist ein reiner, voller und frommer Klang, der alles Stoffliche von sich abgethan zu haben scheint, ehe er das Ohr des aufhorchenden Zuhörers berührt, und er tönt aus sämmt-

lichen Geibel'schen Gedichten. Wer den letzten Band der „Spätherbstblätter“ mit der ersten Liedersammlung vergleicht, wird kaum einen Unterschied im Ton bemerken, wie hoch auch der allumfassende Geist des Dichters von den nur die nächsten Gegenstände ergreifenden Gedanken der Jugend sich emporgeschwungen hat.

Geibel wußte, daß er mit dem fünften lyrischen Bande seine Production abschließen würde. Im November 1874 schrieb er mir:

„Nur ein paar Worte heute, liebster Kalbek, um Ihnen für Ihren freundlichen Geburtstagsgruß von Herzen zu danken und Ihnen zu sagen, daß sich in meinen Gesinnungen gegen Sie, aber leider auch in den täglichen Plagen, von welchen ich heimgesucht werde, nichts geändert hat. Den Sommer brachte ich in meinem waldgrünen Schwartau zu, übersetzte fleißig aus Horaz und producirte Dies und Jenes, aber nichts, was zur Veröffentlichung im Feuilleton eines größeren Blattes geeignet wäre. Der Band Gedichte, nach dem Sie fragen — Spätherbstblätter — liegt schon seit einem Jahre druckfertig; doch habe ich mich zum definitiven Abschlusse und zur Herausgabe noch immer nicht verstehen können, einmal, weil . . . ., zum andern, weil man überhaupt schwer losdrückt, wenn man die letzte Kugel in der Büchse hat. Zum diesjährigen Weihnachtsfeste kommt das Buch auf keinen Fall; sobald es jedoch überhaupt gedruckt wird, soll Ihnen eins der

ersten Exemplare zugehen. — Zu Ihrer neuen Stellung in der alten Heimath wünsche ich Ihnen von Herzen alles Gute und Beste. Ich kenne zwar weder Ihre Verhältnisse, noch die der „Schl. Zeitung“ genauer, bin aber jedenfalls der Meinung, daß sich auf solchem Posten des Guten und Schönen genug wirken läßt. Eine gewissenhafte und vorurtheilsfreie Stimme mehr bleibt im großen Concert der Presse unter allen Umständen ein Gewinn. Sie werden, wenn Sie die Sache ernst nehmen, an Ihrer Arbeit wachsen und über Vieles, was Ihnen vielleicht bis dahin nur in der Empfindung lag, zur letzten Klarheit gelangen, weil Sie es im Zusammenhange entwickeln sollen. Also nur freudig vorwärts! W. ist auf ähnlichem Wege zu Ruf und Ansehen und schließlich zu völlig freier Muße für seine Production gekommen.“. . .

Während ich diesen Brief wieder mit einem stillen Seufzer in die Mappe lege und der Versuchung widerstehe, noch mehr aus meinem kostbaren Autographenschatze mitzutheilen, fällt mir der Anfang einer anderen, in den „Spätherbstblättern“ veröffentlichten Epistel Geibel's schwer aufs Gewissen.

„Stets von allem Geschäft in der Welt das verhaßteste war mir
Briefe zu schreiben. So leicht mir das Wort in lebendiger Rede
Fließt, wenn die Sache mich reizt, so schwer entströmt es der Feder,
Langsam, brüchig und kalt, als ob auf dem längeren Umweg
Aus dem Herzen aufs Blatt mir Gefühl und Gedanken gefrören.“

Nachdem ich dieses Bekenntniß später gelesen, habe ich den Dichter mit meinen Zuschriften thunlichst verschont; aber ich bin egoistisch genug, von dem Begangenen nichts zu bereuen. Denn die Blätter, welche ich besitze, haben Epoche gemacht in meinem Leben, beinahe noch mehr als das unvergängliche Gut, das ich in Gemeinschaft mit den Verehrern Geibel's genieße. Die große Menge aber kennt trotz der vielen Auflagen, welche namentlich die ersten Gedichte erlebt haben, noch immer den unschätzbaren Werth ihres Sängers nicht, der zu allerletzt in seinen meistgekannten und häufig gesungenen Liedern liegt. Ich brauche nur an einige meiner Lieblingsgedichte aus den späteren Sammlungen zu denken und mich daran zu erinnern, wie lange es gedauert hat, ehe sie mir in ihrer vollen Schönheit aufgingen, um von der Wahrheit meiner Behauptung durchdrungen zu sein. Auch die leidigen Anthologien wissen nichts von ihnen zu vermelden. Hoffentlich wird die vor Kurzem erschienene Gesammtausgabe der Geibel'schen Werke diesem Mangel abhelfen. Einer ausführlichen Würdigung derselben muß es aufgespart werden, ein litterar-historisches Portrait des Unsterblichen zu entrollen. Die stille Gedenkfeier einer kurzen Nachtwache scheut vor einem so weit ausblickenden Unternehmen zurück. . . .

Es rührt sich im Hause und auf der Straße; der neue Tag fordert seinen Tribut. Wir mögen die Augen schließen, die Sonne scheint doch ruhig weiter, und über

die Gräber wächst das Gras. Aber der schöne Stern, der noch am Horizonte funkelt, wird sich auch behaupten.

„Glücklich, wer, durch die Welt schweifend am Wanderstab,
Höchstes Wonnegeschick, bitterstes Leid erfuhr,
Und zuletzt in der Heimath
Grüner Stille den Frieden fand!“

Ein Besuch bei Geibel.

Nach Tagebuchblättern
von
Max Trippenbach.
Aschersleben.

Vom Harzgebirge grüßt am Freudentage
Dich, hoher Meister, eines Jünglings Lied:
Verschmäh' es nicht! Freut Dich im Rosenhage
Das Veilchen nicht, das still verborgen blüht?

Den Dankeszähren, die im Herzen quellen,
Der heißen Liebe, die mein Geist Dir weiht,
Entsproß mein Sang, das Antlitz Dir zu hellen,
Wie linde Lüfte in der Frühlingszeit.

Heil Dir, Du Dichterfürst von Gottes Gnaden!
Heil Dir und Dank, ehrwürd'ger Dichtergreis!
Gott war mit Dir! Du hast ihn ja geladen
Mit gläubigem Gemüth so oft, so heiß.

Du hast in schwerem Kampfesungewitter,
Tyrtäos gleich, des Liedes Schwert gezückt,
Ein Pindar schlugst Du stolz die goldne Cither
Und rauschtest Jubelsturm von Sieg beglückt.

Doch wenn Dein Volk auf finstern Abfallsbahnen —
Du hast zur Buße es gemahnt, Jesaias;
Des wilden Aufruhrs blutgetränkte Fahnen,
Zornvoll hat sie bestürmt Dein edler Haß.

Du hast um Deutschlands Einigkeit gerungen,
Den Kaiserthron vom Himmelsherrn erfleht;
Prophetisch ist Dein mächtig Wort erklungen —
Deutschland ist Eins! Der Kaiserthron — er steht!

Doch Lieder auch sind Deinem Mund entflohen,
Die süßer nicht Anakreon ersann:
Du sangst des goldnen Weines Preis, den hohen,
Wenn Dir sein Feuer durch die Adern rann.

Der sel'gen Liebe und dem jungen Lenze,
Dem Höchsten, Reinsten, was die Erde beut,
Hast Du die schönsten aller Liederkränze
In Blüthenpracht gewunden und geweiht.

Drum Heil Dir, Dichterfürst von Gottes Gnaden!
Heil Dir und Dank, ehrwürd'ger Dichtergreis!
Gott war mit Dir! Du hast ihn ja geladen
Mit gläubigem Gemüth so oft, so heiß.

Er sei mit Dir! — Ja, Herr, Du Allerhalter,
Gewähre heut mein kindlich frommes Flehn:
Laß über ihm in seinem Greisenalter
Den Lenzeshauch des steten Glückes wehn!"

Jugendliche Begeisterung für den Lieblingsdichter hat einst gewagt, ihm an seinem Geburtstage in vorstehenden Versen die treueste Liebe und Verehrung auszudrücken. Ich, damals ein junger Untersekundaner,

dachte kaum an Dank oder Antwort. Um so größer war meine Freude und Ueberraschung, als am nächsten Weihnachtsfeste ein Packet aus Lübeck unter dem Tannenbaum lag, das mit liebenswürdigem Dank und Gruß mir des Dichters „Juniuslieder" bescheerte. Es war natürlich, daß meine Anhänglichkeit an den freundlichen Geber von Jahr zu Jahr wuchs: unausgesetzt habe ich seine Werke, sein Leben mit höchstem Eifer studirt und eine Geibelbibliothek gesammelt, wie sie vollständiger kaum zu finden sein mag.

Drei Jahre nach jener Sendung führte mich eine größere Ferienreise nach Hamburg, Kopenhagen, Schwerin und somit ganz in die Nähe des Dichters, der sich damals in einem kleinen Ostseebade, Niendorf bei Travemünde, zur Kur aufhielt. Meine Bitte, auf einen kurzen Augenblick ihn sehen und sprechen zu dürfen, ward freundlich gewährt und so wanderte denn der neunzehnjährige Primaner an einem köstlichen Julinachmittage rüstig auf staubiger Landstraße dem heißersehnten Ziele zu. Am Brunnen vor dem Dorfe schöpften rüstige Dirnen Wasser: meine Ungeduld fragte schon sie nach der Wohnung des Dichters: aber ihr Mund, aus dem eben Geibel'sche Lieder frisch geklungen, wußte von dem „Herrn Professor aus Lübeck" nichts zu künden. Das „Hotel Bellevue", das sich stattlich genug am Strande der Ostsee erhob, nahm mich auf. Bald nahte die festgesetzte Besuchsstunde, die Geibel auf seine schmerzfreie Zeit am späten Nach-

mittag gelegt, und hochklopfenden Herzens trat ich den kurzen Weg zur Wohnung des Dichters an. Ein alter, freundlicher Amtsdiener zeigte mir mit wichtiger Miene das einfache, schilfbedeckte Fischerhaus, das, etwas abseits vom Dorfe gelegen, von hohen Buchen, Tannen und Birken freundlich überschattet war.

Gegen sechs Uhr öffnete ich die niedrige Lattenthür der umzäunenden Dornbuschhecke und schritt durch einen kleinen Vorgarten auf die rebenumrankte Veranda des Hauses zu. Dort saß der theuere, hochverehrte Mann in einfachem Lehnstuhle, eingehüllt in ein schwarz und weiß gewürfeltes Plaid, das er malerisch um Hals und Brust geschlungen hatte. Ehrfurchtsvoll betrat ich die Schwelle und begrüßte den Greis. Er erhob sich mit einiger Anstrengung von seinem Sitze, ließ die dunkelblauen Augen, die feurig aus dem Antlitz hervorblitzten, forschend auf mir ruhen und hieß mich mit freundlichen Worten willkommen. Tief ergriffen hörte ich zu, wie er sich in Klagen über seine langwierige, schmerzhafte Krankheit ergoß: „Sie finden mich sehr, sehr elend! Schon mehrere Nächte habe ich kein Auge zuthun können; all mein Inneres ist von den gräßlichsten Schmerzen wie zerrissen.“ Ich bat erschüttert, mich bald wieder empfehlen zu dürfen. Aber er ergriff mich bei der Hand und meinte eifrig: „Nein, nein! Ich bin Ihnen für Ihren Besuch zu großem Danke verpflichtet, so komme ich doch auf andere Gedanken und vergesse auf einige Stunden mein Miß-

geschick." Bald hatte sich denn auch die lebhafteste Unterhaltung angesponnen; der Dichter sprach mit der Zeit immer fröhlicher und unbehinderter.

Mein Blick fiel auf das Buch, das aufgeschlagen vor ihm lag. Er reichte es mir und sagte: „Eben habe ich meinem Enkel einen Gesang aus Voſſen's schöner Uebertragung der Odyssee vorgelesen. Ja, Vater Homer! Seine Gesänge bleiben ewig schön, und so oft ich sie nun schon gelesen, immer tauche ich wieder gern in ihre Fluten, die mich wie ein erquickendes Bad umspülen."

Ich benutzte den naheliegenden Vergleich und erzählte, wie ich gleich Odysseus erst weit umhergeschweift sei und vieler Menschen Städte geschaut, ehe ich nun endlich auch den Rauch aus den Hütten Nienborfs hätte aufsteigen sehen. „Reisen Sie nur so viel als möglich", erwiderte Geibel; „die in der Jugend empfangenen Eindrücke gehen nie wieder verloren. Ich habe es an mir selbst erfahren, als mir das hohe Glück zu Theil wurde, zwei schöne Jahre meiner Jugend im Hause des russischen Gesandten zubringen zu dürfen — in Athen. Sie wissen, mit welchem Entzücken ich in Gemeinschaft mit meinem Freunde Curtius Griechenland und seine herrlichen Inseln bereist habe."

Eine freundliche Dame trat aus der Thür des Hauses: Fräulein Bertha Geibel, die Nichte des Dichters, die seit Jahren in aufopfernder Treue den

kranken Onkel pflegte. Bald mußte sie eine Flasche Rothwein herbeischaffen; Geibel schenkte ein, sich selbst aber nur wenige Tropfen: „Ich bin ein großer Freund des edlen Saftes von jeher gewesen", lächelte er; „aber jetzt muß ich meiner Krankheit wegen mich leider sehr bescheiden."

Während der Greis auf Augenblicke sich entfernte, um es nach dem Spaziergange, von dem er bei meiner Ankunft gerade zurückgekehrt war, sich bequem zu machen, setzte sich die liebenswürdige Nichte zu mir, und wir beklagten das traurige Leiden des guten alten Herrn. Sie erzählte, wie er zu Zeiten kaum die Feder zu führen im Stande sei, so daß sie jetzt fast allein die Last der ausgedehnten Correspondenz tragen müsse.

Als Geibel, mit einem rothen Fez die spärlichen weißen Haare deckend, wieder erschien, stürmten zugleich durch die Gartenthür ein prächtiger, frischer Knabe und eine kleine Schöne, beide eingehüllt in schützende Strandcostüme mit schattenspendenden Strohhüten und weitflatternden schottischen Halstüchern. „Das ist mein lieber ältester Enkel, auch ein Emanuel", sprach freudestrahlend der ehrwürdige Ahn und führte den Knaben zu mir, „das eine kleine Nichte aus Schwartau."

Wir nahmen wieder unsere Plätze ein und sprachen und tranken frisch. Ich stimmte das gewöhnliche Klagelied der Gymnasiasten an, daß ich, obgleich schon alt genug, noch kein Student sei. Da aber ward er fast böse: „O lieber, junger Freund! Wie können Sie von

Altsein sprechen! Wie viele Jahre zählen Sie denn? Neunzehn? Ach, wie kann man noch so unverschämt jung sein, so unverschämt jung! Aber ich habe es nicht besser gemacht; wie Sie heut Abend mir, so saß ich als einundzwanzigjähriger Student dem alten Chamisso gegenüber und brachte dieselbe Klage über mein Alter vor. Da sagte er mir die Worte, die ich Ihnen eben wiederholte: wie kann man noch so unverschämt jung sein!.... Was gedenken Sie denn einmal zu studiren? Nach Ihrem eingehenden Interesse für meine Werke nehme ich an, daß Sie sich der Philologie widmen wollen." Als ich von meinem Schwanken zwischen diesem Studium und dem der Theologie sprach, rieth er heftig dringend von dem letzteren Fache ab, in Prosa manchen seiner beherzigenswerthen Sprüche über die religiösen und kirchlichen Verhältnisse der Gegenwart wiederholend.

Geibel fragte, wie lange ich mich in dem Dörfchen, „in dem man kaum einen Barbier bekommen könne", aufzuhalten gedenke. Ich antwortete, schon morgen in aller Frühe wolle ich abreisen, um zunächst Lübeck und Ratzeburg zu besuchen. „Dann mache ich Ihnen einen Vorschlag. Sind Sie gut zu Fuße? Nun, so müssen Sie jetzt noch den schönsten Punkt unserer Gegend hier sehen, den auch ich heute auf meinem Spaziergange wieder aufgesucht habe. An den Gärten des Elisabethbades biegen Sie nach dem Meere ab und genießen von dem Rindenpavillon am Strande dort den herrlichen

Blick auf die Neustädter Bucht. Das ist das Schönste, was wir Ihnen hier zu bieten haben. Aber", setzte er mit seinem köstlichen Lächeln hinzu, „schwelgen Sie nicht zu lange, kommen Sie gegen acht Uhr wieder und nehmen Sie dann mit unserm Abendbrode fürlieb. Da wollen wir noch ein paar Stunden zusammen plaudern; verlangen Sie aber nichts Großes von mir." Er drückte mir kräftig die Hand, und ich eilte wie berauscht dem nahen Ziele zu.

Zur festgesetzten Stunde kehrte ich wieder zurück zu dem stillen Häuschen, das den liebenswürdigsten aller Dichter beherbergte. Er kam mir schon entgegen und führte mich an den Tisch der geräumigen Veranda, der auf das reichste zur Abendmahlzeit gedeckt war.

Auf seine Frage sprach ich meine Freude über den eben genossenen prächtigen Anblick des Meeres aus und rühmte den großen Reiz, zum ersten Male an seinem Strande zu weilen und dabei an dessen Seite sitzen zu dürfen, der es in den „Ostseebildern" so herrlich besungen.

Das Tischgespräch drehte sich hauptsächlich um Geibels Dramen und daran anschließend um Produktionen anderer, meist neuerer Poeten. Ich bedauerte, den vielversprechenden Plan der Albigenser nicht vollendet zu sehen. „Ja, hätte man," entgegnete er, „in der Zeit der Abfassung sich nicht so erschrecklich ablehnend gegen derartige Tragödien verhalten und nicht die abgeschmacktesten Lustspiele vorgezogen, so wären meine Albigenser sicher schnell zu Ende gediehen. Aber mein damaliger

Unmuth riß sie mir aus der Hand; und als ich nach Jahren wieder daran ging, war die erste Begeisterung für den Stoff und die Darstellungsart zum besten Theile verflogen. Noch eine ganze Portion begonnener Dramen liegt mir zu Hause im Schrein, aber es sind Schmerzenskinder. So oft ich ihrer gedenke, überfällt mich Wehmuth, daß mein Siechthum mir die Kraft zur Vollendung raubt. Gern möchte ich meinem Volke, das leider meist an den schalsten Früchten seinen Geschmack verbildet, neue, gediegene Dramen bieten, — wenn ich's vermöchte. Aber daß ich nicht zu scharf bin: die Deutschen scheinen sich in neuester Zeit doch zu besinnen, daß sie einen Schatz an jüngeren Stücken besitzen. Auch meine Brunhild, meine Sophonisbe gehen jetzt öfter über die Bühne."

Ich erzählte ihm von einer Aufführung der „Brunhild", in der ich Klara Ziegler bewundert. Geibel lobte die berühmte Tragödin nicht unbedingt: es sei ihr oft versagt, dem idealen Geistesfluge zu folgen — mit einem bewundernswerthen Reichthum an „Mitteln" ausgestattet, bringe sie meist nur das Körperlich-realistische zu vollendeter Darstellung. Dagegen pries er die Janauscheck. Und darauf erhob er seine sonore, wunderbar wohllautende Stimme zu einer ergreifenden, unvergeßlichen Erzählung der ersten Darstellung seines Dramas in München. Ich versuche es nicht, seine eigenen Worte wiederzugeben: man muß in solchen Augenblicken den edlen Dichter selbst gesehen und gehört

haben, wenn man sich eine richtige Vorstellung seiner feurigen, begeisterten und begeisternden Beredtsamkeit machen will.

Während sechs voller Wochen hat Geibel selbst der Hofschauspielerin Straßmann Satz für Satz, Ton für Ton ihrer Rolle einstudirt. Unzählige Proben sind abgehalten, Dekorationen, Requisiten und Costüme auf das pompöseste angefertigt. Am Abend der Aufführung — es war der 3. Januar 1861 — ist das gewaltige Hoftheater gefüllt, wie selten. Unruhig verfolgt der Dichter in seiner Loge den ersten Act. Schon fallen die ersten Effecte in der Scene Brunhilds und Siegfrieds und in dem folgenden Monologe. Der zweite Theil des dritten Aufzugs beginnt: Chrimhild erscheint an der hohen Treppe, die zu den Flügelpforten des prächtigen altdeutschen Tempels führt, geleitet von fünfzig fackeltragenden Jungfrauen. Ein dröhnender Posaunenschall ertönt; die Pforten des Tempels springen auf. Da, in dem Augenblicke, wo Chrimhild die Stufen hinaufschreitet, erscheint Brunhild, eilt auf die Verhaßte zu und stößt sie von den Pforten zurück. Der Redekampf der Königinnen erhebt sich und wie rasend stürmt Brunhild nach ihrem mächtigen Monologe ab. Athemlos hat der Dichter gelauscht; was sich dort oben auf der Bühne abspielt, scheint ihm nicht mehr sein Werk zu sein; athemlos ist auch das Publikum gefolgt — jetzt aber bricht ein Beifallssturm los, der alle Schranken überbraust. „Sie können denken", schloß der große

Mann, „daß ich wie berauscht das Haus verlies. Zwar zogen mich Wilbrandt, Widmann und andere Freunde noch an unsere Stammtafel, um zusammen noch einige Flaschen Champagner zu leeren, aber ich saß fast apathisch dabei".

Unverwandten Blicks hing ich an den Lippen des ehrwürdigen Greises, in dessen Auge eine Thräne wehmüthiger Erinnerung zu glänzen schien. Es waren die weihevollsten Momente jenes Abends. Als er geendet, nahm er sein Glas und stieß mit mir an „auf ein gutes Publikum, als dessen Vertreter er heute mich begrüße".

Wir kamen auf andere Nibelungendramen zu sprechen. Fast unbedingt lobte er seines Freundes Wilbrandt „Chrimhild", Hebbels Nibelungentrilogie beurtheilte er weniger günstig. Schroff absprechende Urtheile über andere neuere Dramen schlossen sich an. An Heinrich Kruses Dramen tadelte er, irre ich nicht, die Eigenthümlichkeit, auf Kosten der Einheit Einzelheiten breit auszuführen und dadurch den Mangel leitender Gedanken zu verdecken. Seine „Brunhild" stellte er mit berechtigtem Selbstgefühl in geraden Gegensatz damit. Kruse war Geibels persönlicher Freund. Oft besuchte er den Dichter; „nur", meinte Geibel heiter, „wenn wir auf das Feld des Dramas kommen, wird er und ich hitzig und meine versöhnliche Nichte hat Mühe, uns zu besänftigen". Einzig und allein erhob er unbedingt von den Neueren Franz Grillparzer und stellte ihn

fast noch höher als den „genialen“ Heinrich von Kleist.

Fräulein Bertha fragte nach meiner Reise; leider konnte ich auf die Erkundigung, ob auch ich dem Dämon der Seekrankheit auf der Ueberfahrt nach Kopenhagen zum Opfer gefallen sei, nur mit einem zaghaften Zugeständniß antworten. „Nur wenig“, erzählte der Herr des Hauses, „bin ich auf meinen Seefahrten von dem Bösen in dieser Gestalt versucht worden. Nur einmal erfaßte er mich beinahe auf der Rückreise von Naxos nach Athen. Ein scharfer Nordwest ließ die Wogen hoch wallen, und der Dampfer, der gerade vor Anker lag, mußte benutzt werden, wollten wir nicht auf vier Wochen von der Heimfahrt abgeschnitten sein. Die Noth gab mir ein Universalmittel: ich trank am Abend der Abreise viel starken Naxoswein und schlief dann der Landung in Syra entgegen. Am anderen Mittag liefen wir in den Hafen ein, ich freilich mit einem etwas schweren Haupte.“

Er winkte der thätigen Nichte, die sich erhob und bald mit einem Glase dampfenden Grogs für den Greis zurückkehrte. Er sei am Strande, erklärte er, gewohnt, zur bestimmten Zeit den „Trank der Küstenbewohner“ zu sich zu nehmen, der ihm zur Erleichterung des Schlafes dienen sollte. Ich blieb auf seine Bitte noch mit der traulichen Gesellschaft vereint; trotz der Nähe des Meeres war die Luft so warm, daß wir bis tief in die Nacht bei Lampenschein in der nur durch

Jalousies verschlossenen Veranda auszudauern vermochten.

Wir sprachen noch über die Erlebnisse des heutigen Tages, an dem mich besonders das Innere des alten Schweriner Domes entzückt. Geibel knüpfte daran den Rath, bei künftigen, besonders kurzen Besuchen von Kirchen und andern Baudenkmälern möglichst den Totaleindruck zu genießen und die Einzelheiten bei Seite zu lassen. Für Ratzeburg, empfahl er den Besuch des dortigen Domes auf das Angelegentlichste: er sei einzig und allein eine Reise werth.

„Wo gedenken Sie denn zu studiren?“ fragte der Dichter. „In Bonn? Ei, da kann ich als alter Bonnenser Ihnen den besten Rath ertheilen. Im ersten Semester wird ja doch meist vom Examen ausgeruht; da benutzen Sie denn nur fleißig Ihre Zeit zu Ausflügen. Besonders ist die Gegend um Trier, die ich leider selbst, weder von Bonn, noch später von St. Goar aus, nicht betreten habe, zu empfehlen. Natürlich durchstreifen Sie die Lande rheinaufwärts; verfolgen Sie auch die wunderbaren Nebenthäler, die unendlichen Reiz entfalten. Lassen Sie sich aber nicht verleiten, rheinabwärts zu gehen; ich habe es oft bedauert, daß ich mich den Genossen, die mich Pfingsten 1835 dahin mitnahmen, nicht entziehen konnte.“

Ich entgegnete, schon meiner schwachen Gesundheit wegen, müsse ich mich viel im Freien bewegen; bisher habe die Schule mich oft daran gehindert. Das führte

ihn auf das Lob des Turnens und anderer Leibesübungen. Als ich erwähnte, Geibel müsse ja in seiner Jugend ein gewaltiger Turner gewesen sein, da er sich sogar in einen Wettkampf mit Prinzen habe einlassen können. „Wie das?“ fragte er ganz erstaunt. „Ich erinnere mich gar nicht, daß mir das je widerfahren wäre.“ Meine Quelle war Goedeke's treffliche Biographie, der darin erzählt, wie der angehende Student auf der Reise nach Bonn bei seinem Bruder Friedrich, dem Erzieher des jugendlichen Erbprinzen von Detmold, zum Besuche gewesen und mit dem freundlichen Prinzen zusammen geturnt habe. Einzelheiten des Besuches, wie die Vorführung des „Atlas“, eines Lieblingspferdes des Fürsten, das im Schimmer der untergehenden Sonne einem Rosse des Helios glich, waren ihm gleichfalls entfallen.

Die kleine Schwartauerin wußte vieles zum Lobe des Tanzes und Schlittschuhlaufes vorzubringen. Geibel stimmte ein und erinnerte sich freudig daran, wie er ihr beim Eislauf im letztvergangenen Winter auf der Wakenitz bei Lübeck zugeschaut. Ich mußte der schönen Stelle aus dem „Wintertagebuche“ gedenken:

„Ueber dem Spiegel von Eis am Hang lehnt sinnend ein schlankes
Mädchen, sie hat das Gewand eben zum Laufe geschürzt.
Vor ihr kniet dienstfertig ein Knab' und mit glücklichem Lächeln
Schnürt er den blanken Kothurn ihr an den zierlichen Fuß.
Welch' anmuthiges Bild, wie sie freundlich zu ihm sich herabneigt,
Daß ihr Odem sein Haar sanft ihm, das lockige, streift,

Während er treu sich bemüht, kunstmäßig die Riemen zu schlingen
Und den gehobenen Fuß fast mit den Lippen berührt.
Zögernd wend' ich mich ab und gedenk' im erinnernden Herzen,
Wie ich den reizenden Dienst einst Melusinen gethan."

Durch die Erwähnung des Goedeke'schen Buches veranlaßt, rühmte Geibel an ihm die große Treue und Wahrheit der Darstellung. Nur in unbedeutenden Kleinigkeiten komme öfter ein verzeihlicher Irrthum vor. Am merkwürdigsten sei die falsche Angabe eines seiner Vornamen; er wisse es nicht anders zu erklären, als daß sein Biograph im Laufe des Gesprächs sich Notizen gemacht, dabei abgekürzt und statt Franz — Friedrich geschrieben habe. Ich erwähnte kleine Abweichungen in der Chronologie einzelner Gedichte bei Goedeke und den persönlichen Angaben Geibels in den „Heroldsrufen" und zog als Beispiel — wie ich nachher merkte, fälschlich — das schöne politische Klagelied: „Wie rauscht ihr Waldesschatten" an. Das Gedicht war dem Sänger desselben ganz entfallen; erst als ich den Schluß recitirte, rief er lebhaft: „Ja, jetzt weiß ich es genau, das Lied stammt aus dem Jahre 1849!" Er theilte mir mit; daß er beschäftigt sei, die Tagebücher aus den Jahren seines Aufenthaltes in Griechenland zu ordnen, und bedauerte, oft nichts weiter angegeben zu haben, als: „Morgens Lyrisches" u. s. w.; so ermangelten viele dieser Gedichte der bestimmten Angabe ihrer Entstehungszeit. „Alle übrigens", fügte

er schelmisch hinzu, „sind erlebt, sogar die schönen Schottinnen sind keine Phantasiegebilde.“

Ich nahm Abschied. Eine herzliche Einladung, von Ratzeburg aus, wo ich einen Schulfreund zu besuchen gedachte, noch einmal nach Lübeck zum Besuch zu kommen, mußte ich leider wegen meines nur kurzen dortigen Aufenthaltes dankbar ablehnen. Ein letztes Mal dankte ich dem theuren vielgeliebten Manne für alles Gute, was er mir früher und heut so reichlich erwiesen und fühlte noch ein letztes Mal den warmen Druck seiner Hand. Dann ging es hinaus nach so hellem Sonnenschein in die düstere Nacht an den einsamen Strand des Meeres. Lange noch wandelte ich voll seliger Freude umher und schrieb dann bei flackerndem Kerzenschein im Wirthshauszimmer meine Erinnerungen an den seltenen Abend nieder.

Homers schlichtes Wort klang in meinem Herzen nach:

„Τίς νύ μοι ἡμέρη ἥδε, θεοὶ φίλοι; ἦ μάλα χαίρω“

und mit Goethes Bruder Martin im „Götz“ sprach ich selig: „Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehen.“

Eine Erinnerung.

Von

Fr. von Hohenhausen.

Berlin.

Bei einem Ausfluge nach Norddeutschland in den sonnigen Tagen des Herbstes 1878 verweilte ich kurze Zeit in Lübeck, um den Lieblingsdichter der deutschen Frauen nach langer Pause wiederzusehen. Er war sehr leidend und erwartetete den Arzt, konnte also eigentlich keinen Besuch annehmen; als er aber meinen Namen erfuhr, ließ er mich in sein Wohnzimmer führen, wo er nach wenigen Augenblicken erschien. Sein Anblick erfüllte mich mit Wehmuth; sein Haar war grau geworden, sein Antlitz bleich und mager, nur seine Augen leuchteten noch in altem Feuer, auch die Worte, die er mit zitternder Stimme sprach, bewiesen, daß sein Geist und Herz gesund geblieben waren. Aber seine Klagen über die Krankheit, die an ihm zehrte, ein hart-

näckiges Magenleiden, vernichteten jede frohe Regung des Wiedersehens. Doch schien es ihn zu erheitern, daß ich Lübecks alterthümliche Schönheit aufrichtig bewunderte und daß ich soviel Theilnahme an seinem Ergehen zeigte. Er erzählte, wie glücklich er sich in seiner Vaterstadt fühlte und wie ehrenvoll seine Stellung dort sei. Auch, daß er seine einzige Tochter glücklich verheirathet hatte, erkannte er dankbar als eine der wenigen Lebensfreuden, die ihm geblieben war. Das Bild seiner frühverklärten Frau, seiner Amanda, die er immer „Ada" nannte, stand in einer Nische, wie auf einem Altare, von Kränzen und Blumen umgeben, in seinem Arbeitszimmer. Ich hatte sie leider nicht gekannt und betrachtete andächtig die holde Gestalt im einfachen, weißen Kleide, welche, einen vollblühenden Rosenkranz auf dem glattgescheitelten Haar, das kindlich reizende Gesicht lächelnd dem Beschauer zugewendet hielt; ich konnte mir lebhaft vorstellen, daß Geibel in dieser Frau den Genius seiner Poesie zu sehen geglaubt hatte. Doch war sein Herz vorher schon einige Mal durch weibliche Liebenswürdigkeit in seinen Tiefen bewegt worden. Außer für Cäcilie Wattenbach hatte er für das liebliche Mädchen geschwärmt, welches er in dem schönen Gedicht:

„Oh, sieh mich nicht so traurig an,
Du Röslein jung, Du schlankes Reh —
Dein Blick, der allen wohlgethan,
Mir thut er in der Seele weh"

einst feierte. Es war die Tochter jenes Baron Carl

von der Malsburg in Eſcheberg, wo Geibel ſich längere Zeit aufhielt. Sie ſcheint ſeine Gefühle erwidert zu haben, jedoch kam es nicht zu einem näheren Verhältniß, ſondern ein Graf Holnſtein bewarb ſich um Fräulein von der Malsburg und erhielt ihr Jawort. Meine Mittheilungen über dieſe Ehe erregten Geibels lebhafteſte Theilnahme. Auch meine genaue Bekanntſchaft mit den früheren Verhältniſſen von Eſcheberg gewährte ihm offenbar Vergnügen. Ich hatte mit allen den Bewohnern verkehrt, die er nur von Hörenſagen kannte. Die ſpaniſchen Bücherſchätze, welche Geibel dort zum Studium benutzte, waren durch den älteren Bruder des Beſitzers von Eſcheberg geſammelt worden, welcher ſich als Dichter und Ueberſetzer Calderons einen geachteten Namen erwarb. Dieſer Baron Otto von der Malsburg war ein litterariſches Original. Er lebte zur Glanzzeit von Tieck und Tiedge oft in Dresden. Nach dem Beiſpiel von Letzterem hatte er ein inniges Freundſchaftsverhältniß mit einer ſchönen Seele geſchloſſen, der Stiftsdame Philippine von Calenberg, welche ebenfalls Dichterin war und mit ihm gemeinſchaftlich recht werthvolle Ueberſetzungen aus dem Spaniſchen veröffentlicht hat. Sie kam oft nach Eſcheberg zu den Brüdern Malsburg und gab durch eine abnorme Aeußerlichkeit — ſie war ein bärtiges Mannweib —, ſowie durch antiquirte Sentimentalität viel Anlaß zu komiſchen Anekdoten. Indeſſen konnte ſie auch ſehr geiſtreich ſein; ihre Trauer um den frühen Tod

ihres Freundes Otto hat sie in wirklich schönen rührenden Gedichten verewigt. Sie starb mehr als achtzigjährig 1836 im Stifte zu Obernkirchen bei Bückeburg.

Beim Abschied von Geibel erfuhr ich noch, daß er am Abend seines Lebens durch die Freundschaft einer edlen Frau, die wie ein verklärender Sonnenuntergang ihn umschwebte, Herzenstrost und Seelenfreude gefunden hatte, er trug mir Grüße nach Berlin auf, nämlich an die verwittwete Fürstin Alma Carolath, geborene Baronesse von Fircks.

Erinnerungen an Emanuel Geibel.

Von **Max Grube.**
Leipzig.

Ein herrlich-sonniger Spätherbsttag war's als ich in Lübeck einfuhr. Das Holstenthor, welches dem Reisenden als erstes Wahrzeichen der ehrwürdigen Hansestadt gleich beim Verlassen des Bahnhofes in die Augen fällt, schien für den Sonntag förmlich frisch gewaschen und ausstaffirt zu sein, so glitzerten und funkelten die glasirten Ziegelmosaiken an dem wunderlichen alten Bauwerke, im Hafen lag ein mit hundert bunten Flaggen und Wimpeln prangendes Fahrzeug, am jenseitigen Ufer schienen die etwas schiefen Thürme der Marienkirche sich freundlich dem Strom von Reisenden zuzuneigen, der sich über die Hafenbrücke nach der Stadt bewegte und von den feiertäglich geputzten Spaziergängern mit der kleineren Städten so verzeihlichen Neugier gemustert ward. Ob wohl einer von ihnen auf den hochaufgeschossenen mageren Burschen geachtet

hat, der so siegesgewiß in die Stadt marschirte, als wäre ihm zu Ehren das Holstenthor vor mehr als 500 Jahren auferbaut worden und für seine Ankunft Straßen und Hausdielen so blitzblank gefegt und gescheuert.

Ja, ich kann's nicht leugnen, viel niedriger standen mir die Gedanken nicht, als ich mich ins Lübecker Engagement begab, ich hatte auch alles was einen einundzwanzigjährigen Jünger Thaliens zu so angenehmer Laune berechtigen konnte in der Tasche: erstens einen guten Kontrakt mit leidlicher Gage und Aussicht auf ungeheuer viel Beschäftigung und, was mir mindestens ebenso viel werth war, ein Empfehlungsschreiben an Emanuel Geibel und dies von keinem geringeren als vom „alten Holtei", dem alten Vagabunden, der schon lange wieder in seiner Heimathstadt an die Scholle gefesselt war, dem aber doch trotz all seines Schimpfens und Raisonnirens über das „verfluchte Theater" immer und immer wieder das Herz aufging, wenn er einen sah, der mit jugendfrischem Muthe hinaufbalanciren wollte auf die schwanken weltbedeutenden Bretter. „Da haben Sie auch was mit für den Geibel," sagte mir Holtei beim Abschied, „er ist freilich krank und ich höre, er sieht selten jemand bei sich — aber versuchen wollen wir's! Na, Sie brauchen mir nicht zu danken! Atje!"

Unvergeßlicher „Alter vom Berge" (so nannte ich ihn wegen seines Stammquartiers, den „Drei Bergen" in Breslau), ich wüßte kaum, wofür ich dir noch jetzt

mehr zu danken hätte, als für den großen Schreibebrief mit der etwas verwunderſamen Aufſchrift: „An den deutſchen Dichter Emanuel Geibel. Abſender Holtei.“

Holteis Warnung gehorchend, ſandte ich den Brief an Geibel und ließ anfragen, wann ich die Ehre haben dürfte vorzuſprechen. Die Antwort ließ nicht lange auf ſich warten. Mittags von zwölf bis eins war ſeine ſchmerzfreie Tagesſtunde. Der greiſe Dichter war von einem ſchmerzvollen Unterleibsleiden geplagt, das ihn jedoch merkwürdigerweiſe mit ziemlicher Regelmäßigkeit von zwölf bis eins und Abends von ſechs bis elf verließ, wofern er nicht verſäumte, pünktlich um neun Uhr Abends einen Teller Pflaumenmus zu ſich zu nehmen, was ihn zugleich nöthigte das Theater, faſt den einzigen Ort, den er Abends zu beſuchen pflegte, um dieſe Zeit zu verlaſſen. Von dieſer Gepflogenheit machte er nur in ſeltenen Fällen eine Ausnahme, um eine Vorſtellung ganz genießen zu können. Dann nahm er ſein einfaches Medikament durch den Rücken einiger treuen Freunde gedeckt, in dem ziemlich primitiven Foyer des Hauſes heimlich zu ſich, „um niemand Aergerniß zu geben“, wie er meinte.

Doch zurück zu jenem erſten Beſuch. Ich trat in ein einfaches Hinterzimmer, deſſen Fenſterwand durch Bücherſchränke in zwei Niſchen getheilt war und welches, rings mit Büchergeſtellen umgeben, ganz einfach mit einem Sopha, Tiſch, einigen Holz- und einem großen

Lederstuhl ausgestattet war, welchen bei meinem Eintritt ein majestätischer schwarzer Kater grimmig schnurrend, wie der Tiger im „Handschuh" verließ. Eine kurze Weile und ich sah in das freundliche Antlitz Emanuel Geibels. Unter einem schwarzen Sammtkäppchen legten sich die silberweißen Haare noch immer mit jugendlichem Schwunge über den Hinterkopf, weiße starke Brauen zogen sich in großer Linie über die blauen Augen, deren sinnend-liebevollen Reiz kein Bild und keine Photographie jemals wiedergeben konnte. Diese gütigen Augen paralleliſirten den kühnen scharfen Schnitt des Kopfes, der in dem starken Schnurr- und Knebelbart, dessen untere Partie sich wieder etwas aufwärts lockte, sonst etwas außerordentlich Energisches besaß. Ein weiter Sammtrock umhüllte die nur mittelgroße, etwas vornüber gebeugte Gestalt; so trat er, wie ein Bild eines alten Niederländers, aus dem dunklen Hintergrunde auf mich zu. Was er bei dieser ersten Zusammenkunft mir gesagt — ich schäme mich eingestehen zu müssen, daß ich es nicht mehr weiß, ich habe nur den Eindruck, daß mir's unendlich wohl und weit ums Herz bei dem berühmten Mann geworden ist. Vielleicht wäre die Erinnerung daran lebhafter geblieben, wäre mir nicht der Eindruck allmählig ein alltäglicher geworden, da ich das Glück hatte bald in Geibels Hause ein fast täglicher Gast zu werden.

Emanuel Geibel war eine feurige Natur, überquellend in der Liebe wie im Hasse, in jugendlicher

Raschheit. Ihm konnte nichts für schön gelten, was auch nur im geringsten über die Grenzen des Sittlichen hinausschweifte, aber über dieses hatte er manchmal verwunderliche Ansichten, wenigstens konnte und kann ich mich noch nicht dazu verstehen, ihm Berechtigung zum Hasse einer „bösen Trias" zuzugestehen. Diese bösen drei waren Gutzkow, Brachvogels Narciß und — Richard Wagner, dessen Musik er für unsittlichen Sinneskitzel oder überhaupt für gar keine Musik erklärte. Da gabs kein Parlamentiren oder gar Widersprechen, dann sprühten die blauen Augen zornige Flammen, unruhig wild und immer wilder schob er das Sammtkäppchen hin und her, bis er es endlich im höchsten Affekt mit einem stentortönig herausgedonnerten Kraftworte herunterriß. Dann folgte gewöhnlich eine schwüle Pause, bis das Mützchen wieder auf seinem angestammten Platze saß und das Versöhnungswort „item" gefallen war, mit welchem er immer auf ein entgegengesetztes Gesprächsthema überzugehen liebte: Item reden wir nicht mehr davon! Die trefflichen ältern und jüngern Freunde Geibels kannten seine kleine Schwäche und ließen es selten bis zur ganzen Eruption des Vulkans kommen. Zu lernen gab es für mich viel bei dem Dichter, denn gerade das Drama und die Schauspielkunst waren eigenthümlicherweise das Lieblingsstudium des großen Lyrikers. Die Lübecker Bühne hatte zu jener Zeit im ernsten Drama einen Aufschwung genommen, dessen noch jetzt dort ehrenvoll ge-

dacht wird. Ein talentvoller, energischer, leider aber unpraktischer und rücksichtsloser junger Direktor hatte, begeistert von den Meiningern, dort eine Meiningerei in nuce hergestellt und eine eifrige Schaar junger Talente unterstützte ihn mit Feuereifer, so daß viele klassische Stücke in wirklich tadellosem Ensemble in Scene gingen. Niemand war hierfür anerkennender und dankbarer als unser Dichter. Freilich soll es nicht angenehm gewesen sein, in seiner Nähe im Theater zu sitzen, denn wenn er mit jugendlich gespannter Aufmerksamkeit dem Spiele folgte, gab er seinem Beifall und seinem Tadel immer in flagranti Luft, wie er denn auch oft selber das Zeichen zum Applaus gab. Stück und Darstellung wurden dann regelmäßig genau von ihm besprochen, wenn sich wieder ein kleiner Freundeskreis bei ihm versammelte und dann war er durchaus nicht rechthaberisch, sondern ließ selbst in der Darstellung seiner eigenen Dichtungen andere Meinungen gelten. So spielte ich einmal den Scipio in seiner Sophonisbe. Dieser junge Eisenkopf tritt in einer Hauptscene allein mitten in das aufruhrbewegte Lager der Numider und zwingt die Rebellen durch die Macht seiner Person und seines Wortes zum Gehorsam. Geibel hatte sich den Feldherrn in großer Extase hereinstürmend gedacht mit Adlerblick und Feuerworten, ich wollte mit eiserner Ruhe in die brandenden Wogen schreiten und sie mit Eiseshauch zum Erstarren bringen. Da gab's natürlich erst manchen Kampf — als er es aber auf der Probe sah, rief er laut: „Grube

hat Recht, hat Recht, hat ganz Recht" und schien hoch erfreut zu sein. Im allgemeinen liebte er aber rhetorischen Schwung und las selbst mit hinreißendem Feuer vor, das nur wenig durch einen Anklang von falschem Pathos getrübt war, in welches Dilettanten der Schauspielkunst so leicht verfallen. — Eine besondere Freude darf ich mich rühmen dem Dichter bereitet zu haben durch die Darstellung und Inszenierung seines „Meister Andrea". Dies Lustspiel ist wenig bekannt und es wäre eigentlich eine Ehrenpflicht der Bühnen, es wieder hervorzuholen, um so mehr, als es eine lohnende Arbeit ist und einem Publikum, welches den phantastischen Humor von „Was ihr wollt" versteht und sich an den barocken Figuren in der „Bezähmten Widerspenstigen" herzlich zu freuen vermag, immer gefällt — wofern es im geistreichen Tone der italienischen Maske gespielt wird, wie dies jetzt bei den erwähnten Stücken an allen guten Bühnen geschieht. Ich habe es mit bestem Erfolge nicht nur in Lübeck, sondern auch auf kleineren und größeren Theatern gespielt, zuletzt am Stadttheater in Bremen. Seine erste Aufführung erlebte das Lustspiel im Jahre 1847 in Berlin und zwar am königlichen Hofe. Den Bonvivant Buffalmaco spielte damals ein Mann, der nachmals sich auf einem ernsthafteren Schauplatz großen Ruhm erwarb: Friedrich Wilhelm, Prinz von Preußen, jetzt „unser Fritz".

An die Bremer Aufführungen des „Andrea" knüpfen die letzten Briefe an, welche ich von der Hand Emanuel

Geibels besitze, er schrieb überhaupt Briefe nicht gern und, wie er behauptete, nicht leicht.

Stets von allem Geschäft in der Welt das verhaßteste war mir
Briefe zu schreiben. So leicht mir das Wort in lebendiger Rede
Fließt, wenn die Sache mich reizt, so schwer entströmt es der Feder.
Langsam brüchig und kalt, als ob auf dem längeren Umweg
Aus dem Herzen aufs Blatt mir Gefühl und Gedanke gefröre.

so beginnt er seine „Deprecation" in den Spätherbstblättern. Besonders peinigten ihn die Antwortschreiben auf die ihm zur Prüfung übersandten Manuskripte, welche oft von recht unberufener Hand herrührten, die er aber doch mit rührender Gewissenhaftigkeit behandelte. Im äußersten Nothfalle machte er wenigstens Stichproben und schlug die Konvolute bald hier bald da auf. Nichts konnte ihn von dieser zeitraubenden und unerquicklichen Arbeit zurückhalten. „Hätte ich mich vor dreißig Jahren von einem Dutzend Mittelgut-Gedichte zurückschrecken lassen, so hätte ich nicht die Perlen entdeckt, welche schon damals Paul Heyses Liedermund entströmten."

Einmal hatte ihm eine Dame vier dicke Bände Poesie geschickt, noch dazu in augenmörderischer Schrift. Geibel war empört. „Diese Frechheit," rief er einmal über das andere, „aber ich habe es ihr auch geschrieben — eine wahre Unverschämtheit!" Nach einer Weile setzte er hinzu: „Item, lieber Grube, Sie könnten mir ehrlich sagen, ob ich nicht zu grob geworden bin. Ich habe den ganzen Vormittag über den Brief gedacht." Und nun produzirte er ein Schreiben:

„Mit dem könnt' eine Edelfrau
Am höchsten Feiertage geh'n."

Er erklärte es jedoch für den Inbegriff aller Grobheit und ich fürchte, er hat es sich noch einen Vormittag kosten lassen, um den herben Inhalt in noch freundlichere Worte zu fassen.

Zwei Jahre durfte ich Emanuel Geibel's Wohlwollen und Umgang genießen, dann verließ ich die liebliche Travestadt. Dreimal sah ich dann Geibel wieder. Zuerst gelegentlich eines längeren Gastspiels, das ich in Lübeck absolvirte. Er schien noch leidender als wie ich ihn verlassen hatte, ging aber dennoch einmal in's Theater, um meinen Shylock zu sehen, mit dem er nie recht einverstanden war und an dem er auch damals noch viel zu tadeln fand. Wir sprachen viel über die schwierige Aufgabe, die ich jetzt nach seiner richtigen Auffassung zu lösen versuche, er wurde immer lebendiger und zuletzt so lebhaft wie in besseren Tagen. Dann besuchte ich ihn nur flüchtig, da mir zwischen der Bahnfahrt und einer Vorlesung im Lübecker Schillerverein nur wenig Zeit blieb und gerade ebenso war's im Januar dieses Jahres. Da saß er wieder im Sammtrock und mit dem schwarzen Käppchen und das Auge blickte noch ganz so freundlich — aber es blitzte nicht mehr, sondern schien träumend schon hinüber zu blicken in ein unbekanntes Land. Bart und Haar hatten den eigenartig kühnen Schwung verloren, die scharfen Linien des Profils waren weit und verschwommen geworden. Er

erkannte mich wohl und schien sich zu freuen — aber ein Gespräch wollte nicht in Gang kommen. Ich konnte es nicht lange ertragen und verließ ihn bald. „Auch das Schöne muß sterben.“ Schmerzlos ist er endlich eingeschlummert. Vielleicht, indem ich dieses niederschreibe, klingen die Glocken vom St. Marienthurm und die Stadt Lübeck leitet ihren Ehrenbürger zu Grabe. Im Herzen der deutschen Jugend wird er fortleben und wer das Glück hatte, ihm persönlich nahe zu treten, wird mit Marc Anton ihm nachrufen:

Sanft war sein Leben und so mischten sich
Die Element' in ihm, daß die Natur
Aufstehen konnte und der Welt verkünden:
Das war ein Mann!

(Magazin für Literatur des In- und Auslandes.)

Eine Erinnerung.

Von
Karl Goedeke.
Göttingen.

Bei einem mehrwöchigen Besuche, den mir Geibel 1856 in Celle machte, pflegten wir Abends nach Tisch Thee oder Wein zu trinken. Es geschah wohl, daß im Thee einmal ein Blättchen sich durchgeschlichen hatte, was ich nicht liebte und zu rügen nicht unterließ. Wenige Tage vor dem Abschiede brachte Geibel mir ein Theesieb mit folgendem angehefteten Gedichte:

Da ein Blatt von China's Kraute,
Das in Deiner Tasse schwimmt,
Oft beim Lesen Dich verstimmt,
Daß Du Deines Sängers Laute
Schlägst in Trümmer wuthergrimmt,
Laß mich, Freund, dem zorn'gen Triebe,
Der Dich reizt zum Dichtermord,
Einhalt thu'n mit diesem Siebe;
Brauch's und richte mich mit Liebe
Wie vor Zeiten auch hinfort.

14. Juli 1856. E. Geibel.

Zwei Anekdoten aus dem Leben Geibels.

Mitgetheilt
von
Rudolf Goette.
Dresden.

Den zahllosen Verehrern des Dahingeschiedenen, welche dieses Gedenkbuch zu Ehren des großen Todten mit Freuden begrüßen werden, dürfte es auch willkommen sein, einzelne kleinere Züge aus dem Leben des Verewigten zu erfahren. Ich theile deshalb an dieser Stelle einige Anekdoten mit, die ich durch Herrn Professor Karl Goedeke in Göttingen, den langjährigen Freund Emanuel Geibel's, erfahren habe und zu deren Veröffentlichung mich dieser ermächtigt hat.

In den fünfziger Jahren wurde Geibel in München mit Paul Heyse, Friedrich Bodenstedt und andern Notabilitäten der dortigen Schriftstellerwelt von dem dortigen preußischen Gesandten zum Souper geladen. Als kaum die Unterhaltung in Fluß gekommen, fragte der Gastgeber plötzlich, ob wohl einer

der Herren etwas zum Vorlesen mitgebracht habe. Die Frage begegnete in der Gesellschaft begreiflicherweise ziemlich erstaunten Gesichtern; Geibel aber erhob sich, schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten und rief aus: „Sind wir denn Spielleute, die zum Dank für die Mahlzeit eins aufspielen sollen?“ Natürlich folgte diesem plötzlichen Ausbruch einer leidenschaftlichen Seele peinliche Stille und verlegenes Hüsteln, die Unterhaltung kam erst allmählich und mühsam wieder in Fluß, später ein frostiger Abschied und — der preußische Gesandte lud keine Litteraten mehr ein. Ich erzähle diese Begebenheit ganz unbedenklich, weil sie nur das ausgeprägte Gefühl der Manneswürde bei unserm Dichter zeigt, der eine wenig tactvolle Zumuthung in allerdings etwas drastischer Art zurückwies.

Eine zweite Anekdote bezieht sich auf ein persönliches Erlebniß Carl Goedeke's mit seinem Freunde. Die Beiden, der Dichter und der Litterarhistoriker, hielten sich im Anfange ihrer Bekanntschaft auf einer gemeinschaftlichen Gebirgsreise einige Tage zusammen in Ilfeld, einem kleinen Kurorte im Harz, auf. Eines Abends, als die neuen Freunde sich auf ihr Zimmer zurückgezogen hatten, bemerkte Goedeke im Lauf der Unterhaltung, daß ihm jedes Verständniß Beethovenscher Symphonien abgehe, auch dieselben nicht den geringsten Eindruck auf ihn machten. Geibel, bekanntlich ein leidenschaftlicher Bewundrer Beethoven's, fährt nach dieser Aeußerung entsetzt auf: „Das ist ja

eine unerhörte Blasphemie! Ich ſehe wohl, daß wir nicht zu einander paſſen; es iſt beſſer, wir brechen den Verkehr ab und trennen uns morgen.“ Goedeke, durch die unmotivirte Heftigkeit des Dichters ebenfalls gereizt, erklärt ſich ſofort bereit, auf den Vorſchlag einzugehen, und ohne einander gute Nacht zu wünſchen, legen ſich beide zu Bett. Am andern Morgen that Geibel, als ſei nichts vorgefallen, und auch Goedeke berührte die Angelegenheit nicht mehr. Das Zerwürfniß war alſo nur von kurzer Dauer, während die Freundſchaft beider Männer durch alle Wandlungen der Jahre fortbeſtand.

Am Luganersee.

Von

Oscar Jerschke.

Straßburg i. E.

Es war einer jener herrlichen Frühlingstage, wie sie nur an den oberitalischen Seen inmitten dieser gigantischen Welt blühender Alpen und duftender Thäler genossen werden können. Der ganze Lago Ceresio, der sich vor seinen Genossen, dem Lago di Como und dem Lago Maggiore, durch den überraschenden Wechsel seiner Landschaften und die kecke Form seiner Gebirge auszeichnet, blitzte und schillerte in einem Geleucht von tausend Farben. Zahllose kleine Barken mit wehenden Wimpeln in den schweizerischen, deutschen und italienischen Farben friedlich neben einander tummelten sich lustig schaukelnd auf den kräuselnden Wellen. Hier ein verliebtes junges Pärchen, das sich küßte und herzte, ohne daß der graubärtige Schiffer, der ihnen die Ruder führte,

darüber auch nur eine Miene seines sonnenverbrannten Gesichtes verzog, sah er doch jeden Frühling tagtäglich dasselbe Schauspiel in ewig wechselnder Variation; dort eine Schaar singender Gesellen, die nach Melide fuhren oder nach Candria, um bei Vater Peppo eine Flasche purpurfarbenen Barbera's zu trinken und dem Boccia-spiel der Italiener zuzuschauen. Auf dem Staden der Stadt unter den rauschenden Kastanienbäumen herrschte das rege summende Leben des Kurortes. Prächtige Karossen, Omnibus und Droschken rollten hin und her und ein unaufhaltsam fluthendes Gewühl von Spaziergängern wogte durcheinander: arme Kranke, die der Tod schon gegrüßt, übermüthige Gesunde, die lachend und singend und die Mädchen neckend ihren lebensfröhlichen Weg wanderten. Dazwischen tönte das unaufhörliche, seltsame Geläut der Glocken, das schrille Pfeifen der Dampfer, die dichtbesetzt mit Touristen auf dem See hin- und wiederfuhren, das dumpfe Donnern und Tosen der Eisenbahnzüge, die von Luzern oder Mailand her stündlich neue Schaaren in das liebliche Lugano trugen.

An der Landungsbrücke des Dampfschiffes löste eben der alte wettergraue Giuseppo einen seiner schmucksten Kähne, die „Helvetia", von der Kette, legte vier schwere, kräftige Ruder in die Riemen, pflanzte am Bug eine Fahne auf, entrollte sie und lustig flatterten die deutschen Farben schwarz-weiß-roth über der Barke. Es mochte etwa gegen vier Uhr Nachmittags sein.

Da kam aus einer der vielen Straßen, die am

Hafenplatz münden, ein Trupp von fünf jungen Gesellen. Giuseppo schien sie schon zu kennen, denn mit einem freundlichen „buon giorno, Signori!“ lud er sie in die bereitstehende Helvetia ein. Der eine von ihnen blieb am Ufer zurück und während die andern vier vom Lande stießen, rief er ihnen noch zu: „In einer Stunde komme ich euch nach, a rivederci!“. Dann flog die Helvetia pfeilschnell über die Fluth.

Unter den vieren im Boot befand ich mich selbst. Die anderen drei und der Zurückgebliebene waren meine Freunde. Wir hatten uns alle erst in Lugano kennen gelernt und doch waren wir in den wenigen Wochen unseres Beisammenseins hier in der Fremde vertrauter mit einander geworden, als dieses vielleicht daheim selbst eine langjährige Gewohnheit mit sich gebracht hätte. Es war an einem Abende gewesen, als ich in eine der vielen Weinlauben im Innern der Stadt ging, um einen guten Chionti zu trinken. Die Tische waren so gut besetzt, daß ich nur noch an einem kleineren Platz finden konnte, an dem zwei Gäste saßen. Es ergab sich bald eine Gelegenheit zn einem Gespräch und nicht lange währte es, als wir uns kannten. Auf den beiden Karten, die mir übergeben wurden, las ich die Namen „Du Bois, Paris“ und „Harry Taylor, London“. Da traten zwei italienische Mädchen durch die Thür und begannen zu spielen, die eine von ihnen führte die Geige, während die andere auf der Guitarre begleitete. Es ist seltsam, welche Kunstfertigkeit diese Italiener besitzen und mit

welcher Geschicklichkeit oft der einfachste dieser Leute, oft das unansehnlichste dieser armen Mädchen irgend ein Instrument handhaben. So spielten auch diese beiden Schwestern mit einer so innigen Liebe und Hingebung, mit einer solchen Kraft und Feinheit, daß wir erstaunt zuhörten. Als sie geendet hatten, bat sie Du Bois um die Geige. Es ging ein Lächeln durch die Reihen der anderen Gäste, als der schlanke Franzose mit dem dunkelschwarzen Lockenhaar und den träumerischen großen Augen die Geige nahm und sie zu stimmen begann. Es ereignete sich ja jeden Abend, daß ein ehrgeiziger Jüngling seine eigene musikalische Beanlagung zeigen wollte und am Ende das höhnische basta, basta! der Gäste seine kratzenden Töne erstickte. Aber dieses Mal dauerte es keine Minute und das Lachen und Lärmen, Gläserklappern und Reden schwieg: Du Bois spielte und wie ganz verloren in sein eigenes Spiel sah er nicht mehr, was um ihn vorging. Einige klingende Accorde gaben ihm zu erkennen, daß die Geige Marguerita's wenn auch nicht zu den besten gehörte, so doch auch nicht schlecht war, und nun zwang er die Saiten zu einem wundersamen, melodienreichen Gesange, den er allmählich hinüberleitete in Schuberts ergreifendes Lied: „Das Meer erglänzte weit hinaus". Noch nie hatte ich eine solche Fülle von Tönen aus den einfachen vier Saiten einer Geige entlocken hören, noch nie den Bogen mit einer solchen kühnen und beherrschenden Meisterschaft führen sehen. Als Du Bois geendet, rauschte ihm ein

Sturm begeisterten Beifalls entgegen und das evviva, da capo und alla salute di Lei wollte kein Ende nehmen. Da traten zwei junge frisch ausschauende Männer auf unseren Tisch zu und streckten Du Bois die Hände entgegen.

„Sie haben uns", redete ihn der größere der Beiden, eine kräftige Gestalt mit hellblondem Haar und treuherzigen blauen Augen, in wohlklingendem Französisch an, „eine unnennbare Freude gemacht und ich danke Ihnen recht herzlich in meinem und meines Freundes Namen; erlauben Sie mir, daß ich Ihnen denselben hier als einen jungen Poeten Signor Fiorito, einen Florentiner, vorstelle; mein eigener Name ist Oeberlin und ich nenne die deutsche Schweiz meine Heimath. Wenn ich auch selbst das geflügelte Roß nie bestieg, so bin ich wie Fiorito ein glühender begeisterungsfreudiger Verehrer alles dessen, was uns das Leben adelt, Poesie und Musik, und drum allen dankbar, die sie uns bieten."

Du Bois dankte und schlug kräftig in die dargebotene Hand ein. Wir baten Fiorito und Oeberlin, an unserem Tische Platz zu nehmen, was sie freundlich annahmen.

„Doch zuvor", begann Fiorito in dem herrlich klingenden Idiom Toscanas, „erlaubt mir, Maestro Du Bois, daß ich zunächst den schuldigen Tribut der Gäste einsammle und das Gesammelte mit Eurer gütigen Erlaubniß den beiden Mädchen überreiche."

Dann nahm er unter dem Jubel und Bravorufen

der Gäste einen Teller und wanderte von Tisch zu Tisch. Da gab es ein helles Klingen und Springen von Münzen, und als er wieder in unsere Mitte zurückgekehrt, war der Teller ganz mit Silberstückchen bedeckt. Mit jenem glücklichen Lächeln, wie es nur die edelste Freude zu schaffen vermag, überreichte er dann im Namen des „illustrissimo maestro Du Bois“ den Teller den beiden Mädchen, die ihn mit freudestrahlendem Antlitz in Empfang nahmen. So reiche Gabe wurde ihnen ja selten gespendet; arm und anspruchslos, nur der Noth gehorchend, warben sie sich sonst ein kümmerliches Brod. Den Zudringlichkeiten und Spöttereien roher und gefühlloser Gäste gar oft ausgesetzt, wußten sie heute doppelt die edle Gabe zu schätzen.

Es hatte längst schon Mitternacht geschlagen, als wir fünf junge Burschen immer noch beisammen saßen, und es schien, als ob wir mit jeder Viertelstunde, die in das Meer der Vergangenheit rollte, zutraulicher und offener wurden. Wir wußten es bald, daß wir alle, wenn auch verschiedenen Nationen angehörend, doch mit einander eins waren in der begeisterungsfreudigen Liebe zum Idealismus; wir fühlten es bald, daß wir Kinder eines Geistes waren, daß uns allen die heilige Lust an der Poesie, der Kunst durch die Adern brauste. Diese Entdeckung berauschte uns so gewaltig, daß wir nicht aufhören wollten, die neugeschlossene Freundschaft im perlenden Feuergolde des Asti spumante zu feiern. Es war um so mehr ein glücklicher Zufall, daß wir uns

alle so trefflich verstanden. Französisch und deutsch sprachen wir alle fünf, englisch und italienisch verstanden wir wenigstens, wenn Fiorito und ich auch nicht englisch und Oederlin nicht italienisch sprechen konnte.

Endlich aber gemahnte uns doch die tiefe Nachtruhe an das Nachhausegehen. Ehe wir auseinander gingen, verabredeten wir, uns jeden Nachmittag zu einer gemeinsamen Kahnfahrt oder einem Spaziergang in die herrlichen Umgebungen am Landungsplatze der Dampfschiffe zu versammeln.

Schon bei unserer ersten Fahrt, die sich über die italienische Grenze nach Porlezza zu erstreckte, machte Fiorito einen Vorschlag, der mit allgemeinem Jubel aufgenommen wurde.

„Wie wäre es, amici, meinte er, indem er uns bedeutete, einige Augenblicke mit Rudern inne zu halten, wenn wir die wenigen Wochen, die wir hier in dem lieblichen Lugano zusammen weilen, dazu benützten, um uns einmal in das geheime dichterische Denken und Fühlen der Nationen zu vertiefen, denen wir angehören. Wäre es nicht herrlich, wenn wir an jedem Nachmittage, an denen wir die wunderbare Herrlichkeit dieser blühenden Natur in uns aufnehmen, in der Weinlaube von Melide oder unter den Olivenbäumen von Candria sitzend versuchten, die Lyrik unserer Völker so gut es geht kennen zu lernen; denn gerade durch seine lyrischen Dichter hat ein jedes Volk am besten und herrlichsten aussprechen lassen, wie es denkt und fühlt, wie es liebt

und betet, wie es trinkt und singt, und gerade hier in dieser blühenden Welt und fern von der Gewohnheit des Alltagslebens werden wir am besten den Geist eines jeden Volkes in seiner Lyrik verstehen können. Beginnen wir mit dem Volke, dessen Sprache wir hier sprechen müssen und dem ich selbst mit Lust und Freude angehöre und wechseln wir dann Tag um Tag. Mit größeren Schätzen und herrlicheren Erinnerungen werden wir dann einst von einander und von diesem gesegneten Fleckchen Erde scheiden, als die große Masse der Menschen, die zufrieden sind, wenn sie an der Table d'hôte einen guten Braten verspeisen, eine schnatternde Conversation über Wind und Wetter führen und bei jedem neuen Ort, der ihnen in die Ohren klingt, ausrufen können: „da bin ich auch gewesen!“ Ich glaube, daß ich euch allen aus der Seele rede.“

Mit Jubel nahmen wir andern diesen Vorschlag auf und setzten dann mit neuer frischer Kraft unsere Ruder ein. Als wir in Candria angekommen waren und auf dem blitzenden Marmortische unter dem blühenden Jasminbusche der Asti in den Gläsern funkelte, zog Fiorito ein Buch aus der Tasche seines Sommermantels. Es war Giacomo Leopardi; mit ihm begannen wir die Reihe unserer Vorlesungen. Ich kann die Begeisterung und die Schwärmerei nicht schildern, mit welcher wir den klingenden Rythmen Leopardi's lauschten und schon dieser erste Tag war uns ein Beweis dafür, daß die Stunden, in denen wir Fioritos

Plan zur Ausführung brachten, zu den unvergeßlichsten unseres Lebens rechnen durften.

Diese Unterhaltungen hatten wir Tag für Tag fortgesetzt und kaum konnten wir immer die Zeit erwarten, wo wir uns auf den rauschenden Fittigen der Poesie in das ewige Sonnenland tragen ließen und die Musen an die bekränzten Tische luden.

Ugo Foscolos Gedichte lasen wir in dem lieblichen Sorengo, das wie ein trauliches Zaunkönigneſt versteckt liegt in blühenden Lauben, blühenden Büschen und blühenden Wäldern. Henry Longfellows und Thomas Moores ergreifende Lieder entzückten uns in Melide, Béranger und Musset in einer stillen, freundlichen Osteria am Monte Bré, wo wir den berückenden Anblick über das ganze Thal und den blitzenden See genossen.

So fuhren wir auch an jenem Frühlingstag, mit dem diese Schilderung beginnt, wieder einmal über den See. Oederlin war, wie erwähnt, zurückgeblieben, da ihn Geschäfte zurückhielten, doch hatte er uns versprochen, in einer Stunde allein nachzukommen. Nach einer halben Stunde kräftigen Ruderns waren wir am gegenüberliegenden Seeufer, dort wo sich der Monte Caprino mit seinen abschüssigen Hängen in den See stürzt, angekommen. Wir landeten an der Stelle, wo eine tiefe Schlucht wie ein gewaltiger Riß in den Berg hineingeht. Auf diesem kleinen Fleckchen Erde hatten wir schon oft manche Stunde verträumt, denn er wollte

uns von allen andern Punkten der Umgebung als der schönste dünken.

Wir ließen uns an unserem gewohnten Platze hinten an der alten Mühle in dem Garten des Vater Bartolomeo nieder und waren nichts weniger als erzürnt darüber, daß wir die einzigen Gäste waren.

Diesmal war die Deutsche Lyrik an der Reihe, und nachdem wir schon an früheren Nachmittagen einige charakteristische Sachen von Uhland und Heine gelesen, hatte ich für heute Emanuel Geibel gewählt. Meine Freunde kannten ihn alle und besonders Fiorito trug dem Sänger von Lübeck eine warme Verehrung entgegen. Wie wir es immer gethan hatten, so mußte auch ich diesmal zuvor eine kurze Lebensgeschichte und Charakteristik Geibels geben. So pries ich ihn denn und schilderte ihn als den deutschen Lyriker, der die ganze Eigenart des deutschen Nationalgeistes in sich vereinige.

„Mein Vaterland", sprach ich, unwillkürlich hingerissen von einer warmblütigen Begeisterung, „mein Vaterland darf gerecht stolz sein auf seinen Lübecker Sänger, der die Sprache seines Volkes mit einer Meisterschaft handhabt, wie vor ihm kein anderer. Was ihn aber vor allem auszeichnet, was ihn mitten in dieser Welt eines immer mehr und mehr anwachsenden Materialismus, einer gottverlorenen Menschenüberhebung mit einem fast engelhaften Schimmer umgiebt, das ist sein unerschütterlicher, gottgläubiger Idealismus; er hat

sich mitten in dieser Taumelwelt von Sinnenlust und Indifferentismus gegen alles Hohe und Heilige sein Herz und seine Seele spiegelrein gehalten und mit der ganzen zerschmetternden Kraft seiner blitzenden Gedanken ringt er gegen die Zeit und ihren entarteten Geist. In ihm, Freunde, schaut ihr den deutschen Charakter in seiner schönsten Vollendung.

Bringen wir darum heute im Geist dem Sänger von Lübeck einen freudigen Gruß im italischen Wein und seien wir der Hoffnung voll, daß er noch lange leben möge zum Ruhme und zur Lust aller derer, die die Poesie lieben."

Die Gläser klangen zusammen und im feierlichen Echo tönte es von den Felsen wieder: Evviva Emanuele Geibel!

Dann begannen wir der Reihe nach zu lesen. Ich selbst wählte mir zuerst eine kleine Auswahl von Liedern, die den Frühling und die blühende Natur preisen, unter ihnen das schöne Lied:

O gedenkst du der Stund', als auf schimmernder Bahn
Ueberm See von Sankt Wolfgang uns wiegte der Kahn,
Wo die Felswand sich gipfelt aus laubiger Nacht
Und die Tiefe der Flut ist wie lichter Smaragd?

Fiorito las das Lob der Einsamkeit und das ergreifende Lied: „Tempora mutantur". Du Bois wählte die schönsten der Poesien aus Athen und Harry Taylor mehrere von des Dichters herrlichen Balladen.

Noch nie bin ich so von der entzückenden Schönheit Geibel'scher Verse hingerissen worden, als gerade hier.

Genossen wir sie doch an der Quelle, aus der er sie selbst geschöpft, mitten in der blühenden lebendigen Natur; so wurden wir von ihm belehrt, bezaubert, hingerissen, daß wir schier selbst nicht mehr wußten, ob der Ort, auf dem wir standen, ein Stück jenes unglückseligen Gestirnes sei, auf dem die menschliche Leidenschaft und die menschliche Ueberhebung ihre unseligen Kriege und Triumphe feiert, oder ein Stück des Paradieses, in dem nur das Schöne, Gute und Wahre lebendig ist und der verklärte Geist Gottes lächelnd durch die eigene Schöpfung wandelt. Wir wähnten uns bessere Menschen und wir fühlten fast, wie der Genius Geibels leise in unser Herz einzog, um es zu adeln, zu weihen und all das verschwommene und zweifelhafte Dunkel mit dem glänzenden Lichte zu überfluthen.

Wir wähnten, Emanuel Geibel säße selbst mitten unter uns und lauschte lächelnd unserem Gespräch. Und wenn wir dann sein Lob im Asti tranken, war es uns, als stieße sein Glas mit dem unsern zusammen. So wurden unsere Köpfe immer glühender, die Augen glänzender, wie von heiligem Feuer durchloht. Da ergriffen wir noch einmal die vollen Gläser und wollten noch einmal das „evviva Emanuele Geibel“ in den Felsen widerhallen lassen. Aber wie ich mein Glas hob und mit freudigem Ruf an die andern stieß, sprang es mit einem gellenden Klang in Stücke. Die Scherben klirrten auf die Marmorplatte und der schäumende Wein verzischte, jäh hinabstürzend, im Boden.

„Das bedeutet nichts gutes," rief ich wie von einer plötzlichen Ahnung geängstigt und überwältigt.

Meine Freunde lachten und scherzten über mich und meinen Aberglauben, aber mir war es auf einmal, als wäre eine Saite in meinem Herzen gerissen. Und wie ich noch sinnend stand und mich der abergläubischen Gedanken nicht erwehren konnte, sah ich auf dem leuchtenden See einen Kahn auf unsere Schlucht zusteuern. Es war unser zurückgebliebener Freund Oederlin. Aber seltsam, der sonst so überschäumende, lebensfrohe Gesell rief keinen Gruß von der See herüber, sein ganzes Wesen hatte etwas ernstes, feierliches, und nur langsam näherte sich sein Kahn dem Lande.

Als er die Kette des Bootes um einen festen Stein geschlungen, trat er wort- und grußlos in unsere Mitte, daß wir ihn besorgt und eine schlimme Nachricht ahnend ansahen. Er aber winkte wie abwehrend mit der Hand und sprach: „Liebe Freunde, ich bringe Euch eine traurige Nachricht" und mit diesen Worten legte er eine frische Nummer des Mailänder Blattes „Il Secolo" auf den Marmortisch. Unser Blick fiel wie von einer dämonischen Kraft geleitet auf — Emanuel Geibels Bild, auf Emanuel Geibels Todesnachricht!

Da ging uns der Ernst dieser Trauerbotschaft tief zu Herzen. Emanuel Geibel, den wir alle noch lebend glaubten, und auf dessen Lust und Leben wir

ſoeben noch in übermüthiger Weiſe getrunken hatten, der Dichter, der uns ſoeben in ſeinen Liedern ſo wunderbar nahe getreten war, er lebte nicht mehr! Wir hatten nichts davon geahnt, daß er ſchon vor etlichen Tagen in die ewige Heimat abberufen war, bis uns heut das italieniſche Blatt die Nachricht brachte!

Die Worte, die dem heimgegangenen Dichter gewidmet waren, und die uns Fiorito mit einer vor Erregung zitternden Stimme vorlas, waren ſo ſchön, ſind für uns Deutſche als der Ausdruck italieniſcher Verehrung für Emanuel Geibel ſo warmherzig und beredt, daß ich es mir nicht verſagen kann, ſie an dieſer Stelle in ihrem Wortlaut wiederzugeben. Sie lauteten:

„Un' altra splendida meteora del cielo germanico s' ecclissò! Tutta Germania lo rimpiangerà; egli fu veramente popolare, chè la sua Musa fu dolce e verile, come l'amore e il patriottismo.

Il poeta gentile e forte morì dopo lunghi anni di sofferenze, in Lubecca sua patria. Colà viveva ritirato e visitato ad intervalli da illustri amici e da principi.“

Dann folgte ein Lebensabriß des Dichters, ſowie eine Ueberſicht ſeiner Schöpfungen, von denen beſonders die Gedichte: „Der Mythus vom Dampf“, „der Tod des Tiberius“, „der Bildhauer des Hadrian“, „Babel“ und die Tragödie „Brunhild“ rühmend hervorgehoben wurden. Hierauf heißt es dann zum Schluß:

„Perchè divenne così popolare? Perchè sentiva come sentivano i suoi connazionali, perchè evitò gli estremi, perchè nell'animo suo non v'era il pessimismo e sulle sue labbra non era il sorriso della satira.

Era un poeta di animo sano e dallo sguardo splendido: cantò l'amore, cantò la patria, arricchì di fiori esotici il parnaso tedesco .... calzò il coturno .... con sana filosofia e bella forma, perciò è qui in Germania, preferito anche ad Heine; e lui tedesco puro sangue!"

Ich kann unmöglich ſchildern, wie wir von der Macht des Augenblicks hingeriſſen wurden. Unſere Herzen ergriff eine große und wahrhaftige Trauer. Stumm und ſtill umſtanden wir den Tiſch und ſtarrten auf die ſchwarzen Lettern des „Secolo" nieder.

Fiorito war der Erſte, der das tiefe bange Schweigen brach:

„Freunde" rief er, „wenn wir hier als die Söhne von fünf verſchiedenen Nationen ſo herzlich und einmüthig mit einander ſind, ſo geziemt es ſich, daß wir heut dem Deutſchen unter uns ein Wort des Troſtes reden. Die deutſche Nation hat einen Schatz verloren, um den wir andern ſie beneiden konnten. Der deutſche Emanuel Geibel iſt nicht mehr!"

Dann reichten mir meine vier Freunde die Hände, daß mich die Wehmuth des Augenblickes geradezu überwältigte. In einem fremden Lande fühlte ich in mir

mein Volk so hoch geehrt und ich fand doch kein Worte, um würdigen Dank dafür zu entbieten. —

Ich mahnte zum Aufbruch; es wollte mich nicht mehr länger an der Stätte halten, wo eine so ernste Todesnachricht uns getroffen hatte. Aber Fiorito hielt uns noch einen Augenblick zurück.

„Ehe wir scheiden, Freunde, wollen wir hier noch einmal des heimgegangenen Dichters gedenken. Wohl ist er nun unter die kühle dämmernde Erde gebettet und sein Auge dem freundlichen Sonnenlicht verschlossen. Aber ist deshalb Emanuel Geibel spurlos verschwunden, versunken in das leere kalte Nichts? O nein, Freunde! Fast will es mich dünken, als sei er uns nun erst recht näher gerückt, und ich fühle das Wehen seines Geistes näher denn sonst. Kann denn ein Dichter sterben? Wenn ihn die Nothwendigkeit des Menschendaseins zu jenem ernsten Schritte zwingt, den man den Tod nennt, dann beginnt für den Dichter die erste Stunde jener seligen Zeit, die man Unsterblichkeit nennt. Dann erst werden alle seine Lieder das freie unentreißbare Gemeingut seines Volkes, der ganzen Welt, und wie er sie einst begeistert gesungen, so klingen sie ihm nun tausendfach von tausend Lippen entgegen wie ein freudiger Gruß von der Welt hinüber in seine leuchtende Unsterblichkeit. So wird auch Emanuel Geibel leben und leben bleiben in alle kommende Zeit, wie alle die herrlichen Dichter und Sänger, die vor ihm die Leier geschlagen haben. So laßt uns als Scheidegruß dem

verklärten Geiste Geibels ein rauschendes Evviva bringen."

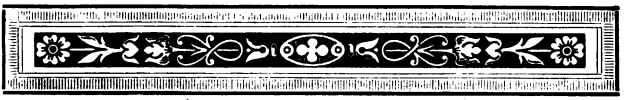
Und noch einmal klangen unsere Gläser zusammen. Staunend, wie von Ehrfurcht ergriffen hatte Vater Bartolomeo zugehört und murmelte mit uns ein weihendes Evviva.

Dann löste er die Kette vom Stein, rief uns ein freundliches felicissima notte! zu, und unsere beiden Kähne schaukelten sich auf der Fluth.

Es war ein wundersamer Abend; die sinkende Sonne tauchte die fernen Alpenfirnen in leuchtende Feuergluth und leise zogen über den Bergen von Melide die Sterne empor.

Still und ernst ruderten wir über den See. Still und ernst schieden wir am Ufer von einander mit einem herzlichen a revederci.

Als ich zu Hause angekommen war, dachte ich über den verflossenen Nachmittag nach; ich wußte, daß er mir nimmer aus dem Gedächtniß schwinden werde. Emanuel Geibels herrlicher Genius hatte ihn mir für immer verklärt. So möge denn die Erinnerung an diese seltsamen Stunden auch dem Gedächtniß des Sängers von Lübeck gewidmet sein.



Verzeichniß

aller selbstständigen Schriften über Geibel und der hervorragenderen Aufsätze und Kritiken aus Litteraturgeschichten, Zeitschriften und Zeitungen.

Von

Max Trippenbach.

Aschersleben.

I. Selbständige Schriften über Geibel.

Karl Georg Seibert, Ueber ein charakteristisches Element in der Lyrik Emanuel Geibels. Ein Vortrag. Marburg. 1859.

A. Dyr, *Εμμανουὴλ Γειβελίου ἀναμνήσεις Ἑλλαδικαί.* Neustrelitz 1867. (Uebersetzung der „Erinnerungen aus Griechenland" in das Altgriechische.)

Karl Goedeke, Emanuel Geibel. Erster Theil. Stuttgart. 1869. (Einziges Quellenwerk.)

Karl Leimbach, Emanuel Geibel. Des Dichters Leben, Werke und Bedeutung für das deutsche Volk. Wolfenbüttel. 1877.

Konrad von Prittwitz-Gaffron, Emanuel Geibel. Vortrag. Reichenbach i. Schl. 1880.

Emanuel Geibel. Ein Gedenkblatt. Anonym. Lübeck, Grautoff. 1884.

Heinrich Löbner, Emanuel Geibel, eine litterarische Studie. Brandenburg a. H. 1884.

II. Werke und Aufsätze, in denen die Gesammterscheinung des Dichters besprochen wird.

Karl Goedeke, Deutschlands Dichter von 1813—1843. Hannover. 1843.

Levin Schücking in der „Augsburger Allgem. Zeitung." 1843. Nr. 251.

Saint-René Taillandier in „Revue des deux mondes." Paris. 1847. Februarheft.

Karl Goedeke, Elf Bücher deutscher Dichtung. II. Abtheilung. Leipzig. 1849. S. 595 f.

Julian Schmidt, Geschichte der deutschen Litteratur des 19. Jahrhunderts. Leipzig. 1855. III. Band. S. 117.

Joh. Minckwitz, Neuhochdeutscher Parnaß. Leipzig. 1861. S. 160 ff.

The Athenaeum, Nr. 1839, 1842, 1844, 1848. London. 1863.

Theodor Kriebitzsch in Masius, Mußestunden. Leipzig. 1869. S. 323 ff.

Ueber Land und Meer. Band 23. Leipzig. 1869. Nr. 4.

Fr. Kreyßig im „Salon". Leipzig. 1870. S. 193 ff.

Karl Barthel, Deutsche Nationalliteratur der Neuzeit. Berlin. 1870. 3. Auflage. 13. Vorlesung.

Rud. Gottschall, Die deutsche Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Breslau. 1872. 3. Auflage. 3. Band. S. 218 ff.

Heinr. Kurz, Geschichte der neuesten deutschen Dichtung von 1830 bis auf die Gegenwart. Leipzig. 1874. 3. Auflage. S. 164 ff. 364. 490 ff.

Moritz Carrière, Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung. Leipzig. 1874. 5. Band. S. 625.

F. Sehrwald, Deutsche Dichter und Denker. Altenburg. 1874.

Karl Goedeke in „Nord und Süd". Berlin. 1877. 1. Band. S. 392 ff.

Ad. Strodtmann, Dichterprofile. Stuttgart. 1879. 1. Band. S. 65 ff.

L. Salomon, Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. Leipzig. 1880.

R. Koenig, Deutsche Litteraturgeschichte. Leipzig. 1882. S. 696 ff.

Josef Bendel, Zeitgenössische Dichter. S. 153 ff. Stuttgart. 1882.
Max Koch in der „Allgem. Zeitung." 1883. Nr. 351—353.
Ernst Ziel in der „Gegenwart". Berlin 1884. Nr. 4.
O. Blumenthal, „Berliner Tageblatt". 7. April 1884.
Joh. Proelß, „Frankfurter Zeitung". April 1884.
Eugen Zabel, „Nationalzeitung". 13. April 1884.
Paul Lindau, „Kölnische Zeitung". 12. April ff. 1884.
Ferd. Avenarius, „Tägl. Rundschau". 18. April 1884.
„Lübecker Zeitung." Extraausgabe. 18. April 1884.
Franz Muncker, „Gartenlaube" Nr. 17. 26. April 1884.
Hans Herrig, „Schorers Familienblatt". 5. Band Seite 332 ff.
J. Rodenberg, „Deutsche Rundschau". Juniheft 1884.
R. v. Gottschall, „Unsere Zeit". 6. Heft 1884. (E. Geibel und die neuere Lyrik.)
Wolfgang Kirchbach, Gedächtnißrede im Münchener Journalistenverein. „Süddeutsche Presse." 10. und 11. Juni 1884.
M. Carrière in „Westermanns Monatsheften". Juli 1884.
W. Scherer, Festrede im Verein „Berliner Presse". „Deutsche Rundschau." Juliheft 1884.

III. Aufsätze und Kritiken aus Zeitschriften und Zeitungen über die einzelnen Werke.

A. Gedichte.

1. Gedichte. (Erste Periode.)

Konrad Schwenk in der „Hallischen Litteraturzeitung". 1842. Abgedruckt in dessen „Litterarische Charakteristiken und Kritiken". Frankfurt a. M. 1847.
Karl Gutzkow in der „Kölnischen Zeitung". 1843. Nr. 340.
Gottfr. Kinkel in der „Augsburger Allgem. Zeitung". 1843. Nr. 351.
Hieronym. Truhn (?) im „Hamburgischen Korrespondenten". 1843. Nr. 164.
„Blätter für litterarische Unterhaltung." Leipzig. 1844. Nr. 261.

„Litterarische Zeitung." Hrsg. von K. H. Brandes. Berlin. 1844. Nr. 77.

„Morgenblatt für gebildete Leser." Hrsg. von H. Hauff. Stuttgart. 1858. Nr. 50.

„Augsb. Allgem. Zeitung." 1862. Nr. 31 und 33.

2. Zeitstimmen. Ruf von der Trave. Zwölf Sonette.

„Blätter für litterarische Unterhaltung." 11. Februar. Leipzig. 1842.

B. Aimé Huber, (Vergleiche Goedeke, E. Geibel. 1. Band S. 235.)

„Blätter für litterarische Unterhaltung." 13. Juli 1846. Leipzig.

„Grenzboten", hrsg. von J. Kuranda. 1846. 2. Sem. S. 125.

W. Alexis in den „Blättern für litterar. Unterhaltung". 1847. S. 437.

3. Juniuslieder.

F. K(ugler)., in der „Augsburger Allgem. Ztg." 1848. Nr. 1. 1849. Nr. 176. 1850. Nr. 41. 1862. Nr. 33.

4. Neue Gedichte.

R. Gottschall in den „Blättern für litter. Unterhaltung". 1857. Nr. 24.

„Katholische Litteraturzeitung," hrsg. von L. Mayer. Wien. 1858. Nr. 5. Nr. 29. 1859.

„Augsburger Allgem. Zeitung." 1862. Nr. 33.

5. Gedichte und Gedenkblätter.

„Augsburger Allgem. Zeitung." 1864. Nr. 345.

Emil Kuh, Neuere Lyrik. Wien. 1867.

6. Heroldsrufe.

„Augsburger Allgem. Zeitung." 1871. Nr. 305.

Victor Cherbuliez in „Revue des deux mondes": L'Allemagne contemporaine. études et portraits. 1872. 15. Mars. Paris.

7. Spätherbstblätter.

Moritz Carrière in der „Augsburger Allgem. Zeitung". 1877. Nr. 345.

Paul Lindau in der „Gegenwart". Berlin. 1877. Nr. 46.

Rud. Gottschall in der „Gartenlaube". 1878. Seite 479.

B. Dramen.

1. König Roderich.

„Augsburger Allgem. Zeitung." 1844. Nr. 124.

„Blätter für litter. Unterhaltung." Leipzig. 1845. Nr. 90.

„Moderne Klassiker." Cassel 1852.

2. Meister Andrea.

(Stoff dazu Boccaccio, Dekamerone 73. und 76. Erzählung und Tieck's Novelle, der dicke Tischlermeister.)

„Augsburger Allgem. Zeitung." 1855. Nr. 45 und Nr. 47.

Melchior Meyr in „Deutsches Museum", hrsg. von R. Prutz. 1855. Nr. 28. Nr. 34.

3. Brunhild.

„Morgenblatt für gebildete Leser." Stuttgart. 1857. Nr. 9.

„Augsburger Allgem. Zeitung." 1857. Nr. 353.

Karl Goedeke, „Frankfurter Museum". Jahrg. 1858. Heft 1 u. 2.

„Katholische Litteraturzeitung," hrsg. von L. Mayer. Wien. 1858. Nr. 2 und Nr. 5.

R. Gottschall in den „Blättern für litter. Unterhaltung". Leipzig. 1858. Nr. 27.

„Litterarisches Centralblatt," hrsg. v. Zarncke. Leipzig. 1858. Nr. 28.

„Morgenblatt für gebildete Leser." Stuttgart. 1861. Nr. 6.

„Augsburger Allgem. Zeitung." 1861. Nr. 7. (Ueber die Aufführung im Hoftheater zu München. 3. Januar 1861.)

„Morgenblatt für gebildete Leser." Stuttgart. 1862. Nr. 44—47. („Geibels und Hebbels Dramatisirung der Nibelungensage.")

G. R. Roepe, „Die moderne Nibelungendichtung". Mit besonderer Rücksicht auf Geibel, Hebbel und Jordan. Hamburg. 1869.

Paul Lindau in der „Gegenwart". Berlin. 1872. Nr. 20. (Bei Gelegenheit einer Aufführung im Hoftheater zu Berlin.)
Joseph Stammhammer, Die Nibelungen-Dramen seit 1850 und dem Verhältniß zu Lied und Sage. Leipzig. 1878. S. 41—48.
Friedrich Kreyßig, Litterarische Studien und Charakteristiken. Berlin. 1882.

4. Die Loreley.

Eduard Devrient, Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig. 1860. S. 247. 272 ff. 282.
„Morgenblatt für gebildete Leser." 1860. Nr. 48.
E. Müller-Samswegen in den „Blättern für litter. Unterhaltung". Leipzig. 1861. Nr. 21.

5. Sophonisbe.

„Augsburger Allgem. Zeitung." 1868. Nr. 304.
Siegmund Kolisch in der „Augsburger Allgem. Zeitung". 1868. Nr. 310.
H. Laube in der „Neuen freien Presse". Wien. 1868. 20. Oktober.
„Kölnische Zeitung." 1868. Nr. 313. 1. Blattt.
Jul. Rodenberg in der „Augsburger Allgem. Ztg". 1869. Nr. 360.
Karl Frenzel in der „Nationalzeitung". Berlin. 1869. 22. Dezemb. (Wieder abgedruckt in „Berliner Dramaturgie". Hannover. 1877 1. Band.) S. 179 ff.
G. F(reytag) (?) in den „Grenzboten". Leipzig. 1869. Nr. 5.
Fr. Kreyßig im „Salon". Leipzig. 1870. S. 199 ff.
Gustav zu Putlitz, Theatererinnerungen. Berlin. 1874. 2. Bd. Seite 244 ff.

6. „Echtes Gold wird klar im Feuer."

Osk. Blumenthal im „Berliner Tageblatt". 8. u. 10. März. 1883.

C. Uebersetzungen.

1. Volkslieder und Romanzen der Spanier.

„Blätter für litterar. Unterhaltung". Leipzig. 1844. Nr. 307.

2. Fünf Bücher französischer Lyrik.

„Morgenblatt für gebildete Leser." Stuttgart. 1863. Nr. 7 u. 8.

3. Klassisches Liederbuch.

M. Carrière in der „Gegenwart". Berlin. 1875. Nr. 43.

L. Friedländer in der „Deutschen Rundschau". Herausg. von J. Rodenberg. Berlin. 1876. Band 7. Seite 441 ff.

D. Verschiedenes.

R. Kögel im „Daheim". Leipzig 1872. Nr. 15. „Emanuel Geibel als deutscher Reichsherold".

K. Schmiedel in der „Protestantischen Kirchenzeitung für das evangelische Deutschland". Herausgeg. von J. E. Webský. Berlin. 1882. Nr. 15 und 16. „Emanuel Geibel als religiöser Dichter."

Nachweisung

von zerstreuten Gedichten Geibels, die weder in den Einzelausgaben noch in den „Gesammelten Werken" enthalten sind.

„Vergessen." Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1834 von Chamisso und Schwab. Seite 375. Leipzig. 1833. Pseudonym L. Horst. Erstes gedrucktes Gedicht überhaupt. Siehe Goedeke, 1. Band, Seite 27.

Abschiedsgedicht an C. v. Duhn. Goedeke, Biographie. 1. Band. Seite 30.

„Gondelfahrt." Deutscher Musenalmanach von Chamisso und Schwab. Jahrgang 1836.

„Das Mädchen von Albano." Alfr. Reumont, Italia. Berlin. 1838.

„Erinnerungen an Venedig. Aus den Papieren eines Weltmannes." Sechszehn Gedichte, von denen fünf (Nr. 10, 11, 12, 14 und 16) oft mit Abänderungen in die „Gedichte" aufgenommen sind. (Einzelausgabe: Seite 168, 106, 171, 169, 108). Alfr. Reumont, Italia. Berlin. 1838.

„Spanisches Ständchen", „Lied des gefangenen Mädchens", „Schlummre", „Das süße Wort", „Frische Fahrt" in Mosche, Deutsche Lieder. Siehe Goedeke, 1. Band, Seite 24 und 26 und „Nord und Süd". 1877. 1. Band. S. 395.

„An den Schlaf." Componirt von C. G. Reissiger. op. 116 Berlin. Westphal, jetzt Bote & Bock.

Widmungsgedicht in den „Classischen Studien von E. Geibel und E. Curtius." Bonn 1840.

In der ersten Auflage der „Gedichte" finden sich elf Gedichte, die in den jetzigen Auflagen fehlen. Es sind dies: „Des Jägers Klage", „Wie die dufterfüllte Blüthe..", „In der Mitternacht", „Wo Menschenwitz und Erdennoth...", „Es sind die Lieder Goldpokale", „Nun ruhen alle Wipfel", Sonett an den Grafen von Platen („Der Heimath hattest Du Dich abgewendet"), „Südliche Romantik", „An die Philologen", „An Ernst Curtius" (Sonett), „Der Knab' im Walde". Das letzte Gedicht ist gedruckt in Wendts deutschem Balladenschatz. 2. Auflage. Berlin. 1871.

„Aus Griechenland" (Distichon). „Morgenblatt." 1841. Nr. 160.

Zwei Uebersetzungen spanischer Volkslieder: „Alles ruht in Schlaf versunken" und „Endlich einmal". „Morgenblatt für gebildete Leser." 1841. Nr. 250.

„Ode an den Rhein." „Morgenblatt." 1843. Nr. 312.

„Ein Bild aus Rußland," „Münchener Fliegende Blätter." 1844. 3. Band. Nr. 57.

„Wider den Erbfeind," „Hannoversche Morgenzeitung." 1845. 5. Januar.

Begrüßungslied zum Sängerfest in Lübeck in „Rückblicke auf das Allgemeine Deutsche Sängerfest zu Lübeck". 1847. Abgeändert aufgenommen in die „Heroldsrufe" Seite 153.

„König Konrads Tod." Scene aus einem dramatischen Gedicht: „Heinrich der Vogler". „Morgenblatt." Stuttgart. 1849. 19. Mai u. ff.

„Der Kampf auf dem Isensteine." (Aus einer Tragödie: „Sieg

frieds Tod.") „Deutsches Museum" von R. Prutz. 1851 S. 62. (Umgeändert aufgenommen in die „Brunhild".)

„Die Tauben von San Marco." „Harfe und Leier." Herausg. von L. Grote. Hannover. 1854(?). 2. Auflage. 1865.

„Die Lorelei." Eine Oper. Erster Aufzug. Zweiter Aufzug. Dritte, vierte und siebente Scene. Mit vielfachen Abweichungen von der jetzigen Ausgabe in Goedeke, „Deutsche Wochenschrift." 1. Jahrgang. 1854. Hannover.

„Am Schillertage." (Erste Strophe ganz abweichend von dem jetzigen Gedichte in den „Gedichten und Gedenkblättern") „Morgenblatt." Stuttgart. 1859. 20. November.

„Simonides". Ballade. „Der Bazar", Nr. 48 vom 23. December 1866, XII. Jahrgang.

„Die siebente Epode des Horaz." (Andere Uebersetzung als im „Classischen Liederbuch".) „Philologus" von Leutzsch. Göttingen. 1869. Seite 373.

„Im Frühling." (Andere Lesart des Gedichtes in den „Spätherbstblättern" Seite 182.) „Ueber Land und Meer." Leipzig 1870. 24. Band. Nr. 28.

„Distichen aus dem Wintertagebuche". (Drei nicht in den „Spätherbstblättern" enthaltene Abschnitte.) „Ueber Land und Meer." 1870. Band 24. Nr. 27 und 28.

„Tagebuchblätter." Sieben Abschnitte in Distichen. „Gegenwart" von Lindau. 1872. Nr. 10.

„Zu Lübeck auf der Brücken." K. Goedeke in „Nord und Süd" von Lindau. 1877. S. 404.

Uebersetzung einiger Verse aus Beaumarchais' „Barbier von Sevilla." „Gegenwart" von Lindau. Berlin. 1878. Nr. 16.

„Wie das Jahr mit leisem Schweben". „Das Blumenjahr" von Johanna Brehmer. Wandsbeck. (Ohne Jahreszahl.)

„O süßes Jungfraunbild"(?). Elise Polko, Blumen und Lieder. Erfurt. 1880.

„Lißt braust dahin mit Sturmeswüthen".. (Vierzeiliger Spruch.)

„Neue Musikzeitung." Köln. Tongers Verlag. 1882. Nr. 23. 1. Beilage.

„Täuschung." „Heimath", Wien, 1883. Nr. 1.

„Rolands Horn." „Vom Fels zum Meer", Stuttgart. 1883. Oktober. Seite 18.

„Wanderglück" (1850) „Deutsches Dichterheim." Jahrgang IV. Nr. 1.

„Albumblatt." „Gegenwart" von Zolling. Berlin. 1884. Nr. 8, in dem Aufsatz von O. Linke, Albumblätter.

„Gebet eines Deutschen." „Nationalzeitung." Berlin. 1884. 12. April.

Neue Strophe zu dem „Mädchenliede" (Gedichte, Seite 116). „Berliner Tageblatt." 1884. 17. April.

Ungedruckte Uebersetzungen. Paul Lindau im „Deutschen Montagsblatt". 1884. 14. April.

„Trinklied." „Gegenwart" von Zolling. 1884. 12. April.

„Alhambra." Fragment. „Familienblatt" von Schorer. Berlin. 1884. 27. April.

Distichen als Autograph zu einem Hamburger Künstlerfest. „Berl. Tageblatt". 1884. 3. Mai.

„O weh, nun bin ich ganz allein." „Heimgarten" von Rosegger. Graz, 1. Mai 1884.

„Leb' wohl, du grüne Wildniß." „Deutsche Rundschau". Juni 1884.

„Sängerloos." „Gegenwart." 1884. Nr. 23.

„Sieben neu aufgefundene Jugendgedichte." „Gartenlaube". 1884. Nr. 27.

Verzeichniß

hervorragenderer Büsten, Gemälde, Photographien, Stahlstiche und Lithographien von Emanuel Geibel.

I. Büsten.

Heinrich Müller in München. (Siehe Goedeke, 1. Band. 222.) Ende der fünfziger Jahre.

H. Pohlmann in Berlin. 1877. Zwei Größen: 70 und 35 cm

hoch. Nachbildungen in Gips sind durch Gebr. Micheli, Berlin zu beziehen.

Derselbe Künstler hat Geibels rechte Hand nach einem 1877 genommenen Abguß in carrarischem Marmor ausgeführt.

Ludwig Gamp, München. 1884. (Zum Geibelfest des Münchner Journalisten- und Schriftstellervereins.)

2. Gemälde und Zeichnungen.

T. Rehbenitz. Zeichnung. 1834.

Louise Kugler, Zeichnung. Ende der dreißiger Jahre. Gestochen von Schertle. (Berlin, Duncker.)

Otto Speckter, Zeichnung. 1843. (Königs Litteraturgeschichte. Seite 701. 10. Auflage.

F. Weinhold, Kreidezeichnung. (Datirt vom 11. August) 1844. (Dresden.)

Franz Kugler, Radirung 1849 in Kugler, „Deutsche Liederhefte". Stuttgart.

Quentel, Oelgemälde. Vierziger Jahre. Gestochen danach von Semmler, Spieß u. A.

Wilh. von Kaulbach, in einem Freskogemälde an der Nordseite der neuen Pinakothek in München. Im Innern der Pinakothek Oelfarbenskizze dazu.

Wilh. von Kaulbach, Kreidezeichnung. Photographien derselben in Bruckmanns Portraitcollection.

Engelbert Seibertz, in den westlichen Loggien des Maximilianeums zu München. 1864. (In der Tracht der Ritter des Maximilianordens.)

Georg Kordik, in Karlsbad. Zeichnung. (J. Schanz, Carlsbader Elegien, S. 26.)

E. Haber, Oelgemälde. Photographien in Sophus Williams Portraitcollection.

H. Oesterley jr., Oelgemälde. 1882 auf der Kunstausstellung in Hannover.

3. Photographien, Stahlstiche und Lithographien.

C. Löcherer, in München. Fünfziger Jahre.

Fr. Hanfstängl und F. Albert in München. Seit 1852 oft wiederholt. Vielfach lithographirt.

Zahlreiche Lübecker Photographien aus den siebziger und achtziger Jahren: die besten von C. Linde, J. F. Petersen 1879, H. Schroeder. 1883. Verschiedene Größen.

Weger's Stahlstiche von 1845 bis auf die Gegenwart.

F. Langhans, Lithographie in S. Kappers „Jahrbuch deutscher Belletristik." 1857. Prag.

C. Becker, Sieben Portraits Geibel's von 1834—71 auf einem Blatte in gr. Folio. Verlag von Jurany & Hensel. Wiesbaden.

Außer Photographien auf „Pfeifenköpfen und auf Tassen" existirt sogar ein Cigarrenkistenbild mit der Bezeichnung: „Geibel. Habana. Déposée par R. B."

4. Verschiedenes.

Von Geibel's Vater ist eine Lithographie vorhanden mit der Unterschrift: „J. Geibel. Sprüchw. C. 10 V. 7." Verlag von F. Kaibel, Lübeck.

Das Arbeitszimmer des Dichters ist in drei verschiedenen Aufnahmen erschienen; eine derselben zeigt ganz ausgezeichnet das Bild Adas von Correns. (Lichtdruck von J. Nöhring, Lübeck.) Reproducirt in „Ueber Land und Meer". 1884. Nr. 36.

Geibels Leichenzug ist von H. Rogall in Lübeck photographirt. Verlag von F. W. Kaibel in Lübeck.

Zweiter Theil.

Paul Heyse.

München.

Zur Zeit, da laute Zwietracht der Parteien
Die Luft durchhallte Deutschland auf und nieder,
Kamst Du mit einem Frühling süßer Lieder,
Vom Tageslärm die Seele zu befreien.

Dir ward, was seltne Sterne nur verleihen,
Dein Lied klang in der Frauen Herzen wieder,
Und strebend schwangst Du höher dein Gefieder,
Im Männerkampf stets in den Vorderreihen.

Neidlos und treu den Jüngern zugewendet,
Der hohen Kunst ein priesterlicher Hüter,
Sahst Du im Sturme knospen schon die Reiser.

Nun ward Dein Ahnen wunderbar vollendet,
Die Du geweissagt, unsre höchsten Güter,
Sahst Du gewonnen: Freiheit, Reich und Kaiser.

Paul Lindau in der „Gegenwart". Berlin. 1872. Nr. 20. (Bei Gelegenheit einer Aufführung im Hoftheater zu Berlin.)

Joseph Stammhammer, Die Nibelungen-Dramen seit 1850 und dem Verhältniß zu Lied und Sage. Leipzig. 1878. S. 41—48.

Friedrich Kreyßig, Litterarische Studien und Charakteristiken. Berlin. 1882.

4. Die Loreley.

Eduard Devrient, Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig. 1860. S. 247. 272 ff. 282.

„Morgenblatt für gebildete Leser." 1860. Nr. 48.

E. Müller-Samswegen in den „Blättern für litter. Unterhaltung". Leipzig. 1861. Nr. 21.

5. Sophonisbe.

„Augsburger Allgem. Zeitung." 1868. Nr. 304.

Siegmund Kolisch in der „Augsburger Allgem. Zeitung". 1868. Nr. 310.

H. Laube in der „Neuen freien Presse". Wien. 1868. 20. Oktober.

„Kölnische Zeitung." 1868. Nr. 313. 1. Blattt.

Jul. Rodenberg in der „Augsburger Allgem. Ztg". 1869. Nr. 360.

Karl Frenzel in der „Nationalzeitung". Berlin. 1869. 22. Dezemb. (Wieder abgedruckt in „Berliner Dramaturgie". Hannover. 1877 1. Band.) S. 179 ff.

G. F(reytag) (?) in den „Grenzboten". Leipzig. 1869. Nr. 5.

Fr. Kreyßig im „Salon". Leipzig. 1870. S. 199 ff.

Gustav zu Putlitz, Theatererinnerungen. Berlin. 1874. 2. Bd. Seite 244 ff.

6. „Echtes Gold wird klar im Feuer."

Osk. Blumenthal im „Berliner Tageblatt". 8. u. 10. März. 1883.

C. Uebersetzungen.

1. Volkslieder und Romanzen der Spanier.

„Blätter für litterar. Unterhaltung". Leipzig. 1844. Nr. 307.

2. Fünf Bücher französischer Lyrik.

„Morgenblatt für gebildete Leser." Stuttgart. 1863. Nr. 7 u. 8.

3. Klassisches Liederbuch.

M. Carrière in der „Gegenwart". Berlin. 1875. Nr. 43.

L. Friedländer in der „Deutschen Rundschau". Herausg. von J. Rodenberg. Berlin. 1876. Band 7. Seite 441 ff.

D. Verschiedenes.

R. Kögel im „Daheim". Leipzig 1872. Nr. 15. „Emanuel Geibel als deutscher Reichsherold".

K. Schmiedel in der „Protestantischen Kirchenzeitung für das evangelische Deutschland". Herausgeg. von J. E. Webský. Berlin. 1882. Nr. 15 und 16. „Emanuel Geibel als religiöser Dichter."

Nachweisung

von zerstreuten Gedichten Geibels, die weder in den Einzelausgaben noch in den „Gesammelten Werken" enthalten sind.

„Vergessen." Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1834 von Chamisso und Schwab. Seite 375. Leipzig. 1833. Pseudonym L. Horst. Erstes gedrucktes Gedicht überhaupt. Siehe Goedeke, 1. Band, Seite 27.

Abschiedsgedicht an C. v. Duhn. Goedeke, Biographie. 1. Band. Seite 30.

„Gondelfahrt." Deutscher Musenalmanach von Chamisso und Schwab. Jahrgang 1836.

„Das Mädchen von Albano." Alfr. Reumont, Italia. Berlin. 1838.

„Erinnerungen an Venedig. Aus den Papieren eines Weltmannes." Sechszehn Gedichte, von denen fünf (Nr. 10, 11, 12, 14 und 16) oft mit Abänderungen in die „Gedichte" aufgenommen sind. (Einzelausgabe: Seite 168, 106, 171, 169, 108). Alfr. Reumont, Italia. Berlin. 1838.

„Spanisches Ständchen", „Lied des gefangenen Mädchens", „Schlummre", „Das süße Wort", „Frische Fahrt" in Mosche, Deutsche Lieder. Siehe Goedeke, 1. Band, Seite 24 und 26 und „Nord und Süd". 1877. 1. Band. S. 395.

„An den Schlaf." Componirt von C. G. Reissiger. op. 116 Berlin. Westphal, jetzt Bote & Bock.

Widmungsgedicht in den „Classischen Studien von E. Geibel und E. Curtius." Bonn 1840.

In der ersten Auflage der „Gedichte" finden sich elf Gedichte, die in den jetzigen Auflagen fehlen. Es sind dies: „Des Jägers Klage", „Wie die dufterfüllte Blüthe..", „In der Mitternacht", „Wo Menschenwitz und Erdennoth...", „Es sind die Lieder Goldpokale", „Nun ruhen alle Wipfel", Sonett an den Grafen von Platen („Der Heimath hattest Du Dich abgewendet"), „Südliche Romantik", „An die Philologen", „An Ernst Curtius" (Sonett), „Der Knab' im Walde". Das letzte Gedicht ist gedruckt in Wendts deutschem Balladenschatz. 2. Auflage. Berlin. 1871.

„Aus Griechenland" (Distichon). „Morgenblatt." 1841. Nr. 160.

Zwei Uebersetzungen spanischer Volkslieder: „Alles ruht in Schlaf versunken" und „Endlich einmal". „Morgenblatt für gebildete Leser." 1841. Nr. 250.

„Ode an den Rhein." „Morgenblatt." 1843. Nr. 312.

„Ein Bild aus Rußland," „Münchener Fliegende Blätter." 1844. 3. Band. Nr. 57.

„Wider den Erbfeind," „Hannoversche Morgenzeitung." 1845. 5. Januar.

Begrüßungslied zum Sängerfest in Lübeck in „Rückblicke auf das Allgemeine Deutsche Sängerfest zu Lübeck". 1847. Abgeändert aufgenommen in die „Heroldsrufe" Seite 153.

„König Konrads Tod." Scene aus einem dramatischen Gedicht: „Heinrich der Vogler". „Morgenblatt." Stuttgart. 1849. 19. Mai u. ff.

„Der Kampf auf dem Isensteine." (Aus einer Tragödie: „Sieg

frieds Tod.") „Deutsches Museum" von R. Prutz. 1851 S. 62. (Umgeändert aufgenommen in die „Brunhild".)

„Die Tauben von San Marco." „Harfe und Leier." Herausg. von L. Grote. Hannover. 1854(?). 2. Auflage. 1865.

„Die Lorelei." Eine Oper. Erster Aufzug. Zweiter Aufzug. Dritte, vierte und siebente Scene. Mit vielfachen Abweichungen von der jetzigen Ausgabe in Goedeke, „Deutsche Wochenschrift." 1. Jahrgang. 1854. Hannover.

„Am Schillertage." (Erste Strophe ganz abweichend von dem jetzigen Gedichte in den „Gedichten und Gedenkblättern") „Morgenblatt." Stuttgart. 1859. 20. November.

„Simonides". Ballade. „Der Bazar", Nr. 48 vom 23. December 1866, XII. Jahrgang.

„Die siebente Epode des Horaz." (Andere Uebersetzung als im „Classischen Liederbuch".) „Philologus" von Leutsch. Göttingen. 1869. Seite 373.

„Im Frühling." (Andere Lesart des Gedichtes in den „Spätherbstblättern" Seite 182.) „Ueber Land und Meer." Leipzig 1870. 24. Band. Nr. 28.

„Distichen aus dem Wintertagebuche". (Drei nicht in den „Spätherbstblättern" enthaltene Abschnitte.) „Ueber Land und Meer." 1870. Band 24. Nr. 27 und 28.

„Tagebuchblätter." Sieben Abschnitte in Distichen. „Gegenwart" von Lindau. 1872. Nr. 10.

„Zu Lübeck auf der Brücken." K. Goedeke in „Nord und Süd" von Lindau. 1877. S. 404.

Uebersetzung einiger Verse aus Beaumarchais' „Barbier von Sevilla." „Gegenwart" von Lindau. Berlin. 1878. Nr. 16.

„Wie das Jahr mit leisem Schweben". „Das Blumenjahr" von Johanna Brehmer. Wandsbeck. (Ohne Jahreszahl.)

„O süßes Jungfraunbild"(?). Elise Polko, Blumen und Lieder. Erfurt. 1880.

„Lißt brauft dahin mit Sturmeswüthen".. (Vierzeiliger Spruch.)

„Neue Musikzeitung." Köln. Tongers Verlag. 1882. Nr. 23. 1. Beilage.

„Täuschung." „Heimath", Wien, 1883. Nr. 1.

„Rolands Horn." „Vom Fels zum Meer", Stuttgart. 1883. Oktober. Seite 18.

„Wanderglück" (1850) „Deutsches Dichterheim." Jahrgang IV. Nr. 1.

„Albumblatt." „Gegenwart" von Zolling. Berlin. 1884. Nr. 8, in dem Aufsatz von O. Linke, Albumblätter.

„Gebet eines Deutschen." „Nationalzeitung." Berlin. 1884. 12. April.

Neue Strophe zu dem „Mädchenliede" (Gedichte, Seite 116). „Berliner Tageblatt." 1884. 17. April.

Ungedruckte Uebersetzungen. Paul Lindau im „Deutschen Montagsblatt". 1884. 14. April.

„Trinklied." „Gegenwart" von Zolling. 1884. 12. April.

„Alhambra." Fragment. „Familienblatt" von Schorer. Berlin. 1884. 27. April.

Distichen als Autograph zu einem Hamburger Künstlerfest. „Berl. Tageblatt". 1884. 3. Mai.

„O weh, nun bin ich ganz allein." „Heimgarten" von Rosegger. Graz, 1. Mai 1884.

„Leb' wohl, du grüne Wildniß." „Deutsche Rundschau". Juni 1884.

„Sängerloos." „Gegenwart." 1884. Nr. 23.

„Sieben neu aufgefundene Jugendgedichte." „Gartenlaube". 1884. Nr. 27.

Verzeichniß

hervorragenderer Büsten, Gemälde, Photographien, Stahlstiche und Lithographien von Emanuel Geibel.

I. Büsten.

Heinrich Müller in München. (Siehe Goedeke, 1. Band. 222.) Ende der fünfziger Jahre.

H. Pohlmann in Berlin. 1877. Zwei Größen: 70 und 35 cm

hoch. Nachbildungen in Gips sind durch Gebr. Micheli, Berlin zu beziehen.

Derselbe Künstler hat Geibels rechte Hand nach einem 1877 genommenen Abguß in carrarischem Marmor ausgeführt.

Ludwig Gamp, München. 1884. (Zum Geibelfest des Münchner Journalisten- und Schriftstellervereins.)

2. Gemälde und Zeichnungen.

T. Rehbenitz. Zeichnung. 1834.

Louise Kugler, Zeichnung. Ende der dreißiger Jahre. Gestochen von Schertle. (Berlin, Duncker.)

Otto Speckter, Zeichnung. 1843. (Königs Litteraturgeschichte. Seite 701. 10. Auflage.

F. Weinhold, Kreidezeichnung. (Datirt vom 11. August) 1844. (Dresden.)

Franz Kugler, Radirung 1849 in Kugler, „Deutsche Liederhefte". Stuttgart.

Quentel, Oelgemälde. Vierziger Jahre. Gestochen danach von Semmler, Spieß u. A.

Wilh. von Kaulbach, in einem Freskogemälde an der Nordseite der neuen Pinakothek in München. Im Innern der Pinakothek Oelfarbenskizze dazu.

Wilh. von Kaulbach, Kreidezeichnung. Photographien derselben in Bruckmanns Portraitcollection.

Engelbert Seibertz, in den westlichen Loggien des Maximilianeums zu München. 1864. (In der Tracht der Ritter des Maximilianordens.)

Georg Kordik, in Karlsbad. Zeichnung. (J. Schanz, Carlsbader Elegien, S. 26.)

E. Hader, Oelgemälde. Photographien in Sophus Williams Portraitcollection.

H. Oesterley jr., Oelgemälde. 1882 auf der Kunstausstellung in Hannover.

Dann kam's wie Wolken, kam wie Stürme — —
Wie floh'n die Jahre windesschnell!
Und in dem Bann der alten Thürme,
Da fand ich Dich, Emanuel.

Und wieder war's wie Sonnenlichter,
Und wieder war's wie Frühgeläut,
So stand'st Du, jeder Zoll ein Dichter,
Vor meiner Seele, einst wie heut!
Emanuel, so laß Dir sagen,
Es hat in keiner Menschenbrust
Ein Herz so treu für Dich geschlagen,
Wie mein's — ob Du's auch nicht gewußt.

Und so schlug's jetzt. Die Glocken klangen
Herauf mir durch den dunklen Tann;
Ich fühl's, es war nach Dir ein Bangen,
Das plötzlich meine Brust durchrann.
Leb' wohl! Die Schroffen all' verglühten,
Und schnelle Nacht umfängt den Grat;
Leb' wohl! Dich mög' Apoll behüten,
Und grüße mir die alte Stadt!

Unterwössen bei Salzburg, Juli 1868.

Paul Thiemich.

Breslau.

Dem deutschen Dichter deutsches Grüßen
Und einen Druck von deutscher Hand,
Den Manneswort mit Ungunst büßen
Ein König läßt im deutschen Land.

Du hattest allzu deutsch gesprochen;
Dein Lied, durchweht von Morgenluft,
Es pocht — und das hast Du verbrochen —
Laut an des Deutschen Reiches Gruft:

„Wach auf, wach auf zum jungen Tage,
Du ganzes, starkes Deutsches Reich!
Der alte Kaiser deutscher Sage
Stand auf und führte guten Streich.

Er ist erstanden, und die Fahnen
Des Sieges zeichnen seinen Pfad,
Der große Erbe großer Ahnen,
Der in die Spur der Väter trat."

Weil Du nicht willst von deutscher Erde
Ein Stückchen nur zum Vaterland,
Und betest, daß es einig werde
Vom Wasgau bis zum Memelstrand,

Weil Du das willst, Du Mann der Lieder,
Dem deutschen Volke lieb und werth,
Drückt Dich nun Fürstenungunst nieder,
Wie man mit einem Knecht verfährt.

Der Dichter aber hoch von Sinne,
Der frei aus freier Seele ſingt,
Der nicht um niedrige Gewinne
Und nicht um Gunſt ſein Lied verdingt:

Er wendet ſtolz ſich von dem Throne,
Der ſeine Lieder hat verbannt,
Und zieht, im Haar die Fichtenkrone,
Ein Liederkönig, aus dem Land.

O komm zu uns, ſei hochwillkommen,
Und hat ein König Dich verkannt,
So ſei in Freuden aufgenommen
Im ganzen deutſchen Vaterland!

31. October 1868.

Karl Theodor Gaedertz.

Berlin.

In Lübeck, wat min Vaderſtadt,
Dar keem vör'n arig lange Tid
En Hümpel deepgelehrte Lüd —
Senaters un Perfeſſers weern darmank —
(Ik ſmit mi inne Boſt; dat is noch wat!)
Mal de verdeuwelte Gedank:
„En Fackeltog för Geibel! 'n beten Nies
Högt bannig em, dat ward he ni vergeten.
So ſtiggt wi bi em glik wat nett in'n Pries!"

Ik glöv — na, von unſ Geibel doht Ji weeten,
Wat he för'n groten Dichter is, dat's nog —
Ik glöv, de Hauptſak weer darbi dat Eten,
Twecketen nänt ſe 't, wat ſchull nahſten ſin.
Wenn man de lübſchen Börger winkt en Braden,
Vörut paar Buddel rodn Burgunderwin,
Denn makt ſe Allns mit, ſülbſt en Fackeltog.
Ik ſeh nich in, wat dörf ik't nich verraden?

En Fackeltog weer datomal wat rar.
Vundag hebbt wie ſon Speelkram Jahr för Jahr
To 't Sedanfeſt — doch datomal, ik ſegg,
De Lüd weern meiſt in de Idee rein weg. —
Man as denn Allns ſo wid ok weer parat,
Gung't von dat Markt rop na de Breiteſtrat,
Wonem He wahnt.... Min hell-lich Fackeltog,
Din Lof to ſingn mit all die Pik un Rok,
Lat ik geern na. Dat kann en Anner mellen.

Blot en lütt Döntjen, wat apart paſſeer,
Un wo ik mindag öwer ſmunzelleer,
Dat will ik för de lübſche Krönk vertellen.
De Deuſcher hal! 't weer Abends ſo Klock ſeben,
Da geev dat op dat Markt en gräſig Leben.
Dat Qualm von duſend Fackeln un darbi
De Maan, de op de ganze Scenerie
Un op de Däker full: 't weer nich blot ſchön,
Ik ſegg Ju, ſo wat levt nich op den Bön!
Ik keek mi't baben von dat Rathshus an,
Wil ik för den „erhabnen Standpunkt" bün,
Denn ut de Vagelperſpektiv dar finn
Jß Allns mehr pük un ſmuck. —
„Du büſt woll man
Alleen hier", dacht ik. Sehn kunn Een nix nich;
Dat weer in'n Korridor heel ſchummrig all.
Ik ſtek nu ut de Ruten min Geſich
Un obſerveert de ganze Rummeli.
„Pſt! Pſt!" hör ik en deepe Stimm dicht bi.
„Ne, kik blot, Drees!" hör ik. „De Welt geit ball
Ut Rand un Band! Was is't en dwatſche Tid!
Son Keerl, de nix nich ſik to Schulln leet kamen,
Ik meen, de ſik nich maken deh en Namen,
De kriggt en Fackeltog? Js ſo wat recht?
Dat ſchöne Geld, wat inne Luft ſe ſmit!
Weer't noch för'n Börgermeiſter, harr'k nix ſeggt.
Awer düſſ Mann? Watt het he Grotes dahn?
Nix nich! Daß Een ſin Saken köpen deit,
Vörut de Mätens, dat is jo ganz nett;
Dat he ſo ſang- un klangbor Leeder hett
Un hellnſch gewandt ſin ſall in Form un Sprak,
Dat is je ok ſehr klok un ſehr geſcheidt,
Doch dorum 'n Fackeltog? Dat is en Snack!

Un wil he in de Kunſt för „Herzog“ is?
Wat? Herzog! Herzog in en Republik?
En Börger is he, dat is wahr un wiß,
As Du un ik; wi ſünd toſam all glik!
Un denn —“

„Hol ſtopp!“ full lis der Tweet dormank.
„Da mutt wat dran ſin, mutt woll, leev Johann!
Süh, min lütt Fru, weeſt Du, de för Geſang
Un Klimpern ſwarmt, will ſik bi düſſen Mann
En „Herzog“ köpen; denn, as ſe mi ſeggt,
Von Herzog ſünd mal de Klaveers in Mod!
Nanu — darum veellicht — ik meen man blot —
Darum veellicht —“

„Blitz, Drees! Heſt wedder Recht!
Wil he verköfft de pükſten Inſtrumenten
Un ſo kandidel is un ſtickt vull Kumpelmenten,
Wat ſe mit „Form un Sprak“ beteknen dehn,
Un wil de jungen Damens denn un wenn
Sülbſt in ſin Laden gett, üm ſik Sonaten
Un allerhand Muſik to haln, hett Een beſlaten,
Em mal to ſtern dörch ſon lütt Ehrendeenſt.
Nu is't mi klar as dicke Grütt! Wat meenſt?“

„Je, ja, ſühſt, Jan? Dat ſtimmt! je, ja, ſo is't!
Allns hett ſin Grünn. Na, denn man to!
Harr ik datt jichens beten fröher wüßt.
Marſcheert ik mit; ik bün je ſünſt nich ſo. —“

„Dat könt wi noch! Kumm gau op't Markt hendal!
De Lüd ſtellt juſt ſik op. Kriggt wi keen Fackeln
Nich mehr to faten, Drees, dat is egal;
Denn wöllt wi twee man ſo en Stück mitwackeln.“ —

Wuppdi! wo lepen de Klokſnackers, ſüh!
Un luthals lacht ik op: Ji Infaltspinſel, Ji!
Hahahaha! Bi'n rodn Laternenſpendler!
Haha! Wat glövt de Keerls? Haha! Wat? wat?
De Fackeltog weer för'n Muſikalienhändler
Herrn Kaibel in de Breiteſtrat!

F. Kerber.*)

Riga.

Wie schön erblüht des Dichters holder Lohn,
Wenn Liederworte, seiner Brust entsprungen,
Allweg' ihn grüßen mit vertrautem Ton,
Von seinem Volk mit Lieb' und Lust gesungen!
Des Bildners Werk ist engerm Kreis nur kund,
Am Raume haftend; doch des Liedes Welle,
Sie wandert gleich dem Licht ums Erdenrund,
Macht sonnengleich die Herzen warm und helle.

Und solchen Gruß, der froh im Lied ertönt,
Du hast ihn schon im Lebenslenz vernommen;
Er hat Dir all' dein Tagwerk reich verschönt,
Bis Deines Herbstes Jahre nun gekommen.
In Deines Volkes Liebe ruhst Du aus!
O kläng' dies Wort mit aller Segensfülle
Am heut'gen Tag durch herbstlich Sturmgebraus
In Deiner Dichterbrust geweihte Stille!

Auch unsern Landen bist Du lieb und traut
Seit Deiner Jugendlieder vollen Klängen.
Sie grüßten uns wie heller Glockenlaut
Am Maiensonntag, wenn sich Blüthen drängen
Am grünen Reis, wenn friedlich blaut die Luft
Ob unserm Heimathstrom im kühlern Norden;
Sie grüßten uns wie frischer Waldesduft!
So warst Du gleich herzeigen uns geworden.

*) Im Namen eines Kreises von Verehrern Geibels in Riga dem Dichter zum 18. Oktober 1877 als am 59. Geburtstage zugesandt.

Daſſelbe Meer, deſſ' dunkle Woge trägt
Des lübſchen Schiffers reiche Handelsbarken,
Mit breitem Wellenſchlag der Brandung ſchlägt
Auch hier im Oſt an unſrer Heimath Marken;
Und Lübeck, wo Dir einſt die Wiege ſtand,
Wo nun Du raſteſt nach des Lebens Reiſe,
Schlang einſt der Hanſa völkereinend Band
Um Riga, gleichend ihm an Brauch und Weiſe.

So kommts wohl, wenn die Sonne ſcheidend ſinkt
Dort weſtlich, wo die Wolken purpurn glühen,
Daß unſrer Bruſt ein Freundesgruß erklingt
Zum fernen Strand, der Dich geſehn erblühen;
Und als des Ruhmes goldner Himmelsglanz
Auf Deinem Haupt geruht in Deutſchlands Gauen:
Gern reichten Dir des Lorbeers grünen Kranz
Auch unſre Männer, Blüthen unſre Frauen.

Wie fern die Zeit, da von der Trave Du
Zum Rhein gewandt die jugendfriſchen Schritte
Nach Hellas Flur! Dir gab das Herz nicht Ruh,
Verlangend nach der Heimath Laut und Sitte.
Dein Lebensſchifflein trug manch' ſonnige Fluth;
Die Iſar hieß Dich gaſtlich lang verweilen;
So bot Dir Süd und Nord der Liebe Gut,
Und ſahſt Jahrzehnte glücklich Du enteilen.

Doch was Du heiß in treuem Sang erſehnt,
Das ſteht nun feſt. Der Meiſter iſt erſchienen,
Er hat das Haus erbaut! — Und mächtig dehnt
Sich drüber hin vom Kamm der Nordſeedünen
Zum Alpenfirſt in bunter Farbenpracht
Das Band der Eintracht, hoch und feſt gezogen;
Und Schwert und Leier halten ſichre Wacht
Auf Bergeshöh, am Schwall der Meereswogen.

So feire das erſtarkte Vaterland
Den edlen Sohn am heutgen Wiegenfeſte,
Der glaubenstreu zum Einheitsbanner ſtand,
Verbürg' ihm ſeiner Gaben reichſte, beſte:
Ihm, der's erwachſen ſah in ſtolzer Luſt,
Dem Tröſter in der Zwietracht dumpfen Schmerzen,
Das Heimathrecht in jeder deutſcher Bruſt,
Den Brudergruß aus jedem deutſchen Herzen!

Paul Baehr.*)

Bad Oynhausen.

Wo alle Jubellieder heut' nur singen
Der deutschen Heerfrau auf dem Niederwald,
Kanonen donnern, Weihechöre klingen
Zu Ruhm und Preis der deutschen Heldgestalt,
Die siegesstolz von hohem Bergesthrone
Schaut in des Erbfeinds racherfülltes Land,
Aufs Schwert gestützt die deutsche Kaiserkrone
Ihm kühn entgegenhält am Rheinesstrand —
Sei mein Gesang dem Sänger heut' geweiht,
Der stets geweissagt uns die Kaiserzeit.

„Das deutsche Kaiserthum wird dennoch kommen,
Ob auch der Tag nur Trümmer schauen läßt,
Voll Macht und Ruhm dem freien Volk zum Frommen —
Die Hoffnung haltet stets im Herzen fest!"
„Einst kommt ein Morgen, uns von Gott beschieden,
Der bringt mit klanggewalt'gem Schwertesstreich
Dem Vaterlande endlich goldnen Frieden
Im neuerstandnen deutschen Kaiserreich;
Drum haltet Muth und Schwert zum Kampf bereit!" —
So scholl Dein „Heroldsruf" durch alle Zeit.

*) Gelegentlich der Enthüllung des National-Denkmals auf dem Niederwald am 28. September 1883.

Und was Du einst dem Vaterland gesungen,
Was Du geschaut mit kund'gem Seherblick,
Für was gedichtet Du, gekämpft, gerungen —
Das ward vollbracht vom herrlichsten Geschick!
Drum wenn sich heut' des Denkmals Hüllen senken,
Germania strahlt in hehrem Ruhmesglanz,
Wird manches deutsche Herz auch Deiner denken,
Im Geist Dich schmücken mit dem grünsten Kranz.
Du kühnster Sänger deutscher Einigkeit,
Heil Dir, Dein Lorbeer blüht zur Kaiserzeit!

Felix Dahn.

Königsberg i. Pr.

Mit Rückert und mit Platen
Hast Du mich treu berathen
Und ist mein Vers gerathen, —
Das dank' ich Deiner Kunst:
Den Lehrer will ich preisen:
Jedoch in eignen Weisen,
Das höre Du mit Gunst. —

Und schlürf ich hier im Norden,
An Thule's Nebel-Borden,
Viel edle süße Labe
Aus Deiner letzten Gabe,
Aus Deinen „Spätherbstblättern",
Gereift in allen Wettern,
In heißen und in kalten,
Bei guter Sterne Walten,
So ruf ich: „Heil dem Alten!
Des deutschen Wohllauts weichen
Romanisch-formenreichem,
Herrn Gottfrieds Süße gleichem
Vollharmonien-Gestalter: —
Heil ihm und seinem Psalter!
Wer von uns Jüngern holprig nicht
Die Reime flicht und radebricht —
Der dankt es Dir, dem Weibel
Des Versturniers, o Geibel!"

Wie schalteſt Du in München
Auf handwerkmäßig Cünchen!
Dem Falſchreim wurde höllenangſt,
Dem Flickwort bange, bänger, bangſt:
„Was?“ — hörte man Dich dröhnen,
„Hiatus? Elliſionen?
Könnt ihr's nicht abgewöhnen?
Schock Schwere Noth Schwadronen!
Poeten wollt ihr heißen?
Mit Knüppeln ſollt' man ſchmeißen!“
Doch nicht allein dies ABC
Erlernten wir in Deiner Näh', —
Auch daß die Weihe müſſe ſchweben
Um echten Dichters Lied und Leben,
Daß ſternenhoch das Ziel entfernt
Und daß Du ſelbſt nie ausgelernt. —
Wie doch die Eitelkeit zerſchmolz
Vor Deinem tief beſcheid'nen Stolz!
Auch jetzt ſprichſt Du beſcheiden
Von „Spätherbſtblättern“ blos:
Und doch lauſcht, — ſchwer zu neiden! —
Aus dieſer Blätter Schoos,
Aus grüner Reben-Laube
Die goldne Spätherbſt-Traube,
Die Traube, herrlich ausgereift,
Die Rom's und Hellas' Strahl geſtreift:
In Deutſchland reicht uns Keiner
Trank edler, weicher, reiner,
Feinblumiger, wie Deiner.

1877.

Richard Hamel.

Frankfurt a. O.

Horch, hörst den Frühling kommen du?
Sein Siegesrauschen überall?
Der Fluß erwacht aus starrer Ruh'
Und strömt dahin mit lautem Schwall,
Auf allen Bergen schmilzt der Schnee,
Leis sich lösend wie Herzensweh,
Stürzt sich hinab im jubelnden Quell:
Emanuel!

Siehst du der Berge dunklen Duft?
Den weißen Schein, siehst du ihn auch?
Sie schweben in die blaue Luft
Als Siegesglanz und Opferrauch;
Von ewigen Gletschern, starr und kahl,
Flattern doch Siegesfahnen ins Thal,
Wölkchen, wie Edelweiß so hell:
Emanuel!

Und allen Knospen schwillt die Brust,
Sie drängen siegreich sich hervor;
Was kümmert's, ob im Drang der Luft
Ihr Leben manche auch verlor?
Sie hörte doch noch, aus Winterstraum
Im Kampf erwachend, von Baum zu Baum
Der Blüthenglocken Siegesgeschell:
Emanuel!

„Emanuel!“ sei Feldgeschrei
Der Kämpfer mit dem Trug der Welt;
Wie winzig ihre Schaar auch sei,
Der Feldherr hat sie wohlgestellt.
Auf, auf, zum ewigen Lenz hindurch,
Gen höhnender Feinde eisige Burg!
Wer lauterem Glauben den Speer auch fällt:
Emanuel!

Ostern 1878.

Friedrich Vischer.

Stuttgart.

Nicht am Zucken jäher Lichter,
Nicht am Schuß, der blitzt und kracht —:
Ob er schaut und schauen macht,
Daran kennen wir den Dichter.

Hermann Voigt.

Berlin.

Ein Knabe sitzt im schwanken Boot;
Die Glocken im Kirchdorf läuten;
Er aber singt in das Abendroth:
„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten —".

Die Sonne huscht mit Purpurglühn
Dahin auf bergigen Pfaden;
Schon lauscht die Nacht durchs Maiengrün
Dem Flüstern der Najaden:

„Sprich, sprich, was willst Du auf unserm See,
Was soll Dein klagendes Singen?"
„„O Gott! Mir ist das Herz so weh
Und so voll, so voll zum Zerspringen!

Mein Lieb ist todt: — die traute Maid
Hat selber ihr Grab sich gegraben
Und ich kann nun vor Herzeleid
Nicht Ruh' und Frieden haben!"" —

Sie schweben im Mondschein über dem Ried,
Die Geister, auf und nieder
Und wiegen mit weichem Wunderlied
Den Jüngling hin und wieder:

„Komm mit, komm mit in den blauen Grund,
Wo die Nixen kichern und kosen.
Komm mit, komm mit und Du wirst gesund
Auf den wellenumzitterten Moosen.

Sieh dort vor dem lichtkryſtallnen Haus
Blüht ein ſchimmernder, flimmernder Garten,
Drin wandelt dein Liebchen Tag ein Tag aus
Und kann Dich kaum erwarten."

Die Wellen ſchmiegten dem Kiele ſich an;
Und hell aufblitzen die Thore,
D'raus klingen und dringen dem träumenden Mann
Süßtönende Lieder zum Ohre.

Sein Liebchen ſang, den Engeln gleich
Vom Lichterglanz umgoſſen.
Sie nickte ſo traurig und blickte ſo bleich,
Rings von Korallen umſchloſſen.

Sie winkt hinauf, die Huldgeſtalt
Mit den goldig ſchimmernden Haaren;
Und ihn zieht es hinab mit Allgewalt,
Und er läßt die Ruder fahren.

Da, horch, da erſchallt ein Wandergeſang
Durch's Thal: „Der Mai iſt gekommen" —
Zwei Burſche ziehen die Ufer entlang,
Die eben erſt Abſchied genommen.

Er ſchaut in die Tiefe, das kühle Grab —
Das Liebesgeflüſter verhallte;
Er lauſchte dem Sang — vom Berg herab
Des Liedes Echo erſchallte.

„Und iſt's euch genehm, ihr Brüder? gelt!
So wandern wir weiter zu Dreien.
Es iſt ja ſo ſchön die weite Welt,
So ſchön im blühenden Maien!"

Cajetan Cerri.

Wien.

Zu München war's, in längſt vergang'nen Tagen,
Da ſprachſt Du einſt bei ernſtem Abſchiedsmahle:
„Was auch die Zukunft bringe, — nicht verzagen!
Der letzte Sieg winkt doch dem Ideale.“

Du riefſt es, von Begeiſterung getragen,
Und hobſt verklärt die weingefüllte Schale;
Mir aber war's, als ſäh' ich hoch dich ragen,
Wie ein Prophet im hellen Sonnenſtrahle.

Dank Dir, Prophet, für Deine Seher-Spende!
Das Herz hält dran, trotz ſchwerer Prüfungsſtunde,
Und wird d'ran halten, treu Dir, bis zum Ende;

Mag auch das Rohe prunken und das Schlechte,
Stets klingt es nach aus Deinem goldnen Munde:
Einſt ſiegt das Ideal, das reine, echte!

Ludwig Sendach.

Wien.

Bewundernd sah ich, sah mit süßem Beben
Ein Frauenbild, das Griechenkunst vollführte;
Doch als die Hand den kalten Stein berührte,
Dacht' ich: Wie bist du schön, doch — ohne Leben!

Da traf mein Blick ein blühend' Weib daneben,
Dem seichter Modezwang die Glieder schnürte,
Doch dessen Aug' der Liebe Gluth mir schürte —
Ich rief: Könnt' Ebenmaß der Stein dir geben!

Und doch! die Klage starb in meiner Kehle;
Ich sah das Wunder — sah Natur, umschlossen
Von idealer Hülle sonder Fehle —:

Denn was aus Deiner Liederbrust geflossen,
Ist Leben, Pulsschlag, Athem, Liebe, Seele, —
In der Antike Marmorpracht gegossen!

Ulrich Schneider.

Schilbach bei Schöneck i. S.

Ahnend Klingen wallt im Kreise,
Das der Wüste Gruß entbot;
Durch den Aether zittert's leise, —
Memnon singt im Morgenroth!

Und es fragen Volk und Wüste,
Welch' ein tausendjährig Leid
Wohl von Stein der Träumer büßte, —
Aber keines gab Bescheid.

Daran nur, sobald es dröhnte,
Zweifelten die Zeiten nicht,
Daß sich jener Riese sehnte
Nach dem wahren Morgenlicht.

Also, Sänger, klang Dein Singen
Jahr um Jahr in's Land hinein:
Himmel mein, wann magst du bringen
Den gehofften Morgenschein?

Und er kam. Denn gluthumfangen
Hat der Horizont gedroht,
Bis den Völkern aufgegangen
Deutschen Reiches Morgenroth.

Da verstummen seine Lieder, —
Denn er hat's erfüllt gesehn;
Und die Harfe legt er nieder —:
„Wohl! nun darf ich schlafen gehn!"

Max Brauer.

Berlin.

Ein Sonntagsmorgen — und die Sonne lacht
Und wirft des Frühlings erste goldne Strahlen
Ins Menschenhaus; darinnen aber liegt,
Auf weiße Sterbekissen hingestreckt,
Verstummt, der einst den Frühling sang wie Keiner!
Er hat den Lenz noch einmal froh begrüßt,
Der Wolken Segeln und der Blumen Blühen;
Er sah's und athmete zufrieden aus,
Daß fortab er dem Frühling ganz gehöre!

Der nahm ihn sanft und trug ihn aus der Welt.
Sein ganz Gefolge gab ihm das Geleite,
Die Vögel sangen und die Knospen hauchten
Aufspringend Weihrauch ihrem blassen Liebling.

Wer glaubte da, das gälte einem Todten?

Solch Klang und Blühen aber lebt hinfort,
Auch wenn die Vogelstimmen längst verstummten
Und längst des Herbstes letzte Blumen welkten.

Ihr aber fragt mich, was dann blüht und singt?
Das sind die Lieder, die der Dichter sterbend
Den späten Enkeln kommender Geschlechter,
Ein lebendes Vermächtniß, hinterließ:
Die blühn von Herz zu Herzen duftig weiter
Und tönen lieblich fort von Mund zu Mund.

Max Schneider.

Rügenwalde.

Sah über Meeresweiten
Verlöschende Abendgluth,
Sturmvögel darüber gleiten
Und tauchen in Meeresfluth.

„Lag nicht am selbigen Strande,
Wo dort die Sonne sank,
Der beste Deutsche im Lande,
Der beste Dichter krank?"

Und Antwort rauschten die Wogen,
In Lüften heulte der Sturm,
Hat an der Glocke gezogen;
Und dumpf erscholl's vom Thurm.

Und Wetter, Wind und Wellen
Und fliehende Wolken von West,
Sie haben die Thränen, die hellen,
Dem ahnenden Auge entpreßt.

Kein Bote ist gekommen,
Der mir die Kunde bot;
Im Herzen nur hab ich's vernommen:
Emanuel Geibel ist todt!

Arno Holz.

Berlin.

„Dir ward das Köſtlichſte verliehen
In dieſer Tage Sturm und Drang:
Ein Sinn für ew'ge Harmonieen
Und eine Seele voll Geſang.
Dem Jüngling lauſcht, es lauſcht dem Greiſe
Das deutſche Volk allüberall
Und lieblich klingt die ſüße Weiſe:
Dein Herz iſt ſeine Nachtigall!

Denn wer verſtand wie Du das Weſen
Der deutſchen Sehnſucht und ihr Leid?
Zu ihrem Herold auserleſen
Warſt Du das Echo Deiner Zeit!
In dämmerſchwülen Tagen ſangſt Du
Dein: Wache auf! dem deutſchen Reich
Und nach dem Sieg von Sedan ſchlangſt Du
Das Oelblatt in den Lorbeerzweig.

Doch nicht die Zeit nur und ihr Wüthen
Hat Dir das Harfenſpiel bewegt,
Die duftigſten der Liederblüthen
Dein eignes Herz hat ſie gehegt.
Doch was es immer auch erfahren,
Stets blieb Dir heilig Deine Kunſt,
Und eingedenk des Ewig-Wahren,
Verſchmähteſt Du des Pöbels Gunſt.

Dem Herrn befahlst Du Deine Wege
Und übtest fromm Dein frommes Amt,
Dem Lenz gleich, der das Dorngehege
Mit rothen Rosen überflammt.
Denn alles, was mit seiner Schöne
Das Herz erquickt in Wald und Flur,
Du gabst ihm Worte, gabst ihm Töne
Ein Hoherpriester der Natur.

Und jetzt in einer Zeit der Gährung,
Der schon das Blut zu Eis gerinnt,
Weil sie in eitler Selbstverklärung
Den Thurmbau Babels neu beginnt;
Wer schickt sie aus die Friedenstaube,
Wer bricht das Brot und trinkt den Wein?
Du bist es, Du, Du und Dein Glaube,
Dein Glaube an ein Gottessein!

Wohl tanzt noch immer die Verblendung
Wie ehmals um das goldne Kalb,
Doch naht die Zeit schon der Vollendung
Und weichen wird von uns der Alp.
Denn nicht umsonst hast Du gerungen,
Wie Du gekämpft, hast Du gesiegt:
Von Sphärenharmonie umklungen,
Ein Aar, der in die Sonne fliegt.

Schon steht die Kunst nicht mehr am Pranger,
Schon winkt auf's Neu ihr Bahn auf Bahn,
Und unsre Zeit sieht zukunftsschwanger
Das kommende Jahrhundert nahn;
Drin werden tausend Blüthen blinken
In neuer Glorie neuem Schein;
Und mag die Frucht auch andern winken,
Die Saat, die goldne Saat ist Dein!"

O alte Zeit, o altes Lieben,
Euch ſchleift kein Stahl, kein Diamant!
Was ſo vor Jahren ich geſchrieben,
Heut nahm ich's wiederum zur Hand.
Und wieder ſprang mit jedem Schlage
Mein Herzblut an zu ſchnellrem Lauf,
Und eingedenk verſchollner Tage
Schlug ich die Juniuslieder auf.

Ferndraußen ſchwebte durch die Lüfte
Der erſte Sonntag im April,
Durchs Zimmer flog's wie Veilchendüfte
Und heimlich war's und kirchenſtill.
Vom Thurm nur läuteten die Glocken
Den Winter in ſein Wittwerbett,
Und frühverwehte Blüthenflocken
Warf mir der Lenz aufs Fenſterbrett.

Ich aber ſaß und las ſie wieder,
O Gott, mir war das Herz ſo ſchwer! —
Ich las die alten goldnen Lieder:
Das Heimweh und die Nacht am Meer.
Im Mondſchein ſchritt ich weltvergeſſen
Hinunter und hinauf den Strand
Und ſacht umrauſchten die Cypreſſen
Das Inſelmeer von Griechenland,

Des Südens Sterne ſah ich ſcheinen,
Doch fühlt ich nicht des Südens Luft;
Der Liebe langverhaltnes Weinen
Rang ſchluchzend ſich aus meiner Bruſt.
Als müßt es wonnig ſich verbluten,
Vor Sehnſucht ward das Herz mir weit,
Und durch mein Sinnen ließ ich fluthen
Das Heimweh nach der Ewigkeit.

Und wieder dacht' ich dann begeistert
Des Sängers, der dies Lied uns sang,
Der eine Welt mit ihm bemeistert,
Der Zeit und Raum mit ihm bezwang.
Saß er jetzt auch in sich versunken,
Ein Liederbuch auf seinen Knieen,
Und lauschte lenz- und wohllautstrunken
Dem Glockenspiel von St. Marien?

Er, der Brunhilde, die Walkyre,
Aus Island rief an unsern Rhein ....
Da horch, ein Klopfen an der Thüre.
Und laut erschallte mein Herein!
Und eilvoll trat zu mir ins Zimmer
Mein Freund, der mir die Rechte bot;
Schon seines Auges feuchter Schimmer
Sprach, eh' sein Wort sprach: Er ist todt!

Er starb, noch eh' die Morgenröthe,
Eh' sich die Nacht ins Auge sahn;
Mit Uhland, Schiller und mit Goethe
Wallt nun auch Geibel seine Bahn.
Die Stirn vom Lorbeer sanft umfächelt,
Mit seinem Herrn ist er vereint;
Sein bleiches Antlitz liegt und lächelt,
Die ew'ge Liebe aber weint. —

O wehmuthweiche Trauerkunde,
Wie schlugst du schmerzlich an mein Ohr;
Mir war's, als ob ich jäh zur Stunde
Ein Stück von meinem Selbst verlor.
Der Tod, der bleiche Allvernichter,
Blies mir ins Herz die Melodie:
O, nun ist todt der letzte Dichter
Und mit ihm auch — die Poesie!

Kein armes Wörtchen konnt' ich ſtammeln,
Ein Schauer war's, der mich beſchlich,
Erſt mählich wußt' ich mich zu ſammeln,
Der Bann, der mich umfangen, wich.
Der Muſe Flügel hört' ich ſchlagen
Und all mein Weſen war entflammt:
Halt ein, rief ich, mein Freund, mit Klagen,
Nun feiern wir ſein Todtenamt!

Und ſacht hieß ich ihn niederſitzen,
Ich aber wandte mich geſchwind;
Der blanken Lederbände Blitzen
Zog magiſch mich an's Bücherſpind.
Durchs Fenſter fielen Sonnenſtäubchen
Und bauten einen goldnen Steig
Und draußen wiegte ſich ein Täubchen
Auf windbewegtem Fliederzweig.

Ich aber las ſchnell längs den Brettern
Die bunten Titel Band für Band,
Bis endlich mit vergilbten Lettern
Ich ein verſtaubtes Büchlein fand.
Gepreßt lag eine Schlehdornblüthe
Drin als ein Pfand verjährter Luſt,
Ich ſchlug es auf, mein Antlitz glühte
Und klangvoll brach's aus meiner Bruſt:

„Es iſt ein hoher Baum gefallen,
Ein Baum im deutſchen Dichterwald,
Ein Sänger ſchied, getreu vor allen,
Von denen deutſches Lied erſchallt.
Wie ſtand mit ſeinem keuſchen Pſalter
Im jüngern Scharm er ſtolz und ſchlicht;
Ein Meiſter und ein Held wie Walther
Und rein ſein Schild, wie ſein Gedicht."

Ein gluthgeborstner Feuerofen,
In lohen Flammen stand mein Herz;
Rollt doch ein Klang durch diese Strophen,
Ein Klang wie von korinthisch Erz!
Und weiter, immer weiter las ich
Des todten Dichters eignes Lied,
Daß er's einst Uhland sang, vergaß ich
Und wußte eins nur noch: Er schied!

„Er schied, es bleibt sein Mund geschlossen
Im Wort so karg, im Lied so klar:
Der Mund, draus nie ein Wort geflossen,
Das seines Volks nicht würdig war.
Er schied, doch waltet sein Gedächtniß
Unsterblich fruchtend um uns her,
Das ist an uns sein groß Vermächtniß:
So treu und deutsch zu sein wie er!"

Ich schwieg; der Lenz hielt draußen Feier
Und unsre Herzen schlugen drein,
Und leuchtend über Wald und Weiher
Sein Goldnetz wob der Sonnenschein.
Verwehte Frühlingsdüfte kamen
Von fernher über Flur und Ried,
Und wie ein feierliches Amen
Klang hoch im Blau ein Lerchenlied.

Hermann Jahnke.

Berlin.

Och, min hartleef hochdütſch Sweſter, glövſt nich, wat ik di beduer.
Wat hett vör en Slag di drapen un wo grot is doch din Truer.
Un wer ſchull nich mit di wenen, dat de böſe Dod is kamen.
Un di von din Beſten Enen, dinen grötſten Sänger namen?

Ja, ik trur üm dinen Sänger; hett em doch min Heimath 'boren;
Hadd ſo leef em all ſin Leben; heff em ok as Söhn verloren.
All ſin eenzig ſchönen Leeder, weern ſe ok nich plattdütſch ſungen,
Weern ſe doch echt dütſch vör allen; hebbn ſo deep int Hart mi klungen.

Enen Kranz von friſche Blomen bring ik, up ſin Graff to leggen,
Dat de lüttjen Fröhjahrskinner von min Leev, min Leid em ſeggen.
Un uns, de wi truern, Sweſter, willn ſ' dit ſöte Troſtword geben:
He is ſtorben, doch ſin Leeder warden ewig bi uns leben!

De plattdütſch Sprak.

Anna Segert.

Strelitz i. M.

Conlos werd' ich hinübergehn,
Man wird mich stumm zu Grabe tragen,
Und wenn die Feier ist geschehn,
Wird Niemand weiter nach mir fragen. —
Emanuel Geibel.

Durch alle Gauen Deutschlands schallt ein Klagen:
Auf ewig ist verstummt ein deutscher Mund,
Ein deutscher Sänger wird zu Grab' getragen,
Die Glocken seiner Vaterstadt thun kund,

Welch' ein Verlust das deutsche Land betroffen —
Die Glocken seiner alten Vaterstadt,
Die ihn so oft erfüllt mit neuem Hoffen,
Sie künden, daß er ausgelitten hat.

Nicht klanglos wird man Dich zu Grabe tragen,
Des Volkes Liebling, den der Tod nun brach.
Dich werden viele Tausende beklagen,
Viel tausend Thränen weint Dein Volk Dir nach.

Du glaubtest: wenn die Feier ist geschehen,
So fragt auch Niemand weiter noch nach Dir?
So magst vom Himmel Du herniedersehen
Auf Alle, die wir nun versammelt hier.

Du magst Jahrhunderte herniederschauen
Von droben, ob Dein Name wohl erblich
Im Herzen deutscher Männer, deutscher Frauen.
Dein Volk vergäße sich, vergäß' es Dich!

K. Lange.

Breslau.

So biſt auch Du von uns geſchieden,
Es ſchweigt Dein liederfroher Mund.
Nach langem Kampf ward Dir der Frieden.
Krank warſt Du — nun biſt Du geſund;
Uns aber quält und brennt die Wunde,
Die unſrem Herzen ſchlug die Kunde.
Denn alle, die Dich hier gekannt,
Dein ganzes, deutſches Vaterland,
Es liebte Dich; was Du geſungen,
Tief iſt es ihm ins Herz gedrungen.
Jedoch, was auch die Welt Dir gab
An Ruhm und Ehre, Jahr für Jahr:
Ich kenn' ein ſchlichtes, ſtilles Grab,
Das lieber Dir, als alles war;
Drin ruhte ſie, die Deinem Leben
Das reinſte, ſchönſte Glück gegeben
Und die dort ſchon ſeit manchem Tag
Zur ew'gen Ruh' gebettet lag.
Nun gingſt auch Du zur Ruhe ein,
Nun iſt ſie erſt auf ewig Dein.
Geſtillt iſt jetzt Dein tiefſtes Leid,
Dein Heimweh nach der Ewigkeit.

Uli Schanz.

Dresden.

Zum Preis für Deine Lieder
Voll Klang und Glanz und Duft
Streut Veilchen Dir hernieder
Der Lenz auf Deine Gruft.

Zum Lohn für Deine Pfalmen
Voll Ruh und Sonnenſchein
Gingſt Du am Tag der Palmen
Zum ew'gen Ruhtag ein.

Zur Ruh vom langen Wandern,
Dein Ziel, Du haſt's erreicht:
Dein Volk hat keinen Andern,
Der Dir, Verklärter, gleicht!

Johannes Faſtenrath.

Köln.

Zum ſtillen Lübeck ſei der Blick gewendet
Voll Wehmuth in der heiligſten der Wochen:
Es hört das Herz des Edlen auf zu pochen,
Der ew'gen Lenzes Blüthen uns geſpendet.

Er war ein Herold dieſem Reich geſendet
Und hat der Liebe Gotteswort geſprochen.
Der Harfen wohllautreichſte war zerbrochen,
Der Harfner aber hat ſein Werk vollendet!

Drum ſoll des Troſtes voll der Kranz ſich winden,
O Held, um Dein verſtummend Saitenſpiel:
Am Tag der Palmen muß die Klage ſchweigen.

Du durfteſt der Erfüllung Luſt empfinden:
Der Schönheit Prieſter, ſtand'ſt Du erſt am Ziel,
Als Deines Genius Fülle ganz uns eigen!

Max Trippenbach.

Aſchersleben.

„Es fiel ein Thau, der alles Dürſten ſtillt;"
So ſangſt Du einſt am frohen Feſt der Palmen:
Im erſten Grün lag rings das Lenzgefild
Und Perlen blitzten an den zarten Halmen.
Haſt Du mit Seherblicken da geſchaut,
Was Dir am gleichen Tage ſei beſchieden?
Ein ſchön'rer Lenz iſt mild herabgethaut;
Nach Erdenleid umfängt Dich Himmelsfrieden.

Nicht Dich beweinen wir: Du biſt befreit
Von allen Feſſeln, die Dich hier gebunden.
Die Klage gilt nur uns und unſerm Leid,
Denn ach! auf ewig biſt Du uns entſchwunden!
Auf ewig? — Nein! Noch bleibt uns ja Dein Wort,
Das glockenrein in jedes Herz geklungen;
Dein Lied ſtirbt nicht und mit ihm lebſt Du fort,
Dein Name hat Unſterblichkeit errungen!

Ja, ſtreut ihm Palmen für den letzten Gang
Und ſchmückt den Sarg mit friſchen Eichenkränzen:
Ein Edler war es, der ins Grab uns ſank,
Wie wen'ge nur in deutſchen Landen glänzen.
Des Todten Stirn umhüllt mit Lorbeerreis,
Tragt ihn zu Sternen auf des Nachruhms Flügel —
Ich lege heute dieſes Lied nur leis
Als ſchlichten Veilchenkranz auf ſeinen Hügel.

Arno Holz.

Berlin.

Und wieder hieb,
Taub für den Wahnwunsch,
Den tausendfältigen,
Ihres Geschlechts,
Unbarmherzig
Mit eherner Schneide
Die Zeit in ihr Kerbholz:
Wieder ein Tag!
Und wieder nun wandelt,
Fröhlich wie immer,
Singend der Abend
Durch das Goldthor des Westens
Den hängenden Gärten
Der sinkenden Sonne zu
Und leis verhauchen,
Vor Wehmuth zitternd,
Ihr tönendes Leben
Ins Spätroth die Glocken,
Die Trauerglocken
Zu Lübeck, der Stadt.

Und immer stiller
Wird es und stiller —
Und immer dunkler!

Längſt iſt zerſtoben
In alle Winde
Des todten Dichters
Letztes Geleit.
Nur hie und da noch
Am Brunn auf dem Marktplatz
Oder im Winkel
Der dämmrigen Gaſſe,
Mit verſchränkten Armen
Gelehnt an die Hausthür,
Erzählt vertraulich
Der Nachbar dem Nachbarn,
Aus braunem Meerſchaum
Bläuliche Wölkchen
Ins Zwielicht blaſend:
Wie auch er
Schon am frühen Morgen
Den wuchtigen Hammer
Bei Seite gelegt
Und ſtaubüberdeckt
Den blauen Werkeltagskittel
Vertauſcht mit dem ſchwarzen
Wohlgebürſteten Sonntagsrock.
Wie er, begleitet
Von ſeinem Vetter,
Dem Fabrikanten,
Drauf gravitätiſch
In modiſchem Aufputz
Dem Zuge gefolgt ſei;
Und wie auch er dann
Von ſeinem Gönner,
Dem Herrn Senator,
Die Gunſt ſich erwirkt

Und dem großen Todten,
Dem Ehrenbürger
Der freien Vaterstadt,
Feuchten Blicks
Eine Handvoll Erde
Ins Grab geworfen.

Und immer dunkler
Wird es und dunkler —
Und immer stiller!

Das bleiche Antlitz
Von Schleiern verhangen,
Von Haus zu Haus
Wandelt die Nacht.
In Erkern und Giebeln
Blitzt es von Lichtern auf
Und leuchtende Streifen
Fallen wie Gold
Durch die Scheiben der Fenster
Weit auf die Gasse.
Kaum, daß ein Wandrer,
Der nachtverspätet
Den Heimweg sucht,
Sie quer durchschneidet.
Aber droben im traulichen Zimmer
Am warmen Kamin,
Umringt von den Kindern,
Sitzt die Hausfrau.
Und auf den Schooß
Hebt sie ihr jüngstes
Blondes Töchterchen,
Die kleine Ada.

Und hochaufhorchend
Vernehmen die Mäuschen,
Daß der alte Mann
Mit dem weißen Schneebart,
Den sie erst gestern noch,
Umduftet von bunten,
Zaubrischen Blumen,
In einem schmalen,
Glasüberdeckten,
Schwarzen Kasten
Bleich und reglos
Liegen gesehn,
Ein König gewesen,
Dessen Reich
So schrecklich groß war,
Daß drin die Sonne
Nie untergegangen.
Und wie die Mutter
Den kauernden Kindern
Dann weiter erzählt,
Daß der todte König
Auch noch ein Zaubrer war,
Der die Sprache der Vögel verstand
Und das Duften der Blumen,
Das Wehen der Winde,
Das Funkeln der Sterne,
Das Rauschen der Wälder,
Ja, selbst den Herzschlag der Menschen
In wunderselige,
Geheimnißsüße
Zauberlieder zu bannen gewußt:
Da nickt auch der Vater,
Der seitab im Lehnstuhl,

Ueber die Zeitung gebückt,
Mit halbem Ohr
Der Erzählerin lauscht
Und still überdenkt er
Das Leben des Dichters,
Des todten Dichters,
Und siehe auch ihm,
Dem Skeptiker, däucht's nun
Fast wie ein Märchen.

Und weiter draußen,
Immer weiter,
Von Haus zu Haus
Wandelt die Nacht.
Immer stiller
Wird's auf den Gassen,
Immer dunkler
Werden die Fenster
Und ein Licht lischt nach dem andern aus.
Wo aber einsam,
Die schlaflosen Züge
Vom Goldlicht der Lampe
Sanft überhaucht,
Noch ein Menschenkind wacht,
Da wühlt es sich nicht mehr
In düst're Probleme,
Da fragt es sich nicht mehr
Um Sein oder Nichtsein,
Wie weiland Hamlet
Oder Faust:
Ein kleines Büchlein
Mit blankem Goldschnitt
Hält es entzückt

In ſeiner Hand
Und golden träufelt
Aus jedem Liede,
Das luſtberauſcht
Sein bebendes Lippenpaar
Klangvoll ausſtrömt,
Bezaubernder Wohllaut
Ihm ins Ohr.

Er aber er,
Der einſt vor Jahren,
Vor langen Jahren,
Mit ſeinem warmen,
Rothen Herzblut
Die Blätter beſchrieben,
Daß nach Jahrhunderten noch
Der ſpätgeborene Enkel —
Zieht er ſie prüfend
Aus ſeinem Erbſchrein
Wieder ans Licht —
Von ihrer Räthſelkraft
Magiſch durchzuckt wird
Und die Blätter,
Die unſcheinbaren Blätter,
Nicht hergeben will,
Nicht um Gold und Geſteine:
Er ſchlummert die Nacht nun,
Die erſte Nacht auf dem Friedhof!

Silbern ſtiehlt ſich der Mond
Durch das grüne Gezweig
Und ſpiegelt ſich wieder
In den tauſend blanken Blättern,

Die trauernd der Lorbeer
Seinem Liebling
Aufs Grab gestreut,
Und weinend breitet
Die ewige Liebe
Ihre schirmenden Fittige
Drüber aus.
Noch hat der Lenz
Aus seinem Füllhorn
Die schönsten Blumen,
Die lieblichsten Düfte
Nicht über die Erde gestreut,
Denn noch weilt die Nachtigall
„Fern im Süd"
Und klang- und duftlos nur
Grünt der Flieder.
Aber die Liebe,
Die allurewige,
Glaubend und hoffend
Hebt sie ihr Antlitz,
Ihr thränenumflortes,
Hoch empor
Zu den ewigen Sternen
Und mitleidsvoll
Leiht der Allgütige
Ihrer Klage sein Ohr.
Mit dunklen Schleiern
Die Gräber um sie
Rings überdeckend,
Zeigt er der Lächelnden
Ein farbenschillerndes
Bild der Zukunft.
Da wird es licht um sie;

Ihr von den Augen
Fällt es wie Schuppen
Und durch ihr Sinnen
Zuckt's wie ein Traumgesicht:

Hoch auf recken
Die Thürme von Lübeck,
Die sieben Thürme,
Die vielbesungnen,
Sich blitzend ins Morgenroth
Und aus den Gärten,
Den vollerblühten,
Am Ufer der Trave,
Umduftet vom Flieder,
Schluchzt nun die Nachtigall
Ihr erstes Lied.
Aber durchs Stadtthor
Auf staubiger Straße
Am schwarzen Gitter
Des Friedhofs vorbei
Ziehen zwei Bursche,
Zwei junge Bursche
Mit Ränzel und Knotenstock,
In die weit', weite Welt,
Und jubelnd ringt sich
Aus ihren Kehlen,
Aus ihren Herzen
Das alte Lied:
Der Mai ist gekommen!

Der Mai ist gekommen!
Nicht sie allein nur
Sind's, die es singen:

Ein ganzes Volk,
Eine ganze Welt ſingts'
Und auch er ſelber,
Der Schwan von Lübeck,
Freudig nun ſtimmt er
Mit in ſein Lied ein.
Iſt doch auch ihm nur
Nach irdiſchem Winterleid
Himmliſche Lenzluſt
Herrlich erblüht.
Auf ſchönerem Stern
Der dunklen Schatten
Der dunklen Erde
Eingedenk,
Webt eine Glorie
Ihm um das Haupt nun
Das kleine Wörtchen:
Unſterblichkeit!

Alſo ſinnend
Und in das Göttliche
Tief ſich verſenkend
Vergißt die Liebe,
Die ewige Liebe,
Rund um ſich her
Tod und Verweſung,
Und durch das Herz ihr
Zittert das Echo,
Das wundertröſtliche:
„Hoffe Du nur!“

Aber die Stunden,
Die lachenden Dirnen,
Goldsohlig wandeln sie
Ueber das Grab.
Und wie allmählich
Korn auf Korn
Durch die Sanduhr rinnt,
Blitzt es röthlich
Am Horizont auf.
Flammend entsteigt
Die junge Sonne,
Die Morgensonne des ersten Ostertags,
Dem wogenden Fluthmeer
Der blauen Ostsee
Und lächelnd grüßt sie,
Mit tausend goldnen,
Flackernden Lichtern
Es blitzend umspielend,
Zum ersten Mal —
Das Grab ihres Dichters.

Hugo Krügel.

Berlin.

Die erste Nacht lag auf des Dichters Grabe
Und welkte hier so manches Blüthenblatt,
Das thränumflort als letzte Liebesgabe
Der Freund zum „Ruhe sanft!“ gespendet hat.

Da dämmert, wie zur Auferstehungsfeier,
Der neue Morgen auf der Kirchhofsflur,
Die Nebel senken ihre Silberschleier,
In heil'ger Ruhe athmet die Natur;

Und wie zur Weihe für den großen Todten
Erschließen Himmelsschlüssel sich der Gruft.
Und Levkoien, Veilchen, all' die Frühlingsboten
Entfalten sich und spenden süßen Duft.

Und in krystallthau-perlendem Geschmeide
Erscheinen Florens Kinder ohne Zahl,
Gleich Zauberfeen geschmückt im Festeskleide,
Begrüßt vom purpurgold'nen Sonnenstrahl.

Und aus dem sterngeblümten zarten Moose —
Ein Grabestuch in Blüthenduft gewebt,
Erstrahlt im Morgenroth die weiße Rose,
Die ihren Kelch zum Himmelsblau erhebt.

Da naht im Trauermantel sich der Falter
Und küßt den Thränenthau vom Rosenflor,
Und an der Gruft ertönts wie Harfen-Psalter,
Wie ferner Orgelklang und Engelschor.

Es summen buntgeflügelt in der Stille
Libellen, Bienen ihre Melodie,
Die Halme säuseln und es zirpt die Grille,
Und jedes Blüthenblatt haucht Poesie.

Die Maienglöckchen klingeln sanft und läuten,
Gleichwie zur Andacht an des Grabes Saum:
Was hat dies Wundersames zu bedeuten?
Ist Maienhochzeit? — ist's ein Märchentraum?

Nein! Den entschlaf'nen Dichter gilt's zu preisen,
Zu feiern ihn an ew'ger Ruhestatt!
Es will der Frühling dankbar sich erweisen,
Den er so einzig schön besungen hat!

Drum kam im lichten Glanz auf Zephyr's Flügel
Der Frühling zu des Dichters engem Haus,
Und streute auf dem frischen Grabeshügel
Das ganze Füllhorn seiner Liebe aus!

Und wie zum „Fahrewohl!" der Dichterseele,
Die nur zu früh für uns von hinnen schied,
Sang in der Trauerweide Philomele
Der Auferstehung süßes Wiegenlied.

Victor Blüthgen.

Freienwalde.

Mich umfängt's wie Trauerweiden
Und mein Herz iſt voller Gram —
Eine Nachtigall ging ſcheiden
Eben da der Frühling kam.
Blüthen leuchten auf und nieder,
Suchend irrt ihr heißer Duft:
Doch kein Auge ſchaut Dich wieder,
Keine Sehnſucht ſprengt die Gruft.

Sänger, vielgeliebter, hoher,
Welchen jede Gunſt beglückt,
Klang- und duft- und farbenfroher,
Biſt Du wirklich uns entrückt?
War's im Herbſt ein letztes Grüßen,
Das mir ſo die Hand gepreßt?
Wollt' es jener Blick verſüßen,
Der mich nie und nie verläßt?

Mühſam drang auf Nebelwegen —
Ach, ich ſah's — Dein Geiſt zu mir;
Nur Dein Herz mit matten Schlägen
War noch wie verloren hier.
Haſtig trankſt Du Blut von Trauben —
Ach: ein Schatten des Homer! — —
Und nun kann ich's doch kaum glauben,
Dieſes bittre: Nimmermehr.

Kelch Du, der mit aller Süße
Dieſes Lebens ſich gefüllt:
Zaubriſcher als Dein „Genieße!"
Hat wohl keins den Durſt geſtillt.
Sonder Gift und ſonder Hefe,
Bis der letzte Tropfen ſchwoll — —
Heut wie einſt an meine Schläfe
Pocht Dein Rauſch noch wundervoll.

Meiner Sehnſucht gabſt Du Flügel,
Meiner Liebe gabſt Du Pracht,
Dem verworr'nen Stürmer Zügel,
Geiſter, Sterne ſeiner Nacht.
Unbegreiflich fremde Pfade
Ging Dir meine Seele nach;
Süß in Deiner Rythmen Bade
Fühlt' ich alle Sinne wach.

Dennoch: was des Mannes Buſen
So vor Deinem Bild bewegt,
Minder iſt's das Pfund der Muſen,
In die Wiege Dir gelegt.
Dies iſt's: daß Du mit dem Pfunde
Wuchernd, Meiſter wardſt der Kunſt,
Und doch niemals Himmelskunde
Schnöde gabſt um Gold und Gunſt.

Niemals hat nach Lob und Schätzen
Deine Harfe ſich gerührt,
Keinen dürft'gen Modegötzen
Haſt mit Schönheit Du geziert.
Deine Werkſtatt war ein Tempel,
Kein Verſucher kam hinein;
Was Du gabſt, das trug den Stempel:
„Wie ein Prieſter will ich ſein."

Wie ein Prieſter, dem im Herzen
Tief die ewge Lampe brennt;
Den ſein Lächeln ſelbſt, ſein Scherzen
Nicht vom Aug' der Gottheit trennt;
Der, mit Würde von der Nähe
Allen Volkes abgehegt,
Doch des Volkes Wohl und Wehe
In Prophetenhänden wägt.

An der Weide hängt die Harfe:
Welcher Kühne nimmt ſie ab?
Mag der Wind, der nordiſch ſcharfe,
Manchmal träumen auf dem Grab.
Andre Zeiten — andre Töne,
Neues Herbſten — neuer Wein,
Doch, ihr Mittler der Kamöne:
Wie die Prieſter ſollt ihr ſein!

Meinen Lorbeer zu den andern!
Meine Seele grüßt im Duft,
Und noch manchmal ſoll ſie wandern,
Sich zu weihn, an dieſe Gruft.
Erdeſchollen, Blumenkränze
Decken mir Dein Bild nicht zu;
Mit der Nachtigall im Lenze
Mahnt mich's, hoch zu ſtehn, wie Du.

Franz Wisbacher. *)

Ainring.

Fern im Süd, bei ſtillen Almen,
Heimatfroh der Welt entrückt,
Hört' ich, daß am Feſt der Palmen
Sie Dein Auge zugedrückt.
Leuchtend über Hellas' Borden
Stieg empor der junge Tag,
Während in der Stadt im Norden
Stumm Athenens Liebling lag.

Längſt ſchon war das Mal der Leiden
Seiner Stirne aufgedrückt,
Wie der Abend im Verſcheiden
Sich mit bleichen Roſen ſchmückt.
Feſtgebannt ans Schmerzenlager,
Litt der Dulder herbe Qual;
Auf die Wangen, blaß und hager,
Prägte Tod ſein Siegesmal.

---

*) In einem Briefe an den Herausgeber erzählt der Verfaſſer dieſes Gedichts, wie er anfangs Mai 1880, von äußerſter Noth getrieben, ſich hilfeflehend an den heimgegangenen Dichter gewandt und dieſer ihm umgehend ein warmherziges Troſtſchreiben ſowie die Summe von 220 Mark übermittelt habe. Der dankbare Empfänger ſchließt mit den Worten: „Ich wünſchte nichts ſo ſehr, als daß dieſe Edelthat in ganz Deutſchland und über deſſen Grenzen hinaus, ſoweit fühlende Herzen ſchlagen, bekannt würde."

Tiefe Wehmuth drückt mich nieder,
Welche jeden Troſt entbehrt,
Um den Sänger ſüßer Lieder
Sich mein Geiſt in Gram verzehrt.
Einſam ſchweif ich im Gehege,
Draus ein Heer von Knospen bricht,
Tauſend Blumen blühn am Wege,
Doch mein Auge ſieht ſie nicht.

Meines Herzens ſehnend Klagen
Ewig bleibt es ungeſtillt,
Denn kein Wort vermag zu ſagen,
Was im Innern pocht und quillt;
Und wie ſchmerzlich Philomele
Flötet an des Baches Rand,
Tönt mein Ruf aus tiefſter Seele:
Edler Sänger, ſchlummre ſanft!

Henriette Weber. *)

Mülhausen i. E.

Du warst ein Dichter, voll und ganz,
Und keusch und innig Deine Lieder;
Voll tiefen Weh's leg ich den Kranz
Im Geist auf Deine Erde nieder.

Du warst in schwerer Trübsalszeit
Ein Engel mir voll Licht und Leben.
Zu Dir durft ich in jedem Leid
Den thränenvollen Blick erheben.

---

*) In diesen Versen hat eine arme, alte Frau, der Geibel auf ein an ihn gerichtetes Gedicht hin schon seit 1852 ein wohlwollendes Interesse gezeigt hatte, ihrem Schmerze über das Dahinscheiden des Dichters einfachen, aber rührenden Ausdruck gegeben. In einem Briefe an den Herausgeber schreibt sie unter anderem:

„In aller Noth durfte ich zu ihm kommen und nie vergebens. Wenn ich nichts verlangte, so schickte er mir freiwillig und ich schäme mich nicht, das frei und offen zu bekennen. Ich habe viel zu leiden und zu kämpfen gehabt in meinem Leben, und es war Gottes Gnade, die mir einen der Edelsten so zur Hülfe gesandt. Vor drei Jahren erhielt ich die letzte Liebesgabe, denn er wurde überaus leidend, und ich mußte verzichten auf seine Theilnahme gerade, wo ich älter und hülfloser wurde. Aber meine ganze Seele war fort und fort mit ihm beschäftigt und heiße Gebete sind für ihn zu Gott aufgestiegen."

Du wollteſt nimmer lautes Lob
Für alle Zeichen Deiner Güte;
Doch, was ſie einſt ins Leben wob,
Bleibt unvergeſſen im Gemüthe.

Wie viele Herzen Du entzückt
Durch Deine wundervollen Lieder,
Das meine haſt Du ſtill beglückt
Und heiße Thränen rinnen nieder.

Nun ruh Du edles Dichterherz
Von Erdenkampf und Erdenleiden,
Dein reicher Geiſt zog heimathwärts,
Wo keine Thränen und kein Scheiden.

Friedrich Bodenstedt.

Wiesbaden.

Mit einem Freund' hatt' ich mir vorgenommen,
Die Todtenstadt Pompeji zu durchwandern;
Neapel lag in Regen ganz verschwommen,
Wir warteten von einem Tag zum andern;
Bis endlich uns die Sonne wieder hell
Vom Himmel schien. Gerüstet war ich schnell
Zur Fahrt ins Freie — da ward mir entboten
Ein Gruß vom Tode an die Stadt der Todten.

Ein Telegraphenbote trat ins Zimmer,
Ich las: „Emanuel Geibel ist gestorben!"
Nun freute mich nicht mehr der Sonne Schimmer,
Die gute Laune war mir ganz verdorben.
Wohl wußt' ich, daß nach manchem Schmerzensjahr
Des Dichters Heimgang nur Erlösung war
Von unheilbaren, hoffnungslosen Leiden,
Und doch zu Herzen ging mir tief sein Scheiden.

Nur selten sah ich ihn seit jenen Jahren,
Da wir, im Sommer noch des Lebens stehend,
Am Isarstrande Sangsgenossen waren,
Oft, doch nicht immer, gleiche Wege gehend;
Denn wahres Leben glüht im Liede nur
Als Ausklang eigenartiger Natur;
Wo zwei Poeten nicht zu unterscheiden
Im Liede, schätz' ich keinen hoch von Beiden.

In klaren Zügen lebt das edle Bildniß
Des prieſterlichen Sängers fort im Volke;
Er war kein Stürmer durch des Lebens Wildniß,
Kein Blitzeſchleud'rer aus der Wetterwolke;
Die Ruhmesbahn, die er ſchon früh betrat,
Ward ihm kein rauher und verbotener Pfad,
Und, fand ſein junger Ruhm auch ſtrenge Richter:
Noch ſtrenger gegen ſich war er als Dichter.

Auf's Höchſte nur gerichtet war ſein Streben,
Er ſuchte alles Nichtige abzuſtreifen;
Vom gütigen Geſchick ward ihm gegeben
Ganz auszuleben und ganz auszureifen.
Im Kranze ſeines Schaffens fehlt kein Blatt,
Das er der Nachwelt werth befunden hat,
Und in der Stadt, wo er zuerſt geſungen,
Sind ſeine letzten Lieder auch erklungen.

Im Alter ſcholl ſein Lied oft erznen Klanges,
Voll Wohllaut blieb's wie in des Lebens Lenze.
Er ſchied als echter Meiſter des Geſanges,
Werth ſeiner Mitwelt wie der Nachwelt Kränze! —
So dacht' ich auf der Fahrt zur Todtenſtadt,
Und zur Erinnerung laſſ' ich heut dies Blatt
Zu Geibels Grabe wehn als Frühlingsboten
Mit Gruß des Lebens aus der Stadt der Todten.

Max Schneider.

Rügenwalde.

Der uns den Tod ſang des Tiberius,
Der edle Sänger iſt nun ſelber todt.
Und ſeltſam däucht mich, daß ich denken muß,
Wie ich nun ſinne in das Morgenroth,
Das aus dem Meere auffteigt feuerfarb,
Wie zu Miſenum dort der Cäſar ſtarb
Und hier der Dichter. — Gleiche tiefe Nacht.
Die Erde träumt von bald'ger Maienpracht,
Am Horizont ſeht ihr ihn niederfallen,
Den Stern im Nord? Aufrauſcht's am Meeresſtrand,
Wohin die Trave trübe Kunde trägt,
Daß es in Wellen fluthend an das Land,
In Wellen tönend an den Himmel ſchlägt.

Im Schlafgemache matter zuckt das Licht.
„Es geht zu Ende, hört ein letztes Wort."
Da lauſcht man weinend was der Dichter ſpricht,
Und weinend trägt's ein leiſer Nachtwind fort:

„Was ich Tiberius in den Mund gelegt,
Dem ſiechen Herrn von Rom, nie traf es mich.
Auch ich war jung, an Menſchen glaubt' auch ich,
Doch hab' ich dieſen Glauben ſtets gehegt.
Aus jenem Buche dort mögt ihr es leſen,
Was ich der Welt, was mir die Welt geweſen. —

„Wohl blieb auch ich auf meinen Wanderfahrten —
Wer blieb es je? — nicht von Enttäuschung frei,
Doch nimmer stimmt' ich ein ins Wehgeschrei
Kleinmüth'ger Seelen, jener überzarten.
Denn in den Himmel baut' ich keinen Thurm,
Gleichdem zu Babel, und des Argwohns Wurm
Frißt nimmermehr an einem deutschen Herzen,
Das singt und zürnt sich gerne frei von Schmerzen.

Und so auch ich. Ich sang und zürnte laut
Und hob des Glaubens leuchtendes Panier,
Vom Dogma frei und frei von falscher Zier,
So edel schön wie es der Dichter schaut.
Nach Freiheit rang ich, jener ungefälschten,
Echt deutschen Geistes Kind, nicht der verwälschten,
Die Recht und Sitte frech mit Füßen tritt
Und freiheitstrunken wider Freiheit stritt. —

Und wie mein Buch ich fand bei edlen Frauen
Und hörte selbst mein Lied in Rheinlands Gauen,
So ist mein Trost, wenn bald der Geist entflieht
Der längst schon morschen Hülle, wenn verwischt
Die Zeit den Namen: nimmer doch erlischt
Der Götterfunken, den entfacht mein Lied."

Der Dichter ging zu Gott — Vom Meer heult Sturm,
Und ferne Glocken hallen drein vom Thurm.
Sie läuten heut der Palmen Sonntag ein — —

Und wieder dacht' ich, wie ein Cäsar starb
Und wie ein Dichter in der Frühlingsnacht;
Wie Jeder hier ungleichen Ruhmes Schein
In Wort und Thaten ungleich sich erwarb.

Und wie ich tiefer also nachgedacht,
Sah ich im Geist, wie der entschlaf'ne Dichter
Von seinem Lager langsam sich erhob.
Hell leuchtet in dem müden Glanz der Lichter
Sein Diadem, das um die Stirn ihm wob
Kein Volk von Schmeichlern in des Schreckens Bann,
Nein! Liebe, Liebe, die sein Lied gewann.
Und sieh! Zum Fenster tritt er mit der Leier,
Der gold'nen, schwarz umhüllt vom Todtenschleier,
Und wirft sie in die finstre Wetternacht.
Da stand kein Krieger einsam auf der Wacht
Und hob sie träumend auf — wer wird sie finden? —

Richard von Meerheimb.

Dresden.

Wirf um's Haupt die Trauerſchleier,
Poeſie des Deutſchen Volkes.
Denn der Dichtkunſt hoher Prieſter
Mit dem Zauber ſüßen Wohllauts,
Mit der Anmuth der Empfindung,
Mit der Würde des Gedankens
Und des Worthauchs Melodie:
Unſer Geibel iſt dahin!

Alſo rief ich bei der Kunde,
Wehklagend durch die Fluren,
Sénkte mich in Waldesgründe, —
Und der Quelle leiſes Rieſeln
Trank des Schmerzes warmen Thau.

Schwanengleich mir durch die Seele
Zogen Geibels Melodieen;
Und, zu lautem Weh verkörpert,
Immer wieder, immer wieder
Tönten jene melodieuſen,
Wunderholden Vers-Akkorde,
Die mit ſchmeichleriſchem Zauber,
Zeugen für den ſüßen Wohllaut
Unſrer herzgeliebten Sprache,
Und, daß nicht nur Kraft und Stärke,
Nicht nur Schilderklang und Schwertſchlag

Sie metalliſch rauh durchklirren:
Nein auch, daß die Flötenklänge
Von Italiens weichen Fluren
Hauchen durch die Sprache Teuts!

Alſo aber, hold verkettet,
Schwang ſich, tönend, Vers an Vers:
„Ach, in dieſen blauen Tagen,
Die wie Wellen, ſo gelinde,
Mich in's Leben weiter tragen,
Muß ich hoffen, muß ich fragen,
Ob ich nie Dich wiederfinde,
Liebling meiner Seele Du!“

Horch, und horch! Im grünen Haine
Wird lebendig Laub und Blüthe,
Lauter klagt die Felſenquelle,
Lauter Wind und Wolkenflug.
Sieh', und aus den hohen Himmeln
Senkt ſich Wolk' an Wolke tiefer,
Formen ſanft ſich zu Gebilden,
Runden ſich zu Anmuthsformen;
Und ein Weib — die Deutſche Fraue
Mit der Lyra Deutſcher Dichtung
Strahlt — und ſinket — und verſchwindet
Im Ade der Poeſie:
„Ach, in dieſen blauen Tagen
Muß ich weinen, muß ich klagen
Daß ich nie Dich wiederfinde,
Liebling meiner Seele Du!“

Hermann Lingg.

München.

Ich weiß es jetzt. In jener Nacht,
Die unſres Freundes letzte war,
Bin ich aus ſchwerem Traum erwacht,
Aus einem Traum gar wunderbar.

Mein Lagernachbar rief mich an:
„Was jammerſt Du im Schlaf ſo laut?“
Ich ſprach: „Mahn' morgens mich daran,
Ich hab' ein Traumgeſicht geſchaut.“

In einem Kerker fand ich mich
Und jemand ſchied von mir. Ein Wort
Mir ſagend, etwa wie „verſprich
An mich zu denken“, ging er fort.

Das war in einem Dorf am Strand
Des Gardaſees, die Nacht war hell,
Das Mondlicht in dem ſchönen Land
Warf lichten Schimmer in's Gewell.

Der Tag brach an manch' froh' Geſpann
Flog ſchon des Wegs, ich trat hinaus,
Palmſonntag war's und jedermann
Nahm einen Oelzweig mit nach Haus.

Mit mir jedoch ging jener Traum.
Ich ſann ihm nach unausgeſetzt;
Ja, daß der Geiſt beſiegt den Raum,
Daß Du erſchienſt, ich weiß es jetzt.

Du gingſt von uns, wie nach dem Ziel
Wer uns geführt von dannen geht.
Die Harfe war Dein Saitenſpiel,
Voll Anmuth und doch ſturmdurchweht.

Dein reichſtes war dem Vaterland,
Dem Schönen jedes Lied geweiht.
Leb' wohl, Du treue Freundeshand,
Und dank Dir über Grab und Zeit.

Wilhelm Idel.

Wermelskirchen.

Die Muse klagt, verhüllend ihr Angesicht,
Der Lenz umflort sich: der mit melodischem
Gesang ihn einst so schön besungen,
Ach! er verstummte, der edle Sänger.

Auch Du, Germania, stehest gebeugten Haupts,
Und Zähren tropfen nieder auf's frische Grab:
Dein Herold, dein beredter Priester,
Schied, der wie Keiner für dich erglühte.

Der Burschen Kreis, der sinnigen Jungfrau'n Chor
Anhebt ein Trauern um den Entschlummerten;
In Hütten war er, in Palästen
Allen ein Tröster und Freudenspender.

Wer denkt nicht schönheitstrunkener Jugend gern,
Da wunderbar sein Lied ihm zuerst erklang
Und süß wie Nachtigallentöne
Wonne und Sehnsucht im Busen wachrief?

Wer hat wie er Horazischen Wohllaut uns
In heimischen Weisen köstlichen Klangs geschenkt?
Wie er, ein Troubadour, des Südens
Holde Romanzen entlockt den Saiten?

Als dann der Erbfeind grimmigen Kampf begann,
Wie markig scholl, schilddröhnend sein Bardensang!
Das stolze Babel fiel, er jauchzte
Froh dem erstandenen Reich und Kaiser.

Und nun sein Volk betrauert des Lieblings Tod,
An ihres Priesters Grab die Muse weint,
O laßt auch mich in sanften Rythmen
Klagen um ihn, den entschlaf'nen Meister!

Anna Michaelis.

Dammkirch, Oberelſaß.

Wenn wir ſonſt zu Grabe tragen
Jemand, der mit uns gelebt,
Sich ein zweifelbanges Fragen
In der Freunde Kreis erhebt:

Ob in and're ſchön're Sphären
Scheidend zieht der flücht'ge Geiſt,
Wie's die heil'gen Bücher lehren,
Tröſtend Gottes Wort verheißt.

Doch am Sarg des großen Todten,
Den ein ganzes Volk beweint,
Braucht es nicht der Himmelsboten,
Die der Grübler dreiſt verneint!

Was des Todes dunkle Pforte
Brechend auch dem Aug' erſchließt:
Aus der Thaten ſichrem Horte
Ewig junges Leben ſprießt.

Wem ein hohes Werk gelungen,
Ihn beſchränkt nicht Raum noch Zeit!
Diesſeits ſchon hat er errungen
Palmen der Unſterblichkeit!

Heinrich Fick.*)

Cincinnati.

Ein Steinbild liegt im Pharaonenland,
Das Antlitz sonnenaufgangwärts gerichtet;
Es hält dem Prall von Wind und Wetter Stand,
Vom gelben Wüstensande hoch umschichtet.

Vor Zeiten, wenn der erste Tagesstrahl
Mit goldnem Schein des Bildes Scheitel krönte,
Belebte plötzlich sich das starre Mal,
Und freudig hell ein Morgengruß ertönte.

Doch niemals ward inmitten dunkler Nacht
Der Klang von einem Lauscherohr vernommen:
Sein Lied hat Memnon nur dem Licht gebracht,
Der Sonne, die in Ostens Schooß entglommen.

Nun liegt verstummt der steinerne Koloß,
Es schweigen seines Grußes Wundertöne,
Der Sang, der seinen Lippen sonst entfloß,
Erwacht nicht mehr in zaubervoller Schöne.

So ragtest Du, der Memonssäule gleich,
O Geibel, ob dem dunklen Weltgetriebe,
Und wandtest unbeirrt, gedankenreich,
Die Dichterstirn zum Thron der ew'gen Liebe.

---

*) Dieses Gedicht wurde bei einer vom „deutschen Litterarischen Klub" zu Cincinnati veranstalteten „Erinnerungsfeier an Emanuel Geibel", gedruckt auf schwarzumrändete Cartons, an die Gäste vertheilt. Ein uns vorliegendes Programm jener Gedächtnißfeierlichkeit läßt annehmen, daß sie eine selten würdige gewesen.

Die hehre Sonne wahrer Menschlichkeit
Aus tiefer Brust die Lieder Dir entlockte:
Ein Hort, den reinste Lauterkeit gefeit,
Ein Strom, der erst mit Deinen Pulsen stockte.

Den glühen Flammen, Wahrheit, Schönheit, Recht,
Entsprüht das Licht, das Deine Verse preisen,
Zu dessen Dienste sie ein lau Geschlecht
Mit sinnig ernsten Mahnungsworten weisen.

Im Minnelied ein zweiter Frauenlob,
Prophet und Herold deutscher Reichseinheit,
Tyrtäos, wenn des Krieges Furie schnob,
Und Priester am Altar der Herzensreinheit.

Wer vom Geschick wie Du begnadet ward,
Lebt dauernd fort und sei er auch gestorben,
Der hat auf seines Lebens Pilgerfahrt
Ein Anrecht auf Unsterblichkeit erworben.

Schweigt Memnon-gleich, o Geibel, jetzt Dein Mund,
Ist auch versiegt Dein Sprudelquell der Lieder, —
Wie majestätisch über'm Wüstengrund
Der Vorzeit stummes Denkmal blickt hernieder:

So bleibt Dein Bild, du edler Sangesheld,
Dem geist'gen Auge trotz der Todespforte,
Und sorgsam hüten wird die späte Welt
Im Schrein der Liebe Deiner Dichtung Worte.

— —

Emil Rittershaus.

Barmen.

„O Frühling, Frühling, der in mildem Thauen
Voll Schöpfungswonne du das All durchdringst,
Der du das Meer, den Himmel lässest blauen
Und rauschend mit dem Bach vom Felsen springst —
O Frühling, tiefer, süßer Gotteshauch,
Sei mir gegrüßt und fülle du mich auch,
Wie eine Welle leg' dich an mein Herz
Und spüle sanft hinweg den letzten Schmerz."

So ist Dein „Frühlingshymnus" einst erklungen
So hast einmal den Lenz Du angefleht. —
Er hat erhört Dich! Du hast ausgerungen;
Es ist der letzte Schmerz hinweg geweht
Vom Gotteshauch. — Früh wie fast nie zuvor
Kam nun der Lenz im bunten Blumenflor,
Doch, eh' der Philomele Lied erschallt',
Starb eine Nachtigall im Dichterwald.

Dein Mund verstummte. — Solche süße Weise,
Wie sie gequollen, Freund, aus Deiner Brust,
Hat schon seit Jahren in dem Sängerkreise
Zu singen, ach, kein Einz'ger mehr gewußt!
Wie von des Maimonds Blüthenduft berauscht,
Im Wohllaut schwelgend, haben wir gelauscht.
Der Schönheit Evangelium, es klang
Wie Nachtigallenlied in Deinem Sang.

So tönte hell Dein Festgesang der Minne
Und griff an unser Herz mit heil'ger Macht,
Doch zu dem wüsten Bachanal der Sinne
Hast nie, ein Spielmann, Du Musik erdacht!

Nie hast Du, buhlend um des Eintags Ruhm,
Entweiht des Dichters hohes Priesterthum,
Und nie verhüllt vor Dir in Schleier dicht
Die keusche Scham ihr holdes Angesicht!

Doch mehr noch! Nicht allein zum sanften Kosen
War, Sänger, Deine Muse nur geschickt,
Dein Aug' hat durch der Zeitenstürme Tosen
Prophetisch Reich und Kaiser längst erblickt!
Ein Dreigestirn in Deiner Seele stand:
Gott, Freiheit und das deutsche Vaterland,
Die Drei, Dir über Alles hoch und werth —
Und unter Blumen trugst Du auch ein Schwert! —

Ja, Du warst fromm, doch durftest Du bekennen
Dich frei von jeder Dogmensclaverei!
„Der Freiheit eigen" mochtest Du Dich nennen,
Doch warst Du nie der Diener der Partei.
Ein deutscher Mann in tiefsten Wesens Grund,
Ein deutscher Mann bis in die letzte Stund' —
Und doch ein Mann, dem offen allerwärts
Für jedes Volkes Bestes Geist und Herz! — —

Dein Freund, der Frühling. er ist nun gekommen.
Man trug Dich zu des Friedhofs Ruheplatz.
Der Zeiten Welle hat Dich fortgenommen,
Doch bleibt uns Deines Schaffens Perlenschatz!
Er leuchtet hell in Deutschlands Dichterkron'
In reinem Glanze, theurer Musensohn,
Und über Deinem Todtenhügel steht
Ein Stern des Ruhmes, der nicht untergeht. —

Karl Zettel.

Regensburg.

Iſt auch Dein Geiſt zur Sternenfeier
Der ſtaubgebor'nen Haft entſchwebt;
Iſt auch Dein Grab mit roſ'gem Schleier
Vom Frühſtrahl zitternd ſchon umwebt:
Dein Bild erſtrahlt im hellſten Licht;
Den deutſchen Freunden ſtirbſt Du nicht!

So lang' noch warme Herzen glühen
In unſrer Frauen Edelbund;
So lang der Minne Blumen blühen
Aus treuer Seele tiefem Grund:
Erſtrahlt Dein Bild in ſanftem Licht;
Den deutſchen Frauen ſtirbſt Du nicht!

Mag ſturmgewaltig uns umtoſen
Der wilde Wogenſchwall der Zeit;
Mag Friede ſchmeichelnd uns umkoſen
Wie ſüße Maienſeligkeit;
Dein Bild erſtrahlt in ernſtem Licht;
Dem deutſchen Volke ſtirbſt Du nicht!

Dein Segen wallt auf uns hernieder
Wie Thau auf gold'nen Blüthenſeim,
Auf unſer Streben, unſre Lieder,
Selbſt auf das ſtillſte Dichterheim:
So ſtrahlt Dein Bild wie Sonnenlicht;
Den deutſchen Dichtern ſtirbſt Du nicht!

Ernst Wichert.

Königsberg i. Pr.

Ich sah Dich nie von Angesicht,
Ich hörte nie aus Deinem Munde
Ein Wort, wie's warm zum Hörer spricht;
Und doch von früher Lebensstunde
Entbehrt ich Deiner Führung nicht.

Noch weiß ich's, wie zum ersten Mal
Dein Name um mich her erklungen,
Eh' noch in's junge Herz sich stahl
Das zarte Lied, das Du gesungen
Von Liebesglück und Sehnsuchtsqual.

Und dann — ich setzte mich zur Wehr
Gleich andern trotzigen Gesellen;
Schon hingen Wolken schwarz und schwer
Am Himmel rings: sich kühn zu stellen
Dem Kampf schien rühmliches Begehr.

Man schmähte Dich, Du wüßtest nur
Des Weibes schwachen Sinn zu rühren,
Erstrebtest an der Zeitenuhr
Den Zeiger sacht zurückzuführen
Und folgtest ausgetret'ner Spur.

Und dennoch lauscht' ich tiefbewegt
Den holden Tönen Deiner Leier,
Hab' oft, im Tiefsten angeregt
Von Deinem Lied, in stiller Feier
Den Kranz zu Füßen Dir gelegt.

So schlicht und ernst, so wahr und frei
Gab kaum ein Zweiter sein Empfinden;
Bald sah ich, was verlockend neu
Der Tag bot, mit dem Tage schwinden,
Du aber bliebst Dir selbst getreu.

Verklärt im Licht der Poesie
Erschautest Du, was Deinem Volke
Zur spätgereiften Frucht gedieh;
Dich irrte keine Wetterwolke
Und Dein Vertrau'n versagte nie.

Dem Besten einzig galt dein Sang.
Nie rührte Deine Hand die Saite,
Die wirr für das Gefühl und unrein klang,
Du führtest aufwärts in das Freie, Weite,
Und Allen ward Gewinn, was Dir gelang.

So sah'n wir Dich am Lebensziel
Den ganzen Mann in Priesterhaltung.
Verstummt ist nun des Dichters Saitenspiel;
Doch was er schuf, zu eherner Gestaltung
In's Volksherz schrieb's der Muse Kiel.

Karl Henckell.

Hannover.

Ein sanfter Schwan — so zogst Du Deine Kreise,
Kein Adlersfittich trug Dich stolz empor.
Wie fernes Waldhorn tönte Deine Weise
Bald froh, bald klagend dem geneigten Ohr.
Sie klang vertraut gleich leisem Wipfelrauschen,
Nur selten orgelbrausend schwoll sie an,
Ein Herz voll Frieden mochte gern ihr lauschen,
Das zarte Weib mehr als der rauhe Mann.

Mit schmalem Pfunde, das Dir Gott gegeben,
Hast Du gewuchert als ein guter Knecht,
Was Du geleistet, dankst Du Deinem Streben,
So wardst ein Künstler truglos Du und echt.
Du wußtest ja: der Großen warst Du Keiner,
Die bahnenbrechend für die Zukunft baun,
Doch sah ich Keinen sinniger und reiner
Zum klaren Aether gläubig aufwärts schau'n.

Wohl! Durftest Du die Palme nicht erringen,
Die nur des Genius Stirne hold berührt,
Der, Menschenseelen mit Gewalt zu zwingen,
Des Geistes mächt'ges Zauberscepter führt:
Das Vaterland, dem Du in treuer Liebe
Der Einheit Morgenweckruf dargebracht,
Weiht Dir des jungen Stammes frisch'ste Triebe,
Des Eichenkranzes schwellend-grüne Pracht. —

Das neue Reich! Du haſt ſein Lied geſungen,
Als noch in Wehen ſeine Mutter rang;
Nun wächſt es auf, und ſtolz erſchallt der Jungen
Kraftbrauſender, hochſchwebender Geſang.
Ihr Dichter, auf! Von unſres Meeres Borden
Bis zu der Alpen ragendem Geſtein:
Nicht ſchüchtern mehr! Wer alſo groß geworden,
Muß ſeines großen Volkes würdig ſein.

Johann Georg Fiſcher.

Stuttgart.

I.

Du haſt des Ruhmes volles Maß empfangen;
Den Tauſenden, die auf Dein Herz vertrauten,
Weil ſie an Deinen Liedern ſich erbauten,
Sind aber tauſend andre nachgegangen.

Und wenn des Erdenfrühlings Vögel ſangen,
Erſchufſt Du in den maienweichen Lauten
Den Seelen, die nach andern Zielen ſchauten,
Nach ew'gem Lenz ein tiefes Heimverlangen.

Wie dank' ich Dir's! Dem iſt kein Himmel offen,
Dem dieſe Welt nicht ſolch ein Sehnen giebt,
Und ohne Himmel iſt kein Glück auf Erden.

Der Mai verblüht wie ſterbliche Geberden;
Doch lehrt Dich dieſer nicht auf jenen hoffen,
So haſt Du dieſen auch nicht ganz geliebt.

2.

Wie dank' ich's doppelt, daß Du nicht erschlafft
In Deines Ruhmes wachsendem Frohlocken,
Und hast die oft gezog'nen Mahnerglocken
Aufs neu' geschwungen für des Reiches Kraft!

Und als es nun erstand aus alter Haft,
Dem Kaiser und dem Kanzler unerschrocken
Zu lieb verließest Du den alten Rocken
Und hast befehdet ihre Gegnerschaft.

Denn wer so große Züge that im Vollen,
Den muß man nicht im Kleinen meistern wollen
Und nicht den Wein verschütten und verwässern.

Sorgt immerhin es klüger noch zu machen,
Ihr seid ja Männer, helfet bauen und bessern,
Doch so, daß nicht die Gegner unsr'er lachen.

3.

„Der letzte Dichter" wurdeſt Du genannt,
Laß um dies Vorrecht and're mit Dir ſtreiten;
Ich preiſe jeden, den die Sterne leiten,
Daß er wie Du zu Siegen ſich ermannt.

Und jene Sänger haſt Du ja gekannt
Und halfſt den Lorbeer ihnen ſelbſt bereiten,
Die *den* belobt als echten Volksgeweihten,
Dem für ſein ganzes Volk das Herz gebrannt.

Denn ſowie ohne Haupt ein Volk zerſtöbe,
So ſänk ein Haupt, das nicht ſein Volk erhöbe,
Drum ſei ihr Ruhm den andern auch gewährt,

Die neben Dir, wenn minder auch nach oben,
Für's Volk die Stimme aus dem Volk erhoben,
Dem einen Grunde, der uns alle nährt.

Franz Xaver Seidl.

Regensburg.

Noch hält die Trauer uns den Sinn befangen.
Das Herz kann mühsam nur sich dran gewöhnen,
Daß Du für immer von uns fortgegangen,
Du Hoherprieſter in dem Reich des Schönen;
Daß Deiner Harfe Saiten jetzt zerſprangen,
Die ſüß erklang und in melod'ſchen Tönen. —
Auf's Grab des Sängers ſeiner Lieblingslieder
Legt Deutſchland weinend nun den Lorbeer nieder.

Doch bleibt Dein Lied ein Troſt! Das wird erſchallen
Und wird in fernſter Zukunft von Dir ſagen;
Dem Herzen, das am Edlen noch Gefallen,
Wirſt Du ein Heil'ger ſein zu allen Tagen.
Ging auch zu Ende nun Dein irdiſch Wallen,
Und mußten wir den Staub zum Staube tragen:
Dich nennt das Vaterland ja doch den Seinen,
Und Geibel lebt, ſo lang die Sterne ſcheinen.

Otto Sutermeister.

Zürich.

„Er war der Mädchen Liebling und der Frauen“ –
Fürwahr er war's und wird es immer bleiben;
Doch sollt's euch länger nun nicht mehr erbauen,
Einander diese Phrase nachzuschreiben.

Denn wo ist der Poet, der reiner, wahrer
Sein ganzes Volk hat in sein Herz geschlossen?
Wo der Prophet, aus dessen Munde klarer
Die Kunde seines Auferstehn's geflossen?

Und als der alte Erbfeind es bedrohte
Und als in heißen Kämpfen es gerungen,
Wer war's, in dem die Flamme heil'ger lohte?
Wer hat ein Schlachtlied kräftiger gesungen?

Und so im Frieden wie in Kriegsgefahren
Wer von den Lebenden und von den Todten
Hat allem gottvergess'nen Hohngebaren
Furchtloser, männlicher die Stirn geboten?

„Wenn ihr mich wägt, so wägt den ganzen Dichter“
So bat er selbst einst seine halben Kenner;
So nennt ihn denn nun ihr, gerechte Richter:
„Der Frauen Liebling und den Stolz der Männer.“

In demselben Verlage erschienen ferner:

Deutsche Weisen von Arno Holz und Oscar Jerschke.
Eleg. cart. Mk. 3.—, eleg. geb. m. Goldschn. Mk. 4.—.

Die **„Hamburger Nachrichten"** schreiben in No. 114 vom 13. Mai 1884 über dieses Werk:

> . . . . Gesunde Gedanken und eine warme Empfindung für der Menschen Leiden und Freuden, eine heitere Lebenserfassung, wie ein tiefes und ernstes Versenken in das Innere des Herzenskämmerleins werden von den beiden Dichtern in blühenden, klingenden, untadelig gefügten Versen besungen; die schöne äußere, oft mit Meisterschaft gehandhabte Form, entspricht vollkommen dem Gedankeninhalte. Am glänzendsten und große Ursprünglichkeit verrathend offenbart sich der Dichter Kunst in den ersten Abtheilungen, welche die deutschen Weisen und das deutsche Liederleben der Vergangenheit in unserer zwar viel dichtenden, aber dennoch gesangsarmen und dürren Zeit wieder aufzuwecken suchen; der alte deutsche Humor und das alte deutsche Gemüth stehen darin wieder auf. Die Romantik des Mittelalters, wie unwahr sie an sich auch sein mag, kann kaum schöner verklärt werden; selbst in den häßlichen Zügen ihres Wahns und des Aberglaubens. Die „Lieder eines Fahrenden", der in weinseligem Traume auf den Blocksberg entführt wird und dort einen Hexensabbath mitfeiert, sind köstliche Charakterbilder und so plastisch gerathen, daß sie der Pinsel eines Malers zu farbenreichen Nachtstücken formen könnte. Es wäre noch Mancherlei aus den Gedichten herauszuheben, wo diese feine Malerei so prächtig und anziehend wirkt, aber das mag unterbleiben, um nur noch für die Bemerkung Raum zu lassen, daß auch die psychologischen Zergliederungen in den treffendsten einzelnen Zügen erscheinen, namentlich in den Gedichten ernsten Inhalts, wie z. B. in den schon erwähnten „Liedern einer Nähterin", in welchen die Dichter in den rührendsten Versen ein ergreifendes Seelendrama schildern. Die „Deutschen Weisen" möge jedes poesiefreundliche Haus gütig aufnehmen.

Die „**Leipziger illustrirte Zeitung**“ schreibt in Nr. 2141. 1884.

Das Buch ist Julius Wolff, dem volksthümlichen Epiker, gewidmet, und wechselvoll, wie dieses Dichters eigene Klänge, bald schalkhaft derb, Herz und Ohr zugleich erfreuend, tönen auch die „Deutschen Weisen“. Mitunter verleihen ihnen die dämonischen Geister des Weines eine geradezu zwingende Gewalt; so namentlich in dem „Walpurgis“ überschriebenen, an die schauerliche Sage von Tartini's „Teufelssonate“ mahnenden Traum eines bezechten Geigers. Außer diesem Phantasiestück in Callot's Manier verdienen noch die zwölf „Lieder einer Nähterin“ als wahre Perlen der Poesie hervorgehoben zu werden, Perlen leider auch in dem Sinne, wonach solche Gebilde der feuchten Tiefe Thränen bedeuten. Was weiter das von seinem Verleger würdig ausgestattete Buch an naturfreudigen „Sommergesängen“, zartsinnigen „Stammbuchblättern“ und idealgetragenen „Gedankenflügen“ bietet, ist alles gleich lesenswerth. Dazu hat eine Neigung für entschwundene Wortbildungen hier bereichernd gewirkt und manchem kerndeutschen Ausdruck durch den Schliff des Reimes zu neuem Leben verholfen.

Der „**Dresdener Anzeiger**“ schreibt am 23. Mai 1884.

Was der Titel dieses Bändchens verspricht, wird gehalten. Es sind echte deutsche Weisen, kräftig und erfrischend, wahr und innig empfunden, oft einen höheren Aufschwung nehmend, durchweht von Begeisterung für das Ideale, Reinheit des Herzens preisend und in verschiedenen Dichtungen jene edele Vaterlandsliebe aussprechend, die weit entfernt von allem Tendenziösen und von gehässigem Chauvinismus ist. Auch an gesundem Humor fehlt es in dieser Sammlung nicht, der zuweilen, wie z. B. in dem Gedicht „Bettelmannshochzeit“, ferner in dem aus zwölf Nummern bestehenden Cyklus „Walpurgis, Lieder eines Fahrenden“ mit liebenswürdiger Keckheit sich kund giebt. Die Dichter hätten es jedoch nicht unterlassen sollen, ihre Poesien mit ihrem Namen zu bezeichnen. Wenn Einem das eine oder das andere Gedicht ganz besonders gefällt, möchte man doch auch gern wissen, wer es geschrieben hat.

Parrisius, Eduard, Gedenkblätter. Gewidmet den Freunden des Verewigten. In eleg. Leinwandband Mk. 3.—.

Ueber dieses Werk schreibt Ferdinand Gleich im **„Dresdener Anzeiger"**, No. 127 vom 6. Mai 1884:

Wenn diese Gedenkblätter auch zunächst für die Freunde des leider so früh dahingegangenen, jungen Gelehrten und Schriftstellers (geb. in Berlin am 24. März 1857, gest. am 19. Oktober 1883 ebendaselbst) bestimmt sind, so werden sie doch nicht minder in weiteren, namentlich künstlerischen Kreisen lebhafte Sympathie finden. Welch' ein reicher Geist, welch' ein warmes, edles Herz, welche echte Religiosität und sittliche Reine offenbaren sich in dem von dem Verstorbenen während seiner Reisen in Deutschland, Frankreich, n der Schweiz und in Italien geführten Tagebuch. Auch seine Anschauungen über Naturschönheit, seine geistvollen Beobachtungen des Volkslebens sind höchst anziehend und belehrend und sprechen für eine geistige Reife, eine Fertigkeit und Festigkeit des Charakters, wie man das doch nur selten in so jugendlichem Alter findet. — Außer diesen Tagebuchblättern enthält der mit dem Bildniß des Verstorbenen gezierte Band eine Auswahl von bisher noch nicht veröffentlichten Dichtungen: „Versuch eines Drama's mit Chören", ein Schauspiel in einem Act „Der Graf von Einsiedel" und eine Reihe von lyrischen Gedichten ernsten Inhalts. Das Buch schließt ab mit einem Sonett. „Der Künstler starb", in dessen letzten Zeilen: Und nehmet dies als meine letzten Worte: — „Wer glühend Schönheit fühlt, dem ist beschieden — Im Leben Kampf, im Sterben Gottesfrieden" das ganze innere Wesen des Dichters zum Ausdruck kommt.

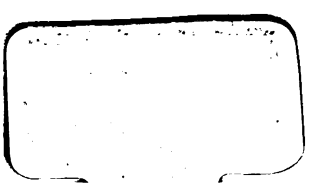
Die **„Dresdener Nachrichten"** schreiben in Nr. 205. 1884.

Diese tagebuchartige Wiedergabe von zumeist in Frankreich, Italien und der Schweiz empfangenen Reiseeindrücken überrascht durch das klare und dabei gemüthswarme Gedankenthum ihres Verfassers, und die ethische Verklärung, welche hier das Ringen nach harmonischer Weltanschauung über das Leben eines schlichten Privatgelehrten breitet. Der junge schwärmerische Ideolog durchforscht die Natur und das Volk, die Museen und Bibliotheken obiger Länder mit einem

leider das Mark seines Lebens aufzehrenden Eifer. Nicht wenige der in so trauriger Weise errungenen Wissensschätze, insonderheit die Urtheile über etliche Meisterwerke der Kunst, besitzen dauernden Werth. Wie viel kleine feine Züge weiß dieser Jüngling von Genie und Herz allein Veronese's, „Hochzeit zu Cana" im Louvre abzulauschen! Nicht minder interessirt die philosophisch-patriotische Würdigung von Richard Wagner's Tonschöpfungen, und ein Vorschlag wie der, die „Walküre" zum Festspiele einer alljährlich wiederkehrenden, deutsch-nationalen Frühlingsfeier zu erheben, verdient gewiß Beachtung. Das schließlich durch diese auch dramatisch bereicherten und mit dem Bildniß ihres Verfassers gezierten Blätter ein Hauch tiefer Schwermuth weht, macht sie nur noch anziehender. Man hört in ihnen gleichsam schon die Cypressen rauschen und sieht die Flamme eines idealen Lebens flackernd mit dem Hauch des Todes kämpfen!

Die **„Vossische Zeitung"** schreibt in Nr. 241. 1884.

Wir haben den im 27. Lebensjahre verstorbenen Mann, dessen ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmtes Tagebuch hier publicirt wird, nicht gekannt, aber wir billigen und würdigen den Wunsch seiner Freunde, seine Aufzeichnungen allgemein zugänglich zu machen. Letztere knüpfen an des Verfassers Aufenthalt in Italien an und berühren daher zum großen Theil viel besprochene Dinge. Aber wie eigenartig, wie bedeutend ist das, was dieser junge Mann sagt! Man glaubt, wenn man sich in dies Buch einliest, in einen allmählich immer glänzender beleuchteten Tempel einzutreten, der allen guten und großen Göttern geweiht ist. Hier heißt es z. B.: „Je mehr der Mensch von seinem Werthe durchdrungen ist, um so unglücklicher ist er — und doch ist dieser Kummer nöthig, denn er führt zu Gott und zur Erkenntniß." Und von den Madonnen Filippo Lippi's: „In ihnen kommt der Charakter seines Zeitalters in grellen Gegensätzen zum Ausdruck: die unendliche Sinnlichkeit und die gottergebene Demuth . . . . Nur die volle echte Sinnlichkeit ist im Stande, sich zu der ganzen, reinen Göttlichkeit zu erheben." Hier spricht ein Mann, der seinen Plato nicht bloß gelesen, sondern auch verstanden und sich in ihn eingelebt hat; und solche Männer begrüßt man einmal gern.

Juncke & Naeter, Berlin SO., Köpnickerstr. 56.

60616075